Am Urdhs-Brunn...

Verein für Verbreitung Volksthümlich-Wi...

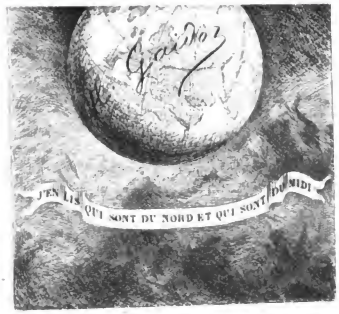
RI
69
4-5

Library of

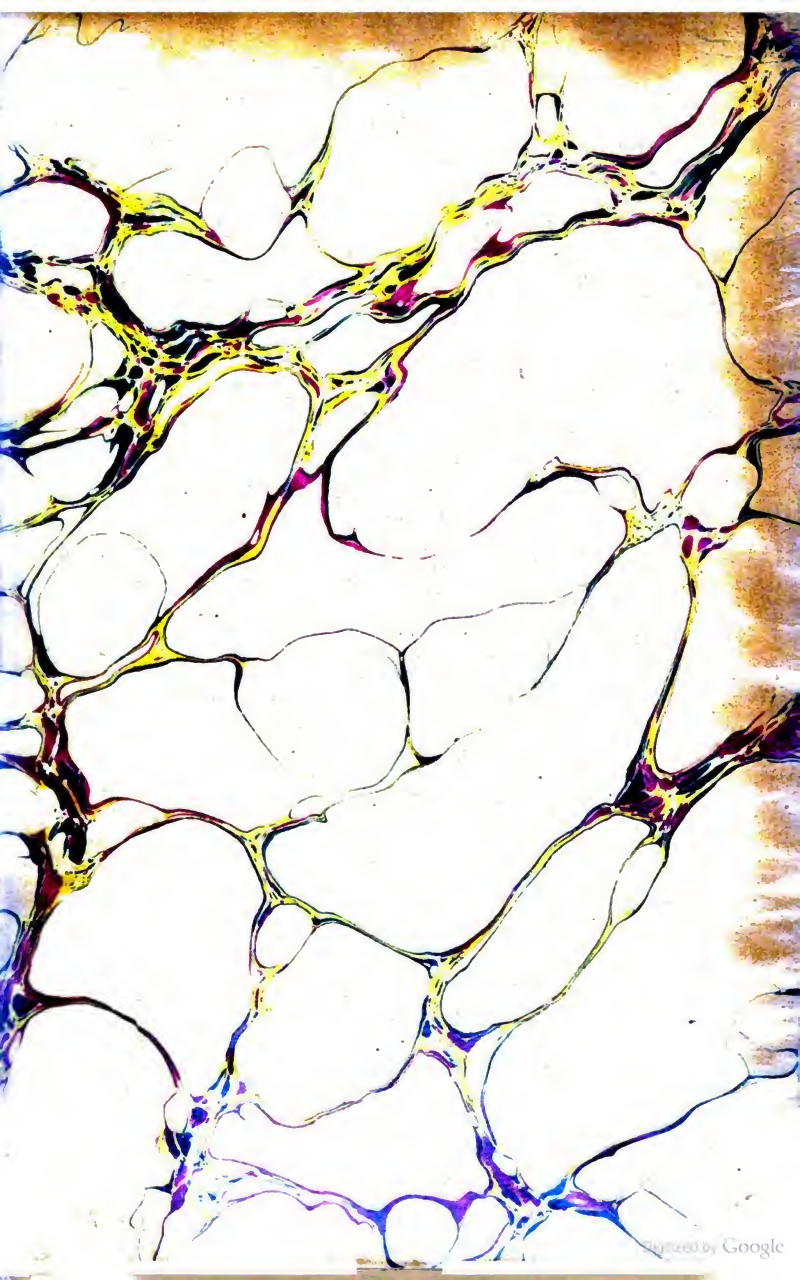
Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Theodore F. Sauxay Fund



Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Am Ards-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 1. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886.**

Inhalt: 1. Mythologische Streifereien. 2. Die heidnische Cultusstätte an der Porta. 3. Zwei Oghaminschriften. 4. Kinderspiele. 5. Kleine Mittheilungen, Fragekasten. 6. Litterarisches. — Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Mythologische Streifereien.

Von F. Höft.

6. Biford (Biſând) im Rendsburger Nobiskrug.

Als ich mir vornahm vom Rendsburger Nobiskrug aus mythologische Streifereien in die Ferne zu machen, war ich mir wohl bewußt, vom Nobiskrug zuerst nur Vorläufiges bringen zu können. Es lag auch in meiner Absicht, zu wiederholten Malen vom Nobiskrug aus in andere Gegenden zu schweifen. Je mehr ich aber mich in der Sagenliteratur umsehe, desto mehr stellt sich heraus, daß durch die Erörterung der Bedeutung dieser Teufels- und Todten-Herberge ein sehr großes mythologisches Feld berührt worden ist. Es handelt sich nicht blos um Nobiskrüge, sondern auch um Nobelskrüge, Näberskrüge, Alken- und andere Krüge; sowie ferner nicht allein um Schlünde und Abgründe bei diesen Krügen, sondern auch um versunkene Krüge, Klöster, Kirchen u. s. w. sowie um deren reichliche Beziehungen zu andern mythologischen Dingen. Es fehlt durchaus nicht an Sagensammlungen und mythologischen Auseinandersetzungen, in welchen das von mir berührte mythologische Thema angelegentlich berücksichtigt worden wäre. Mit mehr als Bienenfleiß ist in Sammelwerken zusammengehäuft, was nur geeignet erscheint, die mythologischen Anschauungen unserer Vorfahren zu enthüllen, es erwächst aber dem Forscher, dem nicht gestattet ist, seine Zeit einzig und allein der Mythenforschung zuzuwenden, eine andere nicht geringe Schwierigkeit, nämlich die, alle die vorhandenen vielen und reichhaltigen Sammlungen herbeizuschaffen und zu durchforschen. Manche der einschlägigen Werke sind gar nicht mehr im Buchhandel zu haben und ebensowenig aus öffentlichen Bibliotheken zu entlehnen. Es scheinen sich diese Schwierigkeiten selbst denjenigen Herren bemerkbar zu machen, welche es unternehmen, die Sagenliteratur durch werthvolle Sammlungen zu vermehren. Sie lehnen es gemeiniglich ab, dem Beispiele Kuhn's und anderer Forscher zu folgen und Fingerzeige über Verbreitung und Bedeutung der von ihnen mitgetheilten Sagen zu geben. Gewiß ist es löblich, die noch vorhandenen aus dem Alterthum stammenden Sagen zu sammeln, aber es

(RECAP) 748798

darf auch nicht vergessen werden, daß die Sagensammlungen weniger dazu bestimmt sein können, kleine und große Kinder in der Dämmerstunde (Schuppstunde) zu unterhalten und bei ihnen ein geheimes Gruseln zu erzeugen, sondern vielmehr dazu, unser mythologisches Wissen zu bereichern. Ich benutze diese Gelegenheit, den werthgeschätzten Lesern d. Bl., welche der Redaction ihre Wünsche über den Inhalt des Blattes aussprachen, mitzutheilen, daß geeignete, aus dem Volksmunde geschöpfte Ueberlieferungen nach wie vor willige Aufnahme finden werden, bitte aber auch darum, das Bestreben des Blattes, der Mythenforschung neue, dem Ziele zuführende Bahnen zu eröffnen, freundlichst unterstützen zu wollen. — Indem ich mir vorbehalte, die mitgetheilten wenigen Züge über die Bedeutung des Nobiskrugs wie sie im ersten Artikel dieser Mittheilungen dargestellt sind, aus den Sagen anderer Gegenden zu vervollständigen, erlaube ich mir nochmals aus dem Rendsburger Nobiskruge eine mythologische Beziehung herauszustellen und daraus Veranlassung zu nehmen, noch einmal einen Abstecher in das klassische Alterthum zu machen und auf diesem Wege dem von Unruh dargestellten Urkultussystem neue Stützen zu verschaffen.

Im Nobiskrug bei Rendsburg wurde früher um die Johanniszeit ein Fest gefeiert, welches den auffälligen Namen Bifood (Bifäud) führte. Noch in den 50ger Jahren unseres Jahrhunderts las man im Rendsburger Wochenblatt Anzeigen, wie folgt: „Sonntag den — Juni Bifood in Nobiskrug." Es war dies ein Tanzvergnügen mit besonderen Gebräuchen. Es wurde nämlich, wie alte Leute erinnern, in der Mitte des Tanzlokals eine aus Blumen, Laub oder Kraut gewundene Krone aufgehängt. Man legte zwei große Kränze kreuzweise übereinander und verbarg in der so gebildeten Doppelkrone ein „Gewinn". Zu einer gewissen Zeit, ohne Zweifel um Mitternacht, hörte für eine Zeitlang der Tanz auf und wurde alsdann von den jungen Leuten nach dem im Kranze aufgehängten Gewinne „gesprungen". Wer denselben erreichte und herunterzog, war der „König" des Festes. Um die Erreichung des Gewinnes schwieriger zu machen, soll man stechende und verwundende Gewächse, wie z. B. Dornen in den Kranz hinein gewunden haben. Wahrscheinlich fand sich auch anderswo dieses Johannisfest. In Heide (Dithmarschen) wurde um Johannis ein Kinderfest abgehalten, das den Namen „Kranzbier" führte. Der Kranz, — es waren ebenfalls zwei zur Krone gekreuzte Kränze, — wurde Tags vorher im Orte von Haus zu Haus gezeigt, wobei es jedesmal einen kleinen Beitrag an Geld zur Festkasse lohnte. — Da das Nobiskruger Tanzvergnügen den Namen Bifood führte, liegt die Vermuthung nahe, daß die Pflanze, welche diesen Namen hat, bei diesem Feste eine Rolle spielte. Die im Tanzlokale aufgehängte Krone wird hauptsächlich aus diesem Kraute gewunden worden sein. Daß die Beifußpflanze auf das Johannisfest besondere Beziehung hatte, bezeugt der alte Nocolaus Gryse. Derselbe sagt (Lisch. Jahrb. 20): „Wenn St. Johannisdach in Landt kömpt vnd vorhanden ys, so geidt man den sylven vnder Ogen mit stinkenden Loddeken (Lorrik, d. h. Lattich, Tussilago oder Klette, Arctium), drifft sine Aperye mit velen anderen kindischen vnd närrischen Alefanzeryen affgödischer Wyse, indem man St. Johannem alse enem Gott hefft angeropen vnde vnder anderem gesungen: Te deposcimus, ut crimina nostra ac facinora continua prece studeas absolvere. (Wir bitten dich, daß

Digitized by Google

du unsere Sünden und Verbrechen durch beständiges Gebet zu sühnen strebst). Ock hefft man St. Johannesblomen gewyhet vnd de Lüde averredet, dat de sylven gewyheten Blomen gudt weren vor den Donner, dat derselve in dat Hus dar se weren, nich slan konnede. — Ock hefft man an dissem Dage gewyhete Byvoth unme sick gegordelt, edder gebunden, vnd geseggt, dat wenn einer den sulven by sick hebde, so werde he nich mode vp der Reise, wenn he ginge, were ock godt vor de Wehedage des Ruggens. Ja, wenn man an dissem Dage um Twolffen in de Erde na syner Art gröve, vnde ene Kale vnder dem Byvoth sünde, so were de Kale vor dat Feber sehr gudt. Jegen Avendt warmede man sick by St. Johannes Lodt- vnd Nothfüer, dat man uth dem Holte sagede. Solke Füer stickede man nich an in Godes, sondern in St. Johannis-Namen, lep vnde rönnede dorch dat Füer, spökede mit demsülven als Urs- vnde Molochsdener, richtete vele Affgaderye uth, dreff dat Vehe dardorch vnd is dusend Fröuden vull gewesen, wenn man de Nacht mit groten Sünden, Schanden vnd Schaden hefft tho gebracht." (Auf hochdeutsch: Wenn Johannistag ins Land kommt und vorhanden ist, dann geht man demselben mit stinkendem Lorrik entgegen, treibt Affereien mit vielen anderen kindischen und närrischen Alfanzereien abgöttischer Weise, indem man den St. Johannes als einen Gott angerufen und unter Anderem gesungen hat: To deposcimus etc. Auch hat man St. Johannesblumen geweihet und die Leute überredet, daß dieselben das Haus gegen den Donner (Blitzschlag) schützten. Auch umgürtete man sich an diesem Tage mit geweihetem Beifuß und sagte, daß wenn Jemand den Beifuß bei sich hätte, so werde er auch der Fußreise nicht müde werden, auch sei derselbe gegen Rückenschmerzen gut, Ja, wenn man an diesem Tage um 12 Uhr in bestimmter Weise grübe und eine Kohle unter dem Beifuß fände, so wäre die Kohle gegen das Fieber sehr gut. Gegen Abend wärmte man sich beim Johannes „Lodt"-(?) und Nothfeuer, das man aus dem Holze sägte. Solche Feuer steckte man nicht in Gottes, sondern in St. Johannes Namen an, lief und rannte durch das Feuer, spukte mit demselben als Ur- und Molochsdiener, richtete viel Abgötterei damit aus, trieb das Vieh hindurch und ist tausend Freuden voll gewesen, wenn man die Nacht mit großen Sünden und Schaden zugebracht hatte. —)

St. Johannes stand hier selbstverständlich an der Stelle eines heidnischen Gottes und ist dieser beim Nobiskrüger Johannisfeste sicherlich kein anderer als der Prälunarch oder der Mondgott, der in den ersten 28 Tagen jeden Monats Zeitregent war. Mit ihm zugleich und mit ihm eines Wesens regiert die Prälunarchin, die Prinzessin des Nobiskrüger Gehölzes, an deren Stelle zur Christenzeit die Jungfrau oder „unsere-liebe-Frau" trat. Es ist also nicht Zufall, daß sowohl die Marienkirche in als auch die vor Rendsburg oder „Unse-leven-Frauwen — Kercke binnen und buten Rendsburg" nach der Mutter Maria den Namen erhielt. Die Beifußpflanze steht somit erwiesenermaßen mit dem Kultus des Prälunarchen und der Prälunarchin in Verbindung. Alle Beifußarten führen deshalb auch den Namen Artemisia nach der griechischen Prälunarchin Artemis. Der baumartige Beifuß (Artemisia arborescens) ist in den Mittelmeerländern heimisch und war der ägyptischen Prälunarchin Isis heilig. Zweige dieses Strauches wurden von den Priestern dieser Göttin bei feierlichen Prozessionen getragen.

Digitized by Google

Der gemeine Beifuß hieß nach Grimm ahd. pipoz, mhd. biboz von pozan = schlagen, stoßen, stampfen; plattd. botzen = schallend schlagen, fallen u. s. w. vgl. ahd. anapoz, mhd. aneboz Amboß. Der Name pipoz, biboz würde also Beischlag bedeuten. Grimm bemerkt hierzu: „Die Benennung hat nichts zu schaffen mit Fuß,*) scheint aber uralt. Abergläubische Meinungen und Gebräuche müßten erklären. Klopfte man an das Kraut oder schlug man damit auf Menschen?" Letzteres wird zutreffend sein, denn im Kultus der Artemis kommt gerade eine Geißelung als eigenthümlicher Zug vor und könnte wohl in Verbindung mit anderen Ruthen das Beifußkraut mit zur Geißelung verwandt sein. Vielleicht hoffte man von der Verwendung dieser Pflanze bei der Geißelung schnellere Heilung der Wunden.

Nach dem Grimmschen Wörterbuche aber scheinen die Namensformen pipoz, biboz süd- und mitteldeutsche zu sein und braucht damit die norddeutsche Form Bifood (Bifâud) nicht völlig übereinzustimmen. Nach der nordd. Form aber scheint die unrichtige Uebersetzung ins Hochdeutsche erfolgt zu sein. Aus pipoz, biboz oder nach einem Kräuterbuche von 1400 bibes wird schwerlich das Volk das Wort Bifood bilden und würde aus diesen Wortformen nicht die unrichtige hochd. Uebersetzung Beifuß erfolgt sein. Was aber bedeutet Bifood? — Der Beifuß, auch der rothe und weiße Buck (Bock), und Johannisgürtel genannt, wird für officiell gegen Mutterbeschwerden und allerhand Frauenkrankheiten gehalten. Volksnamen der Artemisia vulgaris (Beifuß) sind u. a. Biboth, Bips (bipes Zweifuß?), Weiberkraut, Jungfernkraut, Mutterkraut, Gürteln, Johannisgürtel, Himmelskehr. Ein Kranz von Beifuß, um den Nabel der Wöchnerin gelegt, hilft in Kindesnöthen. Zu diesem Gebrauche des Beifuß paßt die Bedeutung der hierhergehörigen plattd. Wörter Kindsfood und Brettfood. Kindsfood ist ebenso falsch wie Bifood verhochdeutscht. Kindsfâud ist nicht Kindesfuß, sondern Kindesgeburt. Man versteht unter Kindsfood die Zusammenkunft von Nachbarinnen und Freundinnen einer Wöchnerin bei der Geburt eines Kindes. Im Dithmarschen bedeutet „grosfood" (o geschärft) schwanger. Das plattd. Wort föden (föden) bedeutet zwar zunächst auffüttern, aufziehen, schließt aber die Bedeutung von gebären nicht aus. Im Dänischen aber bedeutet „föde" geradezu gebären und ernähren. Zu vergleichen ist das altlateinische fetare = gebären, hecken, befruchten, brüten; davon das Snbst. fetus das Gebären ꝛc.; die Frucht — und das Adj. fetus schwanger ꝛc. (Fötus = Embryo). Bifood ist hiernach das bei der Geburt des Kindes zu benutzende Kraut. Brettfood oder Breddfoot ist der plattd. Name der Kröte. Das Wort ist nicht durch Breitfuß zu verhochdeutschen. Es ist zwar das ganze Thier breit aber an demselben nicht vorzugsweise der Fuß und müßte nach dieser Verhochdeutschung das Volk nicht Brettfood, sondern Breedfood sprechen. Ueberdies ist die Uebersetzung von — food durch Fuß bereits verdächtig genug. Bredd — möchte mit dem englischen to breed (imperf. und partic. bred) brüten, zeugen, gebären, aufziehen, wachsen, zu vergleichen sein. Man hat beobachtet, daß Kröten sich die Eierschnur der Weibchen um die Hinterbeine schlingen und sie so zu sagen ausbrüten; jedoch möchte diese Andeutung eine zu gesuchte sein. Daß die Kröten aber mit den Geburten der Kinder ebenso

*) Man hat freilich den Namen Beifuß aus dem Aberglauben rechtfertigen wollen, daß wer den Beifuß im Schuh trage, also beim Fuß trage, auf Reisen nicht müde werde.

Digitized by Google

sehr in Verbindung stehen, als das Bifood-Kraut, steht ohnedies fest. Bei einer Bauernfrau in Schmiedendorf bei Lützenburg erschien im Garten eine Kröte, die sich nachher als ein Unterirdischer erwies, um die Frau nach dem im Gute Neudorf liegenden Kegelgrabe Voßberg zu holen, um einer im Voßberge liegenden Königin der Unterirdischen oder, wie sie dort heißen, der weißen Weiber, in Kindesnöthen beizustehen. Die Unterirdischen verhelfen nach einer Sage in Müllenhoff (S. 289) zum Kindessegen, rauben aber auch neugeborene ungetaufte Kinder und schwangere Frauen (S. 297). Der Gräfin Rantzau erschien ein Unterirdischer ebenfalls in Krötengestalt. Auf den friesischen Inseln erscheinen die Unterirdischen als Kröten beim Bierbrauen. Dergleichen Sagen giebt es unzählige.

Das Johannisfest ist ein Geburtsfest und zwar das des Mondgottes. Wie zur Zeit der Wintersonnenwende das Sonnenlicht geboren wird und von da an stetig wächst oder zunimmt, so mit der Sommersonnenwende das Mondlicht. Was im Sonnenkultus das Mitwinterfest war, das war im Mondkultus das Mitsommerfest. Deshalb kann da, wo die Mondgötter besondere, vorzugsweise Verehrung fanden, die von Nicolaus Gryse berichtete fröhliche Feier der Johannisnacht nicht auffallen. Die Johannisnacht ist, wie Schütze schreibt (im Idiotikon) ein wichtiger Tag für den Aberglauben. Die Mädchen in den Dörfern binden einen großen Johanniskranz aus Johanniskraut, Flieder, Kamillen u. s. w. und hängen ihn auf der Landdiele auf bis zum Winter. Dann wird er, völlig getrocknet, an einen sichern Ort gelegt, und wenn im Hause eine Maladie, Geschwulst u. s. w. entsteht, wird von den Kräutern des Kranzes genommen und äußerlich, wie innerlich gebraucht. Alle Kräuter am Johannisabend gepflückt, haben als Hausmittel besondere Kraft. Am Johannistage findet man bei Sonnenaufgang an der Wurzel des Johanniskrautes einen Blutstropfen und des Mittags 12 Uhr unter der Wurzel des Beifußes eine Kohle. (Lisch-Mecklenburg.) Vermuthlich deutet der Blutstropfen auf die Geißelung im Artemiskultus, die Kohle auf das ihr angezündete Feuer. — Mädchen und Frauen dürfen in der Johannisnacht durchaus keine Wäsche draußen lassen, weil sonst der böse, fliegende Krebs darüber geht, was zur Folge hat, daß die Leute, welche solche Wäsche benutzen einen Krebsschaden (fressenden Schaden) bekommen. Bei der Bezeichnung Krebs ist an das Zeichen des Thierkreises zu denken. Die Sonne steht um Johannis im Zeichen des Krebses. Letzteres ist von böser Bedeutung. Hochzeiten und Kindtaufen feierte man früher nicht gern an Tagen, neben welchen im Kalender das Zeichen des Krebses steht. Gegen den fliegenden Krebs schützen Johanniskräuter, ins Dach gesteckt, als die knollige Fetthenne (Sedum telophium) das Hartheu (Hypericum perforatum) beide Johanniskraut genannt, der Beifuß u. s. w.

Kaum ein anderer Tag im Jahre hat im Volksaberglauben Norddeutschlands eine solche Bedeutung, wie der Johannistag. Nach Kuhn (Norddeutsche Sagen und dessen märk. Sagen) werden am (wurden am) Südharz und in den katholischen Gegenden Westfalens Johannisfeuer angezündet. Am meisten aber scheinen die in vormals wendischen Gegenden bestehenden Gebräuche sich in Uebereinstimmung mit den aus Holstein und Mecklenburg mitgetheilten obigen zu befinden. Im sog. Wendlande zwischen Salzwedel und Gartow findet zum Johannis ein Wettreiten nach einem Kranze statt. Auch wird dort eine Birke unter Feierlichkeiten als Kronenbaum

Digitized by Google

aufgerichtet und jedes Jahr erneuert. Ferner war es bei denselben Wenden Sitte, mitten im Dorfe einen sog. Kreuzbaum, eine Eiche, aufzupflanzen, der so lange stehen blieb, bis er umfiel. Er durfte alsdann vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder aufgerichtet werden, weil sie sagten, die „Stäte" wolle es nicht leiden. Maria ist, wie bereits dargethan wurde, an die Stelle der heidnischen Kuh- oder Mondgöttin getreten und wird die „Stäte" ebenfalls keine andere sein. Diese Stäte wurde, wie Kuhn bemerkt, von etlichen für einen männlichen Geist ausgegeben, der sich an Stelle des Baumes aufhalte, daher auch kein Wende mit garstigen Füßen über diesen Platz gehen dürfe. Einst begab es sich, daß zu Rebensdorf oder zu Daugsdorf, der Dorfbulle oder Dorfstier, als er von der Weide kam, seine juckende Lende mit solcher Gewalt daran scheuerte, daß der Baum darüber umfiel und den Bullen todtschlug. Dies nahmen die Bauern als ein doppeltes Zeichen bevorstehenden Unglücks. Zur Versöhnung der (oder des) beleidigten Stäte wurde darauf alle Jahre auf den Tag, wo der Bulle todtgeschlagen worden war, all ihr Vieh um den Baum getrieben. Wir haben hier einen deutlichen Hinweis, daß der männliche Geist Stäte kein anderer ist, als der Stier- und Mondgott Apis. Wäre noch ein Zweifel daran, so könnte derselbe durch nachfolgenden Bericht Prof. Kuhns gehoben werden. Die Lüneburgischen Wenden hielten es für ein besonderes Unglück, wenn der Bulle natürlicher Weise starb und haben sie diesem Thiere oft sein Begräbniß mitten im Dorfe und in einer dazu verfertigten Grube angestellt. — Der Kreuzbaum, 20 und mehr Ellen hoch, hatte oben ein hölzernes Kreuz und über diesem einen feststehenden eisernen Hahn. War nun ein neuer Kreuzbaum erforderlich und Mariä Himmelfahrt herangekommen, so zog man in den Wald, einen solchen zu holen. Die Hauswirthe traten auf den Baum zu und jeder mußte einen Hieb hinein thun, bis er umfiel. Darauf legten sie ihn auf einen mit Ochsen bespannten Wagen und deckten ihn mit ihren Röcken zu, so daß nichts von ihm zu sehen war und fuhren ihn mit Freuden nach der Stätte, wo der vorige gestanden, und diese war ein kleiner runder Hügel mitten im Dorfe. Ein wendischer Zimmermann hieb ihn viereckig zurecht, schlug Pflöcke ein und nun stieg der Schulze, nachdem der Baum mit Freudengeschrei aufgerichtet war, hinauf, setzte den Hahn hinauf und segnete ihn mit einem Glase Bier ein. — Auch das Vieh wurde zu diesem Baume getrieben und mit Bier eingesegnet, weil man meinte, die Stäte wolle es so haben, andernfalls gedeihe das Vieh nicht.

Zu diesen deutlichen Hinweisen auf die Bedeutung der Kuhgöttin und des Stiergottes fügen wir noch als ferneren Hinweis die Beschreibung Kuhns vom Bullenfest im Drömling. An einem bestimmten Tage wird in der Schänke des Drömlings der Gemeinstier geschlachtet und auf der Stelle verzehrt. Ein jeder Hofwirth findet sich mit Anbruch des Tages dazu ein, kaum ist der Stier geschlachtet, so wird ein Stück Fleisch ausgeschnitten und zum Frühstück bereitet. Alsdann wird jeder Hauswirthin ein Stück Fleisch nach Hause geschickt und wird das übrige in der Schänke verzehrt. Das Fell wird vertrunken und die Genitalia des Stiers werden auf der Diele aufgehangen. Hinzugefügt muß noch werden, daß die Erwähnung der Genitalia für den Mondkultus von Bedeutung ist und daß am Drömling das Dorf Neuferchau liegt, welches als Nobiskrug, Näberskrug oder Aberskrug in der ganzen Gegend bekannt ist. Hier müssen nach allgemeinem Glauben die

Digitized by Google

Todten ihren letzten Sechser verzehren und hier halten die Todten ihre Zusammenkünfte. Die Todten aus dem Hansjochenwinkel wenigstens kommen nicht eher ins Himmelreich, als bis sie da gewesen sind und den mit in den Sarg gegebenen Sechser dort vertrunken haben. Das Himmelreich aber, welches hier gemeint ist, liegt in der Unterwelt, wozu der Nobiskrug der Eingang ist. Die dort unten weilende Kuh- oder Mondgöttin ist nicht allein Todesgöttin, sondern auch Geburts- und Lebensgöttin — die Artemis der Griechen und anderer mit ihr identischen Göttinnen.

2. Die heidnische Cultusstätte an der Porta.

Von Hermann Hartmann.

Wenn uns die Sage eine Gegend vorführt, in welcher ein Kampf zwischen dem siegreichen Christenthum und unterliegendem Heidenthum stattgefunden hat, so können wir mit Sicherheit diese als eine frühere heidnische Cultusstätte ansprechen. In Nr. 8, Bd. 3, Jahrg. 5, dieser Zeitschrift habe ich unter dem Titel: „Der Teigtrog und Backofen des Teufels und der Süntelstein" auf die heidnische Cultusstätte bei Venne im Osnabrückischen hingewiesen, in diesem Aufsatze sei mir gestattet, auf eine noch berühmtere, die in der Portagegend bei Minden, aufmerksam zu machen.

Schon die Entstehung des Weserdurchbruchs wird uns durch eine Sage erzählt: „Gott der Herr, heißt es bei Kuhn S. 249, hat, als in alten Zeiten das ganze Weserthal bis zur Porta ein See gewesen, einmal ein Erdbeben geschickt, so daß die Wasser bei Hausberge sich Bahn brechen konnten und zum Meer herabgeströmt sind. Also wurde das Land frei, daß es bebaut werden konnte." Wer war dieser Gott? Nicht der christliche, sondern der heidnische, Gott Donar, der Donnerer, der Ueberwinder der culturfeindlichen Mächte und Beförderer des Ackerbaues. Noch deutlicher geht seine Persönlichkeit aus einer anderen Sage hervor, die in meinem Sagenschatze Westfalens, Seite 11, sich findet, in welcher allerdings der Gott nicht genannt wird, sondern nur der überwundene Riese Hackeran, der die Wallücke, durch welche die Weser damals ging, verstopfen wollte, um die Thalbewohner zu ersäufen. Da fand die Weser, als die Noth am höchsten gestiegen war, einen andern Weg durch die Porta, aber sicher nur mit Hülfe des Gottes Donar, der mit seinem Hammer (Miölnir) das Haupt des den Menschen und Göttern feindlichen Riesen spaltete.

Die beiden Berge, welche die Porta bilden, sind am rechten Ufer der Weser der Jakobsberg, am linken der Wedigenberg. Der Jakobsberg hieß früher Töniesoder Tönniesberg und zwar angeblich nach dem heil. Antonius, welcher auf dem Berge eine Kapelle gehabt haben soll. Wie kam aber der heil. Antonius von Aegypten nach der Weser? Es ist uns bekannt, daß die ersten Bekehrer unserer heidnischen Vorfahren deren Götter in christliche Heilige umwandelten und sich dabei durch Aehnlichkeiten in ihren Eigenschaften, körperlichen Erscheinungen, Attributen, ja in ihren Namen (man denke an den rügischen Svantevit und den Sanctus Vitus) leiten ließen. In dem Namen des heil. Antonius, plattd. Tönies, klingt der heidnische Gottname Thonar oder Donar bedeutungsvoll wieder. Außerdem dürfen wir

Digitized by Google

mit Sicherheit vermuthen, daß der mons Herculi sacra der Tönnesberg war, auf welchem nach Tacitus Armin mit seinen Cheruskern und den anderen Stämmen sich aufgestellt hatte. Denn die Römer mußten ganz sicher in dem Sohne des höchsten Gottes (Wodan), dem Schlangen- und Riesenbezwinger, ihren Hercules wiedererkennen.

Der andere Portapfeiler am linken Weserufer, heißt mit der alten Bezeichnung Wedigenstein oder Wedigenberg. Der Name hat mit dem berühmten Sachsenführer Wittekind nichts zu thun. Er wird vor Wittekinds Zeit schon 753 von den französischen Annalisten als Uiberg erwähnt. Die Ableitung vom ahd. Adj. vih und wihi, heilig, ist nicht schwer. Auf dem Wedigenberge gründete schon 993 Bischof Milo von Minden ein Nonnenkloster, von welchem die noch vorhandene Margarethenkluse ein Ueberrest ist. Schon der Nachfolger Milo's verlegte dasselbe wegen der überaus nebeligen Luft und stürmischen Winde in die Stadt Minden. Weshalb wurde aber auf die, vom öconomischen Standpunkte aus betrachtet, ungünstigste Stelle ein Nonnenkloster gesetzt? Es geschah wiederum aus der allgemein befolgten Taktik, an angesehene heidnische Cultusstätten, nach welchen das Volk zu gehen gewohnt war, christliche Niederlassungen zu verlegen. Deshalb mußte das Kloster in der germanischen oder altsächsischen Wallburg, der Widegenborch, in der Nähe des Wittekindsbornes errichtet worden. Dieser stand mit dem alten Cultus in innigster Verbindung. Der Wittekindsborn ist der Sage nach durch den Rossehuf Wittekinds entstanden. Jedenfalls ist er eine altheilige Quelle, deren Entstehung eher auf den Hufschlag von Wodans Götterpferd hinweist.

Um diese beiden heiligen Berge in der silva Herculi sacra tobte höchst wahrscheinlich die Schlacht von Idistaviso. Vielleicht dürfen wir in ihnen auch die in der Germania, 34. erwähnten Säulen des Hercules erkennen, bis zu welchen Germanicus gelangte. Den weitgereisten Römern mußte die Aehnlichkeit der mächtigen Säulen, durch welche die Weser ihre Fluthen wälzt, mit den Säulen des Hercules bei Gibraltar auffallen, zumal wenn sie hörten, daß auch diese gewaltigen Thorpfosten dem Hercules-Donar heilig seien.

Zu guterletzt wird uns auch noch der hier ausgetragene Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum in der Sage vom Teufelsbade bei Kleinbremen, östlich vom Jakobsberge, vorgeführt. Der Teufel kämpft tapfer mit dem Pastor von Kleinbremen, und wenn dieser auch anscheinend unterliegt, so fährt ersterer doch zuletzt davon, dem der erstaunte Pastor die bedeutungsvollen Worte: „Wodan, Wuodan!" nachruft. Die Sage wird uns zuerst von Pastor Stohlmann im Mindener Sonntagsblatt vom Jahre 1818 mitgetheilt, der in einer Anmerkung sagt, daß er sie wörtlich aus dem Munde dortiger Landleute niedergeschrieben habe und daß sie auf ein hohes Alter schließen ließe. Die Sage ist außerdem in Firmenichs Germanias Völkerstimmen Bd. I, 256 und abgekürzt in Kuhn, 250, abgedruckt.

3. Zwei Oghaminschriften.

In dem überaus anziehend geschriebenen Buche, „Bilder aus der Mährischen Schweiz von Dr. Wankel" hat der Herr Verfasser in eingehendster Weise über die Resultate seiner Höhlenforschungen berichtet. Eine der von ihm durchforschten Höhlen ist die Byciskalahöhle. Diese Höhle, welche von dem prähistorischen Menschen zunächst als Wohnstätte, dann als Werkstätte und endlich als Grabstätte

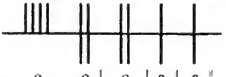
Digitized by Google

1. 2.

benutzt wurde, hat eine überaus reiche Ausbeute an alten Fundstücken geliefert, bezüglich deren wir auf den Bericht in dem oben erwähnten Buche verweisen müssen. Für unsere Zwecke möge Folgendes genügen. Eine der Seitenhallen dieser Höhle war mit einer 4 m mächtigen Schicht von alluvialem Sande erfüllt gewesen, der auf dem Diluvium aufgelagert war und den Sandgräber theilweise abgegraben hatten. Unter diesem Sande lag eine mehrere Centimeter dicke, geschwärzte, erdige Schotterschicht, welche sich als eine Culturschicht zu erkennen gab und hie und da auch durch Sinter zu ganzen Platten conglomeratartig verkittet war. Diese Schicht enthielt nun neben Knochen Steingeräthe in unglaublicher Menge, welche künstlich zugehauen waren und in die Reihe der weniger rohen Typen, wie sie aus dieser Zeit an vielen Orten, wo solche Werkstätten aufgeschlossen wurden, zu finden sind. Daneben fanden sich Knochengeräthe und endlich zwei Grauwackengeschiebe (s. die nebenstehenden Abbildungen!), die mit Inschriften, deren Schriftzeichen, wie eine Untersuchung meinerseits ergeben hat, nicht nur eine überraschende Aehnlichkeit mit denen der Oghamschrift haben, sondern wirkliche Oghamschrift ist.*)

Ich gebe die Lösungen der Inschriften, die ich auf Grund des Oghamalphabetes, welches sich in der irischen Grammatik von O'Donovan findet, und unter Heranziehung des Keltischen (Irischen) gewonnen habe.

Nr. 1. (Vgl. oben die Abbildung Nr. 1.)

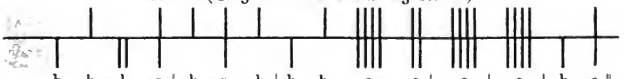


c o | o | a | a ‖

Deutsch: Keine Wunde! Glück! Glück!

Wörter: Irisch co verneinendes Präfix; ir. o Wunde; ir. a Glück.

Nr. 2. (Vergl. oben die Abbildung Nr. 2.)



b h l a | h a h | b h e o | e | e | b a ‖

Oder: b h l a h | a h |

Die Inschrift in heutiger Schreibweise: bla a beo e o ba

Deutsch: Ehre (Ruhm), Glück, Leben! O, kein Tod!

Wörter: Irisch bla Ehre, Ruhm; ir. a Glück; ir. beo Leben; ir. e o! ach! aber auch verneinendes Präfix; ir. ba Tod.

*) Die Oghamschrift wurde an Steinen, freilich in größerem Maßstabe, in Irland, Wales, Schottland und Devonshire gefunden. Die Zeichen stellen ein System von bald längeren, bald kürzeren Strichen dar, die senkrecht auf eine Kante oder eine vertical im Steine eingegrabene Rinne, entweder durchgehend oder nicht, eingeritzt sind.

Digitized by Google

Die beiden Inschriftensteine waren also Amulette, die der Krieger zu sich steckte, wenn er in die Schlacht zog. Das Volk, dem sie zugesprochen werden müssen, war das keltische, und keltische Priester waren zweifelsohne die Verfertiger derselben. Daraus geht nun aber wieder hervor, daß die Höhle, in der sie gefunden wurden, einst von Kelten bewohnt war, und daß die übrigen Werkzeuge, welche mit diesen Amuletten gefunden wurden, keltischen Ursprungs sein müssen.

Aber die Byciskalahöhle muß auch, und selbstverständlich wohl vor der keltischen Einwanderung, von Menschen turanischen Stammes und zwar als Cultusstätte benutzt worden sein. Ich schließe das aus dem Namen.

Der Felsen in dem sich die Höhle befindet, heißt Byciskala, was ich aus dem Turanischen ableite und mit „heilige Stein- (Felsen-) Höhle" übersetze; finnisch pyhä heilig; kottisch sis, jenissei-ostjakisch tyos Stein und finnisch kolo, kaalo Höhle. Die Ableitung aus dem Slavischen von byk (Stier) und skála (Felsen) halte ich für unzulänglich, da diese beiden Wörter und der Name, der durch sie erklärt werden soll, einander nicht recht decken.

Biere. Rabe.

4. Kinderspiele.

Es ist längst allgemein anerkannt, daß Kinderspiele für die Wissenschaft einen großen Werth haben; und daß manche von ihnen uns einen tiefen Einblick gewähren in das religiöse Leben und Denken unserer Vorfahren ältester Zeit. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, in dieser Zeitschrift eine Reihe von Kinderspielen vorzuführen und dieselben zunächst nach ihrer mythologischen Seite einmal etwas näher anzusehen.

Der Schritt dazu, daß mythische Anschauungen unserer Vorfahren ins Kinderspiel gelangen konnten, war nicht so weit, als man auf den ersten Blick wohl annehmen möchte. Unsere Vorfahren hatten nämlich eine chorische Poesie. An den heiligen Götterfesten kamen die Götter des Mythus dramatisch zur Darstellung. Ein Vorsänger übernahm wahrscheinlich die Rolle des Gottes, ein anderer die seines Feindes, und eine Jungfrau wurde aus dem unterweltlichen Reiche befreit. (Dr. Wegener, Frühlingslied und Frühlingsbrauch im Magdeburger Lande.)

1. Die Königstochter im Thurm.

Oft wird in den Kinderspielen ein Kampf personificirt zwischen Frühling und Winter, zwischen Frühlingsgott und Winterdämon. Der Frühlingsgott überwindet und er schlägt den Wintergott, der in den Sagen als Drache gedacht wird. Der Drache ist der Hüter großer Schätze. Es ist die Vegetationsfülle der Erde, die er geraubt. Diese und eine Jungfrau, die der Wintergott gleichfalls in seinen Klauen hält, ist der Kampfpreis. Nach dem Nibelungenlied ist die Jungfrau auf dem Drachenstein. Nach der Eddadarstellung ist es eine Schildburg, umgeben von wabender Lohe, wo die Jungfrau im todesgleichen Schlafe liegt. Statt der Schildburg oder des Drachensteins findet sich als Symbol der Unterwelt schon in alten Ueberlieferungen ein festvermauerter Thurm, worin die Königstochter vermauert ist, oder auch die wildverwachsene Dornenhecke, hinter der das Dornröschen des Märchens schläft. (Dr. Wegener, Frühlingslied und Frühlingsbrauch.)

Digitized by Google

Unsere Kinder kennen die Jungfrau im Thurm noch und sie erlösen sie noch Jahr um Jahr aus ihrem Todesaufenthalt. Der Leser kennt gewiß das Kinderspiel, wo ein Kind niederhockt und die ganze Schaar der Mitspielerinnen sich im Kreise um dasselbe herumstellt und es mit Schürzen verdeckt, während auch das hockende Kind den Oberrock über den Kopf nimmt. Ein freigebliebenes Kind geht um den Kreis herum und singt:

„Kling, klang, kloria
wer sitt in dissen Toria?
Das sitt en Königsdochder in,
De kann ik ni to sehn krieg'n.
Nä, nä! Ja, ja!
De Müer de will nich bräk'n,
de Steen de will nich stäk'n.
So kumm du, so kumm du un faat
mi achd'r an."
(Bergenhusen in Stapelholm.)

Bei den letzten Worten giebt das umgehende Kind einer im Kreise stehenden Mitspielerin einen leisen Schlag, worauf diese es hinten anfaßt, mit umgeht und beide obiges Lied in der eigenartigen monotonen Weise abermals singen; und so geht es fort, bis alle Spielerinnen umgehen und — bis die Jungfrau erlöst ist.

Hier und da springt die Königstochter, nachdem sie befreit ist, wohl auch auf und sucht eine von den Mitspielerinnen, die auf und davon laufen, zu fangen, welche denn das nächste Mal in den Thurm muß. (Vgl. Handelmann, Volks- und Kinderspiele S. 55; Trapp und Pinzke, das Bewegungsspiel S. 70.)

In der Gegend des Sollinger Waldes stößt der letzte übrig gebliebene Gespiele die Königstochter um und nimmt mit den andern Reißaus. Dies deutet wohl auf den letzten verzweifelten Kampf des Winterriesen gegen den Frühlingsgott kurz vor dem Sieg. Die Formel lautet hier:

„Kling, klang, Gloria,
wer sitzt in diesem Floria?"
„„Eine Königstochter.""
„Kann ich sie nicht zu sehen kriegen?"
„„Nein!""
„Schadt nichts, bradet nichts!
einer faß' mal hinten an den Schwanz."
(Niederd. Jahrb. 10, S. 113.)

In Handelmann, S. 55, lautet die Formel:

„Kling, klang, kloria!
Wer sitt in dissen Thoria?
Da sitt en Königsdochter in,
de kann ik nich to sehn krig'n.
De Muer de will nich breken,
de Stock (Steen) de will nich steken.
Kling! seggt de Klock.
Fat' mi achter bi'n Rock".

Anstatt der letzten beiden Verse heißt es auch: „Hänschen mit den roden Rock (de bunte Jack), kumm un folg mi achter na!" wodurch an die Mode des 14. bis 16. Jahrhunderts erinnert wird, wo man die Kleidungsstücke mit Schellenglöcklein behing und verzierte.

Das Spiel ist, wie Handelmann und Mannhardt berichten, weit verbreitet, durch ganz Deutschland, Dänemark, Frankreich und Spanien bekannt. In der französischen Ronde heißt die Königstochter la Marguerite (Tausendschön). Der dänische Spielname ist „bryde Kloster," das Kloster brechen, wie auch unser „kling klang kloria" offenbar den klösterlichen Gesang gloria in excelsis meint.

Nach Mannhardt, germanische Mythen S. 492 u. ff. ist die Königstochter, die 7 Jahre lang im Thurm oder Kloster eingesperrt ist, die Erdgöttin, die Holda, welche 7 Wintermonate lang von den Dämonen (Winterriesen) in Haft gehalten wird, zum Frühjahr aber durch den Frühlingsgott befreit wird.

In Müllenhof findet sich S. 391 ein Märchen von der „Jungfer Maleen", welche, weil sie trotz des Vaters Verbot an ihren Geliebten festhält, auf 7 Jahre

Digitized by Google

in einen Thurm vermauert wurde, also auch diesen Mythus von der Königstochter im Thurm enthält.

Es wäre gewiß interessant, mehr Varianten zu diesem Spiele zu sammeln und dieselben dann, soweit sie noch nicht gedruckt wären, nach und nach unter der Rubrik „Kleinigkeiten" im Urdsbrunnen zum Abdruck zu bringen und etwa mit erklärenden Anmerkungen zu begleiten. H. Carstens.

Bemerkungen zur Königstochter im Thurm.

Dem Wunsche des Verfassers entsprechend, will Unterzeichneter gleich den Anfang machen, das Mitgetheilte zu ergänzen und zu erläutern. Die ersten vier Zeilen des mythologischen Spieliedes scheint sich in ziemlich weitem Kreise gleich zu bleiben. Für „Königsdochter" singen die Kinder in Büdelsdorf bei Rendsburg „schöne Jungfer". Die erste Hälfte des Liedes beklagt, daß die verwünschte Prinzessin im Thurm sitze und man sie nicht zu sehen bekommen könne. Die letzten Zeilen lauten bei und in Rendsburg:

„Die Mauer woll'n wir brechen,
Die Steine woll'n wir zerstechen
Und wer einen rothen Rock an hat,
Der komm und faß mich hinten an."

Oder: „De Muer mut man bröken
De Steen de mut man stöken;
Hänschen mit de bunte Jack,
Komm un fät mi achter an.

Oder: „Nè, nè, ja, ja!
De Steen de mut man stöken,
De Wänn mut man bröken!
Herut, herut mit de Königsdochter hier"

Oder: „Ja, ne, ja, ne!
De Torn de is verslöten
Mit Isen un mit Plöten,
Komm du un fät mi na!"

Oder: „Nè, Mutter, nè!
Un all de'n rod'n Rock an hebt,
De kämt un fät mi achter an."

Bei Oldenburg in Wagrien singen die Kinder:

„Klingn, Klangn, Kloria,
Wer sitt in düssem Thoria?
Dä sitt'n Königsdochter in,
De kann ick ne to sehn krig'n.
Schäd nich, bäd nich
Steen un Been verlät mi ne,
Komm du un fät mi achter an."

Das bis jetzt besprochene Lied hat dort aber noch eine interessante Fortsetzung. So viel ich aus der Jugendzeit erinnere, schließen die Kinder um die erlöste Königstochter einen Kreis und singen im Reigen weiter:

„Klingn, Klangn, Kloria
Anna güng'n de Trepp hendäl,
Harr en roden Rock an,
Mit vêl schönen Klocken dran.
De Klocken füng'n an to kling'n,
Anna füng'n an to sing'n:
Mudder, wo is min Botterbrod?
Ach, dat hett de Katt upfrêten.
Hau de Katt den Swans af,
Hau em ne to lang af,
Lät'n lütten Stummel dran,
Datt de lütt Anna darup danzen kann."

Ein Mädchen in Rendsburg wußte davon die wörtliche hochdeutsche Uebersetzung. Die erlöste Prinzessin, im Liede Anna genannt, (vergl. die Namen versunkener Glocken, Anna Susanna und Anna Margreth.) kommt somit aus einem Obergemache des Thurmes mit klingenden Glocken behängt, singt fröhlich ihr Auferstehungs- oder Befreiungslied und verlangt wieder nach oberweltlicher Nahrung. Das Tanzen auf einem Schwanzendchen der Katze, die das Butterbrot fraß, ist wohl nur schalthaft oder scherzhaft zu nehmen. Daß die Königstochter eine Unterwelts- oder Höllengöttin ist, steht unzweifelhaft fest, was aber Herr Carstens weiter von einem Frühlingsgotte, Winterdämonen u. s. w. anführt, dürfte besser vorläufig aus dem Spiele bleiben. Es handelt sich um eine in die Unterwelt verwünschte oder gebannte Prinzessin, die nach uralter Anschauung nicht immer Unterwelts- oder Todesgöttin gewesen sein kann und deshalb nach Erlösung schmachtet. Kuhn verweist auf den Raub der Persephone. Welche Göttin dies ist, wird sich erörtern lassen, möge aber vorläufig hingestellt bleiben. Ohne Zweifel wird sich ein ganzer Sagenkreis zusammenstellen lassen, der die im Thurme nach Erlösung

Digitized by Google

schmachtende Prinzessin behandelt. Vorläufig beschränke ich mich auf einige hinzuweisen. Hierher gehört ohne Zweifel z. B. das Grimm'sche Märchen „Rapunzel". Ein Ehepaar hat sich lange vergeblich ein Kind gewünscht. Da sieht die Frau im benachbarten Garten einer Zauberin schöne Rapunzel, nach welchen sie lüstern wird. Der Mann beschließt, das heiße Verlangen der Frau zu befriedigen, steigt über die Gartenmauer, um die Rapunzel zu holen, wird aber von der Zauberin Gothel ertappt, deren Zorn erst dadurch besänftigt werden kann, daß der Mann verspricht, ihr das Kind zu geben, welches die lüsterne Frau nach dem Genuß der Rapunzel bekommen werde. Das Mädchen, welches von der Frau geboren wurde und nun der Zauberin übergeben werden mußte, war das schönste Kind unter der Sonne. Als es 12 Jahre alt war, schloß die Zauberin es *in einen Thurm* im Walde, welcher weder Thür noch Treppe hatte. Rapunzel, so wurde auch das Mädchen genannt, aber hatte langes Haar, fein wie gesponnen Gold. Wenn nun Frau Gothel rief: „Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter!" dann band das Mädchen ihre Haarsträhne an einen Fensterhaken und die Zauberin kletterte an dieselben empor. Nach einigen Jahren begab es sich, daß ein *Königssohn* durch den Wald ritt und den lieblichen Gesang der Gefangenen hörte. Zu ihr konnte er nicht, weil er keine Thür fand, aber er legte sich auf die Lauer und entdeckte endlich das Mittel der Zauberin in den Thurm zu gelangen. Selbstverständlich unterließ er nicht, in Abwesenheit der Zauberin durch List auf denselben Wege in den Thurm zu kommen. — Hieran schließe ich eine Sage aus *Kuhns* märkischen Sagen (Nr. 170). In Lichterfelde baute ein italienischer Baumeister ein Schloß ohne Thüren und Treppen. Er hatte eine sehr hübsche Tochter, in die sich ein Herr von Sparr verliebte. Der Vater aber will sie ihm nur geben, wenn er die Thür des Schlosses entdecken könne. Auch dieser Liebhaber fand Gelegenheit zu entdecken, daß die Tochter den Vater in einem Korbe ins obere Stockwerk des Schlosses hinaufzog. Letztere Sage hat, wie wir sehen, einen mehr modernen Charakter. Die langen schönen Haare der Rapunzel finden wir an den sehr häufig in norddeutschen Sagen auftretenden Prinzessinnen, Jungfern und Zwerginnen wieder. Eine Bäuerin in Börlinghausen betrat im Höllenlock, einer Höhle, in welcher die Schahollen (Zwerge oder Unterirdischen) hausen, ihren Mann mit einer Zwergin Buhlschaft treiben. Die Bäuerin scheint hierüber gar nicht erboßt gewesen zu sein, sondern bewundert nur das lange Haar der Zwergin, welches vom Bette auf die Erde hinabreichte und legte es behutsam aufs Bett. Ganz in derselben Weise hielt ein Graf von der Schaumburg im Mönkenloch mit einer unterirdischen Zwergin heimlichen Umgang. (*Kuhn*, westfälische Sagen Nr. 165 u. 282.) Bauer und Graf unterhielten diese Verbindung mit den Zwergen ganz in derselben Weise, wie die Mahrten oder Geister aus dem Engelland dem Verhängniß unterliegen, nächtlicher Weile mit Menschen zu verkehren. Die Unterirdischen oder Zwerge sind die Seelen verstorbener Menschen, welche in Gemeinschaft gewisser Göttinnen in der Unterwelt leben, daselbst aber immer mehr altern, bis sie am Ende des Aeoniums durch die Sintfluth mit allen Göttern eine Erneuerung oder Wiedergeburt erfahren. Hierauf beziehen sich vermuthlich die Ueberfahrten der Zwerge über Flüsse und Meere. Auf Zwerge, Unterirdische, Aulken, Mönken u. s. w. deutet im Spielliede die Erwähnung der *rothen Röcke*, denn bekanntlich führen die Unterirdischen auch den Namen Rothjäckchen. In der Unterwelt umgeben sie die Unterweltsgöttin wie die Dornen das Dornröschen. Die Dornen, von welchen Dornröschen umhüllt wird, sind ohne Zweifel nur Menschenseelen, von welchen die Unterweltsgöttin umgeben gedacht wird. So wie die Mahrten aus dem Engellande Menschen reiten oder drücken, reiten sie auf Dornbüschen und in zahlreichen Sagen wird uns berichtet, daß an Stellen, wo Menschen auf unschuldige Weise gewaltsam ihr Leben einbüßten, vorzugsweise die Seelen als dorn- und distelartige Gewächse, oder auch als andere Pflanzen dem Erdboden entsprießen. — Wenn die Kinder im Spiele ihre Schürze über das die Prinzessin oder Unterweltsgöttin vorstellende Kind decken, bilden sie einen lebendigen Thurm der zerbrochen und zerstochen werden muß, damit die Prinzessin erlöst werde. Zur Bestätigung dieser Ansicht wird es für mich nöthig sein, eine Autorität reden zu lassen, welche von allen Lesern anerkannt werden dürfte. Prof.

Digitized by Google

A. Kuhn sagt in seinen Sagen Westfalens (I S. 240): „Zu Holla sowohl als zu Berchta (und unzweifelhaft noch zu andern Göttinnen und Göttern) kommen die Seelen der ungetauft sterbenden Kinder, um von ihnen zur Erde zurückzukehren, wie es wenigstens von der schlesischen Spillaholle entschieden ausgesprochen wird, daß sie die faulen Kinder mit sich in den Brunnen nehme, um sie neugeboren kinderlosen Eltern zuzubringen; (Weinhold, deutsche Frauen S. 36.) So werden zu Heubach die Kinder aus der Höhle des Rosensteins geholt, wo sie der Hebamme von einer weißen Frau gereicht werden; (Meier, Schwäb. Sagen Nr. 294)." Die Vorstellung, daß die Menschen bei der Geburt aus der Gemeinschaft der Elben heraustreten und beim Tode in sie zurückkehren, wurzelt tief in unserm Heidenthum und sie scheint, da die Elbe aus einer Personifikation der elementarischen Kräfte entsprungen sind, nach pantheistischer Anschauungsweise auszudrücken, daß die menschliche Seele nur eine Naturkraft ist" u. s. w. Das sind Sommers Worte (Sagen aus Sachsen und Thüringen), denen sich im Allgemeinen Rochholz (Schweizersagen I, 245) anschließt. Am deutlichsten ist der Ursprung der Neugeborenen ausgesprochen in der Sage bei Rochholz (I, Nr. 77): „„An der Burgfluh des Wölfliswil (Frickthal) wird ein isolirt stehender thurmförmiger Fels, der Ankenkübel genannt. In ihm steht der Kleinkindertrog. Donnert es (— Donar steht in naher Beziehung zu den Geburten —) so sagt man solchen Leuten zum Troste, die eben ein Kind durch den Tod verloren haben, es ist wieder ein Stein von der großen Fluh heruntergepoltert, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes heraus holen. Damit steht die Sage von der Sintfluth in Verbindung, von der schon Grimm (Mythologie sagt S. 935) sagt, daß ihr Zusammenhang mit der Schöpfungssage unzweifelhaft sei; zu ihr fügt sich die Abstammung von Baum und Stein, die Deutschen und Griechen gemeinsam ist (Grimm, Myth. S. 538)." Wollten wir glauben, es handle sich in Vorstehendem etwa nur um die oben speciell angeführten ungetauft gestorbenen Kinder, welche in die Gewalt von Unterweltsgöttinnen gerathen, so würden wir ohne Zweifel fehlgehen. Die Erwähnung der noch nicht erfolgten Taufe bezieht sich vermuthlich auf die periodisch erfolgende mythologische Sintfluth, durch welche Götter und Menschenseelen ihre Erneuerung erfahren. Ich führe nur noch Kuhns Worte an (Nordd. Sagen S. 485): „Elben und Zwerge (Unterirdische, Aulken u. s. w.) stehen mit den abgeschiedenen Geistern der Verstorbenen in allernächster Beziehung und jene ergänzen sich aus diesen; daher heißen sie auch Ullerken, Aulken, Alken d. h. die Alten" u. s. w. So führt denn auch diese Erörterung uns auf den Alkenkrug oder Nobiskrug, die Todtenherberge.

Im Spiel also stellen die Kinder den lebendigen Thurm dar, welcher aus lebendigen Steinen erbaut ist. Dieser Thurm wird dadurch zerbrochen und zerstochen, daß immer mehr Seelen der Menschenwelt wieder zugeführt werden und erfährt die Göttin schließlich Erlösung in der Erneuerung der Götter und aller Menschenseelen durch die Sintfluth am Ende des Aeoniums; vergl. Unruh's Urkultussystem.

Rendsburg. F. Höft.

5. Kleine Mittheilungen, Fragekasten.

1. **Anfrage.** Neulich kam in in einer Gesellschaft die Rede auf Spukgeschichten und wurde bei dieser Gelegenheit in Zweifel gestellt, welches die eigentliche Geisterstunde sei. Einer der Anwesenden meinte, es stehe doch sicher außer aller Frage, daß die Stunde von Mitternacht 12 Uhr bis Nachmitternacht 1 Uhr die alleinige Geisterstunde sei. Ein anderer der Anwesenden aber bestritt diese Meinung; er glaubte gelesen zu haben, die Geisterstunde liege zwischen 11 und 12 Uhr Vormitternacht. Ein dritter in der Gesellschaft verstieg sich sogar zu der Behauptung, es gebe auch zu besonderen Zeiten eine Geisterstunde zur hellen Mittagszeit (11 bis 12 oder 12 bis 1 Uhr?) so z. B. am Johannistage. Dieser Streit interessirte mich und beschloß ich sofort, mich mit einer

Digitized by Google

Frage an den „Urds-Brunnen“ zu wenden. Also: Wer hat Recht, Nr. 1 oder Nr. 2, und was ist von der Behauptung des Herrn Nr. 3 zu halten?

W. A. B.

Die Redaktion, von dieser Vorfrage etwas überrascht, hat in aller Geschwindigkeit einen Blick auf ihre Karten geworfen und zieht es vor, dieses Mal zu — passen. Wer spielt aus? Herr Kn. — P.? Ihm als fleißigen Sagensammler, dem die Gesellschaft „am U.-Br.“ zu besonderem Danke verpflichtet ist, dürfte die Geisterstunde sehr bekannt sein. Also: Bitte! H.

2. Brot und Pferdekopf. Bd. II, S. 185 sind die Ableitungen einer Reihe von Ortsnamen von wend. perecop Meer- oder See-Enge und von wend. brody Ueberfahrt angeführt. Ein interessantes Beispiel hierzu liefert Kuhn in seinen nordd. Sagen S. 106, aus dem Binnenlande. Die Gegend von Camern, unweit Havelberg, war in früherer Zeit eine „güldene“. Vielfältige Ueberschwemmungen brachen aber den beim Dorfe belegenen See immer breiter aus und versandeten die Gegend. In alter Zeit war die See nur ein Graben, und zwar so flach, daß man einen Pferdekopf hineinlegte und darauf hinübertrat. Eine Bettelfrau ist sogar auf einer Schnitte Brot hinübergegangen. Eine Edelfrau aber, die es sich ja leisten konnte, ließ sich ein langes Brot holen um es als Brücke zu gebrauchen. Anders machte man es zu Swinemünde, wo man statt des Pferdekopfes einen „Swinskopp“ oder Schweinskopf in die enge Flußmündung legte. So treibt das Volk Ortsnamendeutung. H.

3. Pfingstkerl. (Vgl. S. 111.) Pingstkön'n ist lediglich eine Verballhornisirung von Pingstkerl, denn so heißt im übrigen Theil des Hansjochenwinkels der Diesdorfer Pingstbammel. Statt der Stange nimmt man in andern Orten z. B. Markau, Bonese, Lagendorf ꝛc. ꝛc. drei oder vier Stangen, die man oben an einander befestigt, nach unten pyramidal auseinander stellt und mit Querhölzern zusammenbindet, ähnlich wie man in einigen Gegenden zum Trocknen von Klee, Luzerne ꝛc. Ständer in Pyramidenform errichtet. Ueber diese letztere hängt man Maien (grüne Birkenreiser), welche mit Blumenkränzen verziert werden, hoch oben steht eine Krone mit Knittergold, ähnlich den dortigen Erntekränzen. In diesen „Pingstkerl“ steckt man einen „Jungen“, der ihn durchs Dorf trägt. Beim Umtragen des „Pfingstkerles“ singen die „Göhren“ im Hansjochenwinkel:

Gun Dag in's Haus,
Glück in's Haus,
Unglück fahr zum Giebel hinaus.
In'n Jaohr sünd wäi nich west,
In'n Jaohr kaom' wäi nich wä.
Düt Jaohr schwat'n Pfingstkerl —
A sövaio mit tau Hüop gäm',
Dät ä annä Jaoä bärda wäd.

Höch in de Höchd,
Dao hang'n de lange Wöst.
Gäwt ös däi lang'n,
Laot' däi kort'n hang'n,
Bet annä Jaoä um dui Tied,
Denn wiän'g jüm a naoh haon.
Haf Schock Aiä, haf Stück Speck,
Denn gaon wäi gliks wärra weg.

Duisburg a. Rh. Meyer-Markau.

Grimm (Myth. S. 746) hat, und zwar nach Kuhn (Märkische Sagen ꝛc), für das beim Viehaustreiben am Pfingstmorgen zuletzt auf der Weide anlangende Stück Vieh, welches herausgeputzt wird und dann „bunte Kuh“ und „bunte Pferd“ heißt, so wie für den dazu gehörigen „bunten Jungen“ die Ausdrücke „Pingstkääm“ und „Pingstkäärel“. Aus Pingstkääm könnte „Pingstkön'n entstanden sein. Simrock (Myth. S. 486) theilt obige Bezeichnungen nicht mit, bespricht aber gleichfalls nach Kuhn den beim Wettrennen nach einem ausgesteckten Kranze obsiegenden Pfingstkönig. Der Pingstköün könnte also der Pfingstkönig sein. H.

4. Nachgeburt der Kühe abtreiben. Wenn eine Kuh, nachdem sie gekalbt hat, den Hamen nicht verlieren kann, so muß man denselben mit einer Harke dreimal in Kreuzform durchziehen, dann wird er abgehen. Kaffuben. O. Knoop, Posen.

Will einer Kuh, die gekalbt hat, die Nachgeburt, ditm. fuel und heel, nordfr. hiling, agf. helan, nicht abgehen, so stehle man sich nur 3 Kohlsträuche und gebe sie der Kuh, so wird sie gesunden. H. Carstens, Dahrenwurth.

Digitized by Google

5. Osterlied. (Vgl. S. 120.) In Angeln gehen Kinder kurz vor Ostern von Haus zu Haus und sagen: „Mag ik ni bäd'n um en Osterai?“ und erhalten dann ein Ei. Früher ist bei diesem Umgehen jedenfalls gesungen worden, wie noch jetzt in Ditmarschen; denn aus meinen Schuljahren erinnere ich folgendes Osterlied:

„Gud'n Dag, gud'n Dag, gud'n Did'lumdai!
Mag ik ni bäd'n um min Osterai?
Gif mi 'n Ai un lat mi gan,
ik hef ni länger Tid un stan.“

Tolk in Angeln. Cl. Brodersen.

6. Nestchen suchen. (Kinderspiel.) Die Spieler machen sich aus Heu oder Gras ein Nest. Einer wird nun ausgelooſt, der muß die Nester suchen, die die andern versteckt haben. Als Eier liegen in jedem Nest einige Steinchen. Wessen Nest zuerst gefunden wird, muß suchen gehen; der's gefunden hat, darf jetzt auch ein Nestchen verstecken. Spielplatz ist ein freier Platz, wo viele schöne Plätzchen zum Verstecken sind. Aus Schleswig-Holstein. Ort? P. Petersen, Oberstedten.

7. Aberglauben beim Buttermachen. (Vgl. S. 24.) Kann man in Ditmarschen keine Butter bekommen, weil die Hexen ihr Spiel mit derselben haben, so bindet man einen Zwirnsfaden um das Butterfaß. Die Hexen zählen nämlich jedesmal die Bänder, und wenn ein Band zuviel da ist, so haben sie die Gewalt über das Butterfaß verloren. Einen Todtennagel unter dasselbe gelegt, thut dieselben Dienste. Im Butterfaß einen Schuß abfeuern, soll gleichfalls die Hexen vertreiben. Vor allen Dingen soll man aber beim Buttern nicht das Butterfaß unter einem Balken stehen haben.

Frau A. Carstens, Dahrenwurth.

8. Der Schmetterling als Wetterprophet. Sieht man im Frühjahr zuerst einen gelben Schmetterling, so giebt es einen sonnigen Sommer; ein weißer bringt Regen, ein dunkler Gewitter und Unwetter. L. Frahm, Rethwischfeld.

9. Locknamen für Thiere in der Altmark. Tik, tik = Huhn. Feit, feit = Ente. Ihle, ihle und ihlke, ihlke = Gans. Könn'n, könö'n = Schwein. Sih, sih = Pferd. Mieß, mieß = Katze. Muckel, muckel = Kaninchen. Peker, Lenzen a. E.

6. Literarisches.

Im Verlage von **Joh. Friedr. Schmidt** in **Norden** ist erschienen:

Upstallsboom, Ostfriesischer, auf das Gemeinjahr 1887 nebst Volksbuch. Organ des Fechtvereins für ein allgemeines ostfriesisches Waisenhaus. Mit einer musikal. und volksschriftl. Beilage. Herausgeg. von **Friedr. Sundermann.** Preis 50 Pf.

Auch dieser zweite Jahrgang enthält des Belehrenden und Erheiternden viel in Poesie und Prosa. Im Volksbuche haben uns „das plattdeutsche Epiphamenlied“ und „Alliteration im ostfries. Volksmunde“ ganz besonders gefallen. Freunde des echten Volksthums sollten es nicht versäumen, den „Upstallsboom“ Jahrgang zu Jahrgang zu legen. Wir empfehlen ihn bestens. H.

Briefkasten.

Eingegangen: Von Herrn Dr. S.—R. Aller Aberglaube. Der rothe Hahn. Mann ohne Kopf. — Herrn K.—P. Sagen. — Herrn C.—D. Ortsnamen. Himmelsbrief. — Herrn R.—B. Edda. Fidelwinnsmal. Zwei päpstliche Inschriften. — Herzlichen Dank den fleißigen Mitarbeitern. Alle Freunde des Blattes werden gebeten, jetzt, da es monatlich einen Bogen stark erscheint und die Einsendungen rascher bringen kann, weiter zu helfen. — Herrn R.—B. Plöner Fund. Bitten sehr! Herrn K.—P. Wie steht es um die einstweilen zurückgezogene größere Arbeit? — Alle Freunde des Blattes werden gebeten, auch mit kleinen Mittheilungen nicht zurückzubleiben. Zur Entgegennahme sind bereit: Lehrer **Höft—Kendsburg,** Lehrer **Carstens—Dahrenwurth** bei Lunden und Buchdruckereibesitzer **H. Möller—Kendsburg.** Angelegenheiten, die Expedition des Blattes und das Abonnement betreffend, besorgt Letzterer.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, H. Gütlein Nachfolger.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 2. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886.**

Inhalt: 1. Mythologische Streifereien. 2. Inschriften. 3. Des deutschen Volkes Weihnachtsbaum. 4. Die Sternfinger. 5. Litterarisches. 6. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Mythologische Streifereien.

Von F. Höft.

7. Griechisch-römische Mondgöttinnen.

Von wohlmeinender, hochgeschätzter Seite (S. Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens XIV Nr. 46) haben meine Artikel über Nobiskrug ꝛc. Lob erfahren, von den Artikeln Isis und Osiris, Apis, Serapis ꝛc. aber heißt es, sie gingen im Vergleichen und Identificiren zu weit. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in dem Urtheile gelehrter Männer, daß, nachdem bereits die größten Meister mythologischer Forschung zur Kunde deutscher Mythologie Vergleiche aus den entferntesten Winkeln des Erdballes herangezogen haben, meist da Befürchtungen über zu weit gehende Vergleiche und Identificationen gehegt werden, wo es sich darum handelt, System in die aus alter Zeit überlieferten Sagen und Mythen zu bringen. Und doch erscheint es geboten, gerade durch Vergleiche und Identificationen die mythologische Wissenschaft zu fördern und zwar in anderer Weise als bisher geschehen ist, fehlt es doch nicht an fachmännischen Urtheilen, denen zufolge die Mythologie keineswegs zum Abschluß gelangt ist, vielmehr behauptet wird, man habe in der mythologischen Forschung von vorne anzufangen. Wenn auch letztere Behauptung immerhin zu schroff erscheinen mag, so möchte es doch nicht ungerechtfertigt erscheinen, sich von den wissenschaftlichen Männern Aufmunterungen statt Abmahnungen zu erbitten.

Die Reihe der Stier- und Mondgötter, von denen in den Artikeln „Isis und Osiris, Apis, Serapis" u. s. w. die Rede gewesen ist, ist nicht erschöpft und werde ich genöthigt sein zur Erklärung der heimischen Sagen noch manche Vergleiche zu machen. Nach nur noch wenigen Artikeln werde ich jedoch das Feld der klassischen Mythologie verlassen und dafür den Lesern Vergleiche innerhalb der heimischen und benachbarten Sagen vorlegen. Nachdem jedoch in Nr. 1 des neuen Jahrganges der Zusammenhang der griechischen Artemis mit der Rends-

Digitized by Google

burger Sage nachgewiesen ist, wende ich mich nochmals den klassischen Ueberlieferungen zu.

Die Artemis (Diana) galt als eine Tochter des Zeus (Jupiter) und der Leto (Latona). Letztere hatte der Juno (Hera) Eifersucht erregt und diese der Erde einen Eid abgefordert, die Leto nirgends gebären zu lassen. Verzweifelnd irrte diese von Ort zu Ort, von Land zu Land, bis auf Jupiter (Zeus) Geheiß sich die Insel Delos aus dem Meere erhob und sie aufnahm. Die Insel Delos hatte nicht mit geschworen, weil sie zur Zeit noch gar nicht vorhanden war. Diana entwand sich zuerst dem Schooß der Mutter und stand hierauf sofort der Mutter als Geburtshelferin zur Seite, bis auch der Zwillingsbruder Apollo geboren war. Letztere Geburt kann jedoch erst nach 28 Tagen erfolgt sein, denn nach Unruh ist Apollo der Subsolarch, der als Sonnengott erst in den beiden letzten Tagen des 30tägigen Monats das Zeitregiment zu führen hatte. Die Schmerzen, welche sie Leto leiden sah, bewogen sie, Zeus zu bitten, ihr ewige Jungfrauschaft gewähren zu wollen. Deshalb wird sie auch in der Nobiskruger Sage als Prinzessin aufgeführt. Sie galt hauptsächlich auch als Jagdgöttin, weshalb sie in der Rendsburger Sage auch ein Jagdkleid trägt. Mit ihren Gespielinnen und Dienerinnen durchstreift sie im Jagdgewande mit Pfeil und Bogen im Mondschein die Wälder. Trotz ewiger Jungfrauschaft war sie doch gegen Liebe nicht ganz unempfänglich, wie die Mythe von Endymion beweist, den sie schlafend in eine Höhle brachte und dem sie 50 Töchter (Wochen des Jahres oder Jahre des Hydriums) gebar. In Vollmers Mythologie wird die Diana als altitalische, vorrömische Diva Jana bezeichnet, die blos Mondgöttin war, und heißt es dann dort weiter: „In Asien war die älteste Diana eine mächtige Naturgöttin. Diese Diana oder Artemis führte wahrscheinlich keinen von diesen beiden Namen; der ursprüngliche persische oder phönizische ist uns von den Griechen gar nicht überliefert worden. Sie war bei Ephesus im Hain Ortygia geboren und wurde dort als erste und älteste Landesgottheit in einem überaus reichen und prachtvollen Tempel verehrt, zu welchem ganz Asien beigetragen haben soll. Ihre Statue war von dem Bilde der Diana bei den Römern so verschieden, daß man zweifeln könnte, ob die große Mutter von Ephesus überhaupt auch eine Artemis oder Diana sein könne. Die Figur bestand aus einem großen, von oben nach unten abnehmenden Säulenschaft mit Kopf, Händen und Füßen und trug auf dem Kopfe eine Mauerkrone. Der ganze obere Theil des Rumpfes war mit Brüsten umgeben, über denen am Halse ein reicher Goldschmuck hing. Von den Brüsten abwärts war sie mit etwa fünf Reihen verschiedener Thiere umgeben: Hirsche, Löwen, Tiger, Luchse, Stiere u. s. w. waren deutlich daran zu erkennen. — Ihren Tempel in Ephesus durften nur Jungfrauen und verschnittene Priester betreten.

In Sparta und an andern Orten wurde sie auch als Orthia oder Orthosia verehrt, d. h. als die Aufrechtstehende, weil ihre Bildsäule der Sage nach unter einem Busche von Weiden gefunden wurde. Die Weiden hatten das Bild so umschlungen, daß es aufrecht stand. Sie hieß aber auch Kedreatis, weil ihr Schnitzbild in Arkadien bei Orchomenos in einem alten Wachholderbaum stand. Beide Gesträuche stehen also zu ihr in Verbindung. Nach einer Vermuthung Unruh's kam die Weide als bindender Strauch zu der Ehre, der Artemis geweiht zu sein.

Digitized by Google

weil Artemis die himmlische Geburtshelferin ist, und es somit auch zu ihren Obliegenheiten gehören muß, den neugeborenen Kindern, — natürlich nur bildlicher Weise, — den Nabelstrang zu verbinden. Man wird sie deshalb auch die Verbinderin (= Artemis) genannt und ihr eine Pflanze mit biegsamen, zum Binden geeigneten Zweigen als Symbol dieser den Tod verhütenden Vorkehrung, geheiligt haben. Das wird nun ohne Zweifel der Ginsterstrauch, der vom Binden seinen Namen hat, gewesen sein. Die Griechen substituirten aber für diesen Strauch ein Weidengebüsch. Die Göttin forderte nämlich für die Wohlthat, welche sie den neugeborenen Kindern erwies, einen blutigen Lohn. Statt des blutigen Opfers bestand derselbe in späterer Zeit nur noch in einer Geißelung, die beim Uebergang aus dem hülflosen Kindesalter in das kräftige Jungfrauen- und Jünglingsalter an Jungfrauen und Jünglingen vollzogen wurde. Diese Geißelung wird zwar zuerst mittelst Ginster- und Weidenruthen, aus besondern Gründen jedoch später auch, um den Bluterguß schneller zu erwirken, mittelst der mit harten und stechenden Nadeln versehenen Wachholderzweige ausgeführt worden sein. — Die attischen Mädchen mußten sich an den Brauronien, einem alle 4 Jahre zu Brauron gefeierten Feste, unter dem Namen „Bärinnen" der Göttin weihen und hatten sie diese Bärenweihe zwischen dem fünften und zehnten Jahre zu bestehen, indem ein Gesetz ihnen verbot zu heirathen, bevor sie „gebäret" hatten. Diese geheimnißvolle Bärenweihe war, wie Unruh vermuthet, höchst wahrscheinlich eine Weihe der Mädchen und Jungfrauen zu einstiger Fruchtbarkeit und mußte diese vermuthlich durch das Blut eines derselben erkauft werden, wie aus der beabsichtigten Opferung der (Prälunalhirschin) Iphigenia zu errathen ist. — Die Bärin ist jedoch nach Unruh nicht die Thiermaske der Artemis, sondern einer Mondgöttin, die nur in der Annalpentade die in den letzten 5 Tagen des Jahres den Mondzeitlauf fortspinnt. Es ist diese Göttin der Annalpentade, die Pseudolunarchin, hier mit der Prälunarchin Artemis in der Ueberlieferung zusammengeflossen.

An manchen Orten, wo die (Nabel-) Verbinderin Artemis durch Kinderopfer gesühnt wurde, gab man ihr statt des Bindezweigs (Weide, Ginster) als Attribut ein Seil, ohne sich noch des Zwecks, (des Nabelverbindens), bewußt zu sein. So z. B. berichtet Pausanias wie folgt: „Kinder, welche in den Räumen des Artemistempels zu Kondylea bei Kaphyä spielten, fanden ein Seil, banden es dem Götterbilde um den Hals und riefen dann, die Artemis habe sich selbst erhängt. Als aber die Kaphyäer diese That ihrer Kinder erfuhren, steinigten sie dieselben. Jetzt aber wurden die Kaphyäer dadurch bestraft, daß ihre Weiber nur todte Kinder zur Welt brachten, bis die Pythia ihnen erklärte, sie sollten die gesteinigten Kinder begraben und ihnen jährlich ein Todtenopfer bringen, denn sie seien eines unverdienten Todes gestorben. Die Kaphyäer befolgten diesen Rath und die Göttin war versöhnt, wurde aber von dieser Zeit von den Kaphyäern die Gehenkte genannt."

Von dem der Artemis gebrachten Brandopfer erzählt Pausanias wie folgt: „Jährlich feiern die Paträer zu Ehren der Artemis das Fest Laphria und haben dabei einen eigenthümlichen Gebrauch. Sie stellen im Kreise um den Altar 16 Ellen hoch noch grüne Holzklötze herum, auf den Altar in der Mitte dagegen legen sie ganz trocknes Holz. Am ersten Tage nun halten sie eine prachtvolle Prozession zu Ehren der Artemis, wobei am Ende des Festzuges ihre jungfräuliche Priesterin

Digitized by Google

auf einem mit Hirschen bespannten Wagen fährt; am folgenden Tage erst wird die Opferfeier abgehalten, an welcher sich die Stadtgemeinde und die Privatleute wetteifernd betheiligen. Sie werfen nämlich lebendes und eßbares Geflügel und überhaupt Opferthiere aller Art, außerdem auch wilde Schweine, Hirsche, Rehe, sodann junge Wölfe und Bären und selbst ausgewachsenes Wild lebendig auf den Altar hinein, legen weiter edle Obstsorten auf denselben und zünden dann das Holz an."

Nach Unruh's Untersuchungen deutet dieses Brandopfer auf den im 25sten und 75sten Jahre des Jahrhunderts stattfindenden Pyralbrand, in welchem die Götter und ihr Zeitregiment durch Feuer geläutert werden. Hierauf beziehen sich auch die Fackeln, welche man den Artemisbildern in die Hand gab.

Aelteste Namen der Prälunarchin sind nach Unruh: Alitta, Eleutho, Eileithya, d. i. Gebärerin, Mutter; Mylitta d. i. Geburtshelferin und Atalante (lies Atalate) d. i. Familienerbauerin. Die Prälunarchin wurde deshalb auch besonders von Frauen und Jungfrauen verehrt und von den Schwangern in den Nöthen der Geburt um Beistand angerufen. Außerdem war sie auch die Schützerin und Nährerin der Thierwelt und ihre mütterliche Fürsorge erstreckte sich auch auf das Pflanzenleben, dessen Fruchtbarkeit und Gedeihen sie beförderte.

Die Diana (Artemis) galt in Rom als die Göttin des unterdrückten Volkes. Servius Tullius soll dort ihren Dienst eingeführt haben. Er selbst war der Sohn einer Sklavin. Diana, die wohlthätige, die Freiheit und das Recht der Unterdrückten behütende Göttin, weilte am liebsten im schattigen Dunkel des Waldes, weshalb sie auch vorzugsweise Diana Nemorensis, die Haingöttin genannt wird. Auch hierin bietet die Rendsburger Sage den Vergleich, denn nach ihr stand das Schloß der verwünschten Prinzessin in dem Gehölze beim Nobiskruge. In Rom befand sich das Heiligthum der Diana auf dem Aventinischen Berge; dort weilte die Göttin im schattigen Dunkel des Haines in strengster Jungfräulichkeit. Jedem Manne war es versagt, ihr Heiligthum zu betreten. Den Umstand, daß die Diana die Göttin des gemeinen Volkes war, benutzte Servius Tullius zu einem politischen Zwecke. Dionysius nämlich erzählt: Servius Tullius, um den nie endenden Fehden und Kämpfen der lateinischen Städte unter einander ein Ende zu machen, sann auf ein Mittel, sie zur Eintracht und Freundschaft zu verbinden. Er rieth deshalb den lateinischen Städten, auf gemeinschaftliche Kosten in Rom der Diana einen Tempel zu erbauen und diesen zur gemeinschaftlichen Freistätte für alle zu bestimmen. Dort sollten sich die verschiedenen Völkerschaften alljährlich zu einer festgesetzten Zeit, (ohne Zweifel zur Zeit der Sommersonnenwende) versammeln, gemeinschaftlich den Göttern zu opfern, einen großen Markt zu veranstalten und alle Streitigkeiten der Völkerschaften unter einander zu schlichten. Dieser Plan kam zur Ausführung und wurden die dahin zielenden Gesetze auf einer Säule in Erz eingegraben und im Tempel der Diana aufgestellt. Dieser Tempel sicherte Rom die Herrschaft über die andern lateinischen Städte. Wie ferner erzählt wird, war im Sabiner-Lande eine Kuh von ungehenrer Größe auferzogen worden und hatten die Seher geweissagt, derjenige Staat werde die Oberherrschaft erlangen, dessen Bürger der Diana diese Kuh schlachteten. Diese Weissagung erfuhren auch die Priester des Dianentempels. Am ersten zum Opfer geeigneten Tage nun führte ein Sabiner diese Kuh nach Rom und stellte sie dem Altar als Opferthier. Da

Digitized by Google

redete der schlaue römische Priester den Sabiner also an: „Was hast Du vor, Fremdling, unrein willst Du der Diana ein Opfer bringen? Weißt Du nicht, daß Du zuvor im fließenden Wasser Dich reinigen mußt? Eile denn hinab in das Thal, wo der Tiber fließt und reinige Dich zuvor!" Der Sabiner gehorchte dem Priester und während er in der Tiber die Waschungen der heiligen Gesetze gemäß vornahm, erfüllte der Priester das Orakel und schlachtete zur unendlichen Freude des Königs und der römischen Bürger das Thier. Die kolossalen Hörner des ersten Opfers wurden am Eingange des neuen Tempels befestigt, die Sabiner unterwarfen sich und siedelten sich viele derselben auf dem Aventinischen Berge an. Vielleicht ist die Vermuthung gestattet, daß der Aventinische Berg bereits vor der Erbauung des Tempels eine Kolonie der Sabiner war. — Auch aus dieser Erzählung ergiebt sich, daß die Kuh das Symbol der Artemis ist. Die Hörner der Kuh, wie sie auf ihrer Stirn stehen, sind ein Abbild der Mondsichel, welche wir auf Bildnissen der Artemis an deren Stirn erblicken. Auch das hier erwähnte fließende Wasser hat Bedeutung. Es deutet auf den Todtenfluß der sich auch in den deutschen Sagen so oft angedeutet findet.

Unter allen Thieren, welche außer der Kuh in Verbindung mit der Prälunarchin (Artemis) vorkommen, nimmt die Hirschkuh oder Hindin eine hervorragende Stelle ein. Die Hirschin ist die Thiermaske einer der hauptsächlichsten Göttinnen in Begleitung der Prälunarchin. Deshalb erscheint auch die Hirschkuh vorzugsweise auf Bildnissen neben der Artemis. Jedoch auch die Hunde haben in ihrer Begleitung große Bedeutung.

Die Prälunalhirschin in Verbindung mit der Prälunarchin tritt auch in deutschen und wendisch-slavischen Sagen auf. Am bekanntesten aber ist die griechische Prälunalhirschin Iphigenia oder Iphigeneia geworden. Der griechische König Agamemnon befand sich einst auf der Jagd und erschoß eine der Artemis-Diana geweihte Hirschkuh (d. i. die Prälunalhirschin), prahlend, Diana selber vermöge nicht besser zu treffen. Dafür sandte Diana eine völlige Windstille und eine Pest, so daß die in der Bucht von Aulis versammelte, zum Kampfe gegen Troja bestimmte griechische Flotte nicht auslaufen konnte, dafür aber das Heer des Agamemnon zum Theil von der Pest hinweggerafft wurde. Der Seher Kalchas rieth deshalb den Heerführern, die Göttin dadurch zu versöhnen, daß man ihr die Iphigenia, die Tochter des Agamemnon, opfere. Agamemnon gehorchte und unter dem Vorwande, die Iphigenia solle mit dem (Präjeptalibis) Herakles vermählt werden, wurde die Jungfrau ins Lager geholt. Schon hatte sie den jugendlichen Nacken unter das barbarische Opfermesser gebeugt, da erbarmte sich die Göttin Artemis selbst des ihr bestimmten Opfers, entrückt die Jungfrau und man fand an Stelle derselben eine Hirschkuh auf dem Altare. Die Griechen bekamen jetzt günstigen Fahrwind und die Iphigenia wurde von Aulis nach dem fernen Tauris (nach der Krim) entrückt, wo sie als Priesterin der Artemis, den dortigen grausamen Gebräuchen zufolge, alle Fremdlinge, die ein trauriges Geschick an die ungastlichen Gestade führte, mit dem Opferbeile zu schlachten bestimmt war, bis endlich ihr Bruder Orestes, wie ihm ein Orakel befohlen hatte, an der Küste von Tauris erschien und die Schwester wieder nach Griechenland zurückgeleitete. Orestes vom Wahnsinn über den von ihm begangenen Muttermord befallen, sollte laut delphischem

Digitized by Google

Orakel Heilung finden, wenn er „die Schwester" aus Tauris nach Griechenland hole. Dieser Ausspruch wurde dahin verstanden, Apollo habe in dem Orakel das Bild der Artemis gemeint, das sich im taurischen Tempel befand. Orestes also machte sich mit seinem Freunde Pylades auf und landete an der Küste von Tauris. Der König des Landes ließ beide nach dem Tempel der Artemis führen, damit sie geopfert würden. Im Tempel erkannte Iphigenia den Bruder und flüchtete mit den beiden Gefangenen, sowie mit dem Bildniß der Artemis, nach Griechenland zurück.

Nach Obermüller stammten die Kymbern, nach welchen die kymbrische Halbinsel noch jetzt benannt zu werden pflegt, aus Phrygien in Kleinasien und aus der Krim. Wenn im Sachsenspiegel das in Norddeutschland dereinst bestehende und sich bis nach Böhmen erstreckende Kymbernreich Troyen-Rike genannt wird, so ist damit an Troja erinnert. Bald nach Zerstörung von Troja, um 1200 v. Chr. Geb., sollen die Kymbern und Teutonen zuerst in Irland und im nördlichen Festlande Europas erschienen sein. Es mag also durch die Kymbern der Dienst der Prälunarchin nach dem nördlichen Deutschland gelangt sein. — Im Trojanerlande herrschte der mythischen Sage zufolge einst Erichthonios. Dessen Sohn Tros soll der Stadt Troja den Namen verliehen haben. Pausanias sagt, Tros habe von Zeus ein Pferdegespann zum Geschenk erhalten, bei Virgil dagegen heißt es, Erichthonios habe zuerst mit einem Viergespann gefahren. Beide Berichte sind richtig, denn Vater und Sohn, Erichthonios und Tros, sind identisch: beide sind Personifikationen des Prälunarchen, der die 4 vollen Wochen des Monats beherrscht und somit mit einem Viergespann fährt. Auch Dardanos, der mythische Stammvater der Dardanier ist Prälunarch. Sollten Leser daran noch nicht genug haben, so können sie noch den Minotauros vergleichen.

Auch die römische Juno, griechisch Hera genannt, ist nach Unruh die Prälunarchin. Auch die über die zahlreichen Liebschaften Jupiters so eifersüchtige Juno galt bei den Griechen und Römern als Göttin der Ehe und als Ehestifterin und wurde sie als Geburtshelferin angerufen. Der ihr geweihte Monat war der Juni, in welchen die Sommersonnenwende fällt. Erst zur Zeit als die römisch-griechischen Gottheiten nach verschiedenen Mythen sich in mehrere Gottheiten gespalten hatten, konnte Juno, auf das angemaßte Regiment der Diana erbost ausrufen:

„Wie doch wagst du nun, schamloseste Hündin, mir selber
Obzustehn? Schwer magst du mit mir dich messen an Stärke.
Trotz dem Geschoß, das du trägst, nur sterblichen Frauen zur Löwin
Stellte dich Zeus, und gab, daß du mordestes, die dir gelüstet.
Wahrlich gerathener wär' es, auf Höh'n zu erlegen das Raubwild
Oder die streichenden Hirsche, als Höhere frech zu bekämpfen!
Aber gefällt auch des Kampfes Versuch dir, auf! daß du lernest
Wie viel stärker ich sei, da du mir voll Trotzes dich darstellst!
Sprach's und ergriff mit der Linken ihr beide Händ' an den Knöcheln,
Und mit der Rechten entzog sie die Jagdgeschosse den Schultern,
Höhnend gab sie damit unwürdige Streich' um die Ohren
Ihr, die zurück sich gewandt, und die Pfeil' entsanken dem Köcher.
Weinend entfloh die Göttin nunmehr wie die schüchterne Taube."

Als man die Juno solche Sprache führen ließ, war die Diana bereits zur

Jagdgöttin herabgesunken, aber darin, daß sie es wagt, der Juno zu trotzen, liegt eine Andeutung darüber, daß sie, mit Juno als eine und dieselbe Gottheit, dereinst herrschte.

Eine andere griechische Personifikation der Prälunarchin ist die Io. Jupiter liebte diese Priesterin der Here und nahte sich ihr, gehüllt in einer Wolke. Die Juno, Jupiters Gemahlin, schöpfte jedoch Verdacht und als sie sich der Wolke nahte, verwandelte Zeus die Io in eine weiße Kuh und leugnete seine Verbindung mit ihr. Juno erbat sich jetzt von Jupiter die Kuh und stellte bei ihr den allsehenden Argus auf. Dieser band die Kuh an einen Oelbaum, der im Haine von Mykene stand. Von Zeus beauftragt, suchte nun Hermes die Kuh zu stehlen, schläferte durch Flötenspiel den Argus ein und tödtete ihn. Darauf führte Hermes (Merkur) die Kuh weg. Allein Hera schickte der Armen eine Bremse (die Prälunalbremse) nach, welche sie rasend machte. In diesem Zustande kam sie über den nach ihr benannten jonischen Meerbusen, nahm ihren Weg durch Illyrien, lief über den Hämus und setzte über den ebenfalls nach ihr benannten Bosporos (d. i. Rindsfurt). Dann durchstreifte sie das kymmerische Land und kam zuletzt nach Aegypten, wo sie ihre frühere Gestalt wieder bekam, am Flusse Nil den Epaphos gebar und wo sie als Isis verehrt wurde.

Zur Vergleichung und Erklärung deutscher Sagen möge unter den griechisch-römischen Mond-Göttinnen nur noch die Persephone herangezogen werden.

Als Zeus den Thron des (Pseudoseptaldachses) Kronos (= Wuotan u. s. w.) bestieg, theilte er die Welt in 3 Theile. Den Olympos bestieg der himmlische Zeus, als Meer-Zeus stieg Poseidon in die Fluthen und als Zeus-Hades erhielt Aïdes, Hades oder Pluton, das Regiment in der Unterwelt, wo er die Seelen der Gestorbenen als Schatten in Empfang nimmt und wo die reichen Goldschätze ruhen, nach welchen auch deutschen Sagen zufolge so eifrig gegraben worden ist. Hades-Pluton ist nach Unruh der elephantengestaltige Sublunarch, welcher in den zwei bis drei Nächten zur Zeit des Neumondes das Zeitregiment führt, seine Hauptbedeutung aber in den Mythen als Unterweltsfürst hat. Er residirt nach Unruh in der 6ten Höllenregion, wohin er die Proserpina oder Persephone entführte. Letztere war die Tochter des Zeus und der (pferdegestaltigen Präsolarchin) Demeter (= Rhea, Kybele, Ceres u. s. w.). Ohne Wissen der Mutter hatte sie Zeus dem Pluton verlobt. Auch die (eselgestaltige Subsolarchin) Venus hatte die Wünsche des Pluton auf die Persephone gerichtet, und zwar um letztere zu strafen, weil sie gleich der (Prälunarchin) Artemis-Diana begehrte, Jungfrau zu bleiben. Einst spielte Persephone am waldbekränzten See „sanfte Violen und silberne Lilien brechend. Als sie hier mit kindischer Lust sich die Körb' und den Schooß des Gewandes anfüllt' und zu besiegen die Freundinnen eifert' im Sammeln, wurde zugleich sie gesehn und geliebt und geraubt von Pluto." Plötzlich nämlich riß die Erde auf und aus einer gähnenden Kluft erhob sich ein von schwarzen Wesen gezogener goldener Wagen und in ihm saß — Pluton. Er sprang herab, trug die sich sträubende Jungfrau in den Wagen und trieb die schnaubenden Rosse zum schnellen Laufe an. Persephone jammerte und flehte, aber Pluton führte die kostbare Beute unerbittlich in sein Reich. Die Erde schloß sich über ihnen und niemand hörte ihr Geschrei, als die Quelle Arethusa, niemand sah den Raub außer Helios (= Sol

Digitized by Google

u. s. w.), dem nichts verborgen bleibt (weil er als Wochengott Tag und Nacht im Zeitregimente sitzt). Die trostlose Mutter eilte nun voll Verzweiflung auf Erden umher, um die verlorene Tochter zu suchen. „Stets in den Händen hielt sie brennende Fichten, an Aetnas Flammen entzündet, welche sie unruhvoll in thauigen Nächten umhertrug. Wiederum, wenn der heilige Tag die Gestirne verdunkelte, suchte sie aller Orten unaufhörlich die Vermißte." Lange waren alle ihre Nachforschungen bei Göttern und Menschen vergebens, auch weissagende Vögel konnten ihr keinen Aufschluß geben. Endlich wurde sie von der Arethusa an Helios verwiesen, von dem sie denn auch erfuhr, daß Pluton der Räuber sei. In wilder Verzweiflung sprach sie über die Erde den Fluch der Unfruchtbarkeit aus und bald stand diese als öde Wüste da. Als dies Zeus sah, ließ er die Demeter nach dem Olymp einladen und verhieß ihr die herrlichsten Geschenke, aber nichts vermochte die Mutter zu besänftigen. Da sprach Zeus zur Demeter: „Wenn mit Gewalt du Trennung verlangst, so kehre Proserpina wieder zum Himmel, nur mit dem strengen Beding, woferne sie keinerlei Speise dort mit dem Munde berührt, so will es der Parzen Verhängniß." Jedoch die Jungfrau hatte „nicht fastend ausgedauert, sondern irrend im fruchtbaren Garten, (dem unterirdischen Paradiese mit seinen Aepfelbäumen), mit Einfalt einen punischen Apfel vom hängenden Baum gepflückt und aus gelblicher Rinde die sieben genommenen Körner über die Lippen gebracht." Damit war sie eigentlich für immer dem Orkus verfallen, jedoch wurde unter den Göttern vereinbart, daß Persephone einen Theil des Jahres bei Pluto in der Unterwelt und einen Theil bei der Demeter in der Oberwelt zubringen solle. Eine ähnliche Sage, so vermuthet A. Kuhn, muß auch in Deutschland bekannt gewesen sein. Die Persephone wurde gewöhnlich zugleich mit ihrem Gemahl Pluto verehrt, besonders in Griechenland, Sicilien und Unteritalien. Hieraus scheint hervorzugehen, daß sie, wie Pluto Sublunarch, so sie Sublunarchin war. Der Granatapfel jedoch, sowie der Umstand, daß ihr schwarze Kühe geopfert wurden, scheinen auf ihre Bedeutung als Prälunarchin zu deuten. Unruh ist hierüber ebenfalls zweifelhaft gewesen. Wenn nun so ungewiß bleibt, ob sie als Mondgöttin in den ersten 4 Wochen des Monats, während der Zeit des Mondlichtes, oder in den 2 bis 3 Nächten, zur Zeit des Neumondes, das Zeitregiment führt, so ist um so gewisser, daß sie Höllenfürstin ist und mit andern Höllenfürstinnen so sehr häufig auch in deutschen Sagen nach Erlösung schmachtet. — Die Zulässigkeit des Vergleiches zwischen den Mythen der verschiedenen Völker arischen Geschlechts ist nicht blos von allen bedeutenden Mythenforschern anerkannt, sondern auch in weitgehendem Maße benutzt worden und dürfte auch hier gestattet sein.

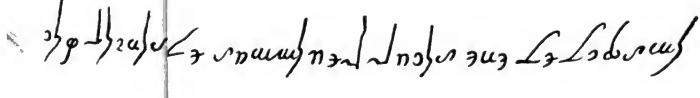
2. Inschriften.

Zwei Inschriften auf Urkunden.

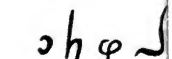
Im königlichen Provinzial-Archiv in Magdeburg finden sich zwei Urkunden, denen Inschriften beigefügt sind, welche sich durch ihre Schriftzüge wesentlich von dem übrigen Texte dieser Schriftstücke unterscheiden und bis heute einer Lösung beharrlich widerstanden haben. In den nachfolgenden Zeilen soll diese Lösung ver-

Digitized by Google

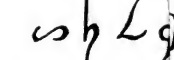
1. a.



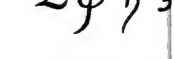
1 b.



o | h wi d

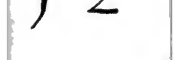


s h e wi



e wi | h e

2.



a z | s

ten" Nr. 2 Band 4, Jahrg. 6, (s. Inschriften von Rabe-Biere.)
Verlag von H. Möller, Rendsburg.

ya ja. [4]) Wäl. so Gestirn. [5]) Corn. dyn uns. [6]) Corn. sy Du. [7]) ja.
S. oben. [8]) Wäl. buch Leben, Lebenskraft. [9]) Corn. us, yus über.

*) Nr. 1 a bringt die genaue Copie der Inschrift.

Google

Im königlichen Provinzial-Archiv in Magdeburg finden sich zwei Urkunden, denen Inschriften beigefügt sind, welche sich durch ihre Schriftzüge wesentlich von dem übrigen Texte dieser Schriftstücke unterscheiden und bis heute einer Lösung beharrlich widerstanden haben. In den nachfolgenden Zeilen soll diese Lösung ver-

sucht werden; bevor jedoch dieselbe in Angriff genommen wird, müssen einige allgemeine Bemerkungen über diese merkwürdigen Urkunden vorausgeschickt werden.

Die ältere Urkunde hat der Papst Johann XIII. (965—972) ausfertigen lassen. Sie trägt die Jahreszahl 967, und Papst Johann nimmt in derselben das Stift Quedlinburg in seinen Schutz. Die Schrift, in welcher die Urkunde geschrieben worden, ist die alte Urkunden- oder Codexschrift jener Zeit. Nach dieser Seite hin weicht also das Schriftstück von den Schriftstücken jener Zeit nicht ab. Es unterscheidet sich von denselben aber dadurch, daß sich am Schlusse eine Inschrift findet, die auf der diesem Hefte beigegebenen Tafel unter Nr. 1 b in drei Abschnitte zerlegt abgebildet ist. *)

Die zweite, jüngere Urkunde trägt die Jahreszahl 999. Sie stammt vom Papst Sylvester (999—1003) und ist ein Bestätigungsbrief für das Stift Quedlinburg über seine Privilegien und Besitzungen. Mit der Schrift hat es dieselbe Bewandtniß wie mit derjenigen der oben besprochenen Urkunde. Die dieser Urkunde beigegebene Inschrift findet sich auf der beiliegende Tafel unter Nr. 2 und zwar in genauer Nachbildung.

Soviel über die Urkunden, nun zu den räthselhaften Inschriften und deren Lösung. Beide sind, das sei vorweg bemerkt, keltisch und dürften vom Papste selbst oder einem seiner Cardinäle eigenhändig hinzugefügt sein.

1. Inschrift der Urkunde von 967. (Vergl. Nr. 1 a und b der beiliegenden Tafel.)

Text der Urkunde:	o	hwidh	ia	hse	dynn			
Derselbe neukeltisch:	o [1])	udd [2])	ia [3])	se [4])	dyn [5])			
sy	ia	bwic	iws	i	chui	dezz	‖	
sy [6])	ia [7])	buch [8])	yus [9])	i [10])	chui [11])	tas [12])	‖	
shewid	iwb	ohn	hsaied	o	el	e	hiizhs	
ysgwyd [13])	ub [14])	ân [15])	sawdd [16])	o [17])	el [18])	y [19])	uz [20])	
ne	endd	hce	chwi	oe	‖	cwi	hec	i
ni [21])	enaid [22])	ge [23])	chwi [24])	hoc [25])	‖	cu [26])	ych [27])	i [28])
ces	nauuh	nedd	no	hse	aec	ec	o	
cas [29])	naw [30])	nwydd [31])	no [32])	se [33])	ach [34])	ych [35])	o [36])	
iws	uih	‖						
yus [37])	hui [38])	‖						

Deutsch: Du bist Herr, ja! Gestirn uns, Du, ja! Lebenskraft über mir, Du, Vater! — Schild, das Höchste, erste Ursache, Macht, Du bist Seele des Lebens, uns Leben, Du! höre! — Hold bist Du mir, abgesondertes Wesen; das Begrenzende, Sein, das Ausfüllende, Gestirnursprung bist Du, Du bist erhaben, Du! —

Wörter: [1]) Cornisch o Du bist. [2]) Wälisch udd Herr. [3]) Corn. ia, breton. ia, ya ja. [4]) Wäl. se Gestirn. [5]) Corn. dyn uns. [6]) Corn. sy Du. [7]) ja. S. oben. [8]) Wäl. buch Leben, Lebenskraft. [9]) Corn. us, yus über.

*) Nr. 1 a bringt die genaue Copie der Inschrift.

Digitized by Google

[10]) Wäl. i mir. [11]) Corn. chui Du. [12]) Corn. tas Vater. [13]) Wäl. ysgwyd Schild. [14]) Wäl. ub das Höchste. [15]) Wäl. ân erste Ursache. [16]) Wäl. sawdd Kraft, Macht. [17]) Corn. o Du bist. [18]) Wäl. el Geist, Seele. [19]) Wäl. y Zeichen des Genitivs. [20]) Corn. uz Leben. [21]) Corn., wäl., bret. ni uns. [22]) Wäl. enaid Seele, Leben. [23]) [24]) Corn. gy, go Du; corn. chui, wäl. chwi, wäl. chwychwy Du. [25]) Wäl. hoi höre! [26]) Wäl. eu hold. [27]) Wäl. ych bist Du. [28]) Wäl. i mir. [29]) Wäl. cas abgesondertes Wesen. [30]) Wäl. naw das Begrenzende. [31]) Wäl. nwydd Wesen, Sein. [32]) Wäl. no das Ausfüllende. [33]) Wäl. se Gestirn. [34]) Wäl. ach Ursprung. [35]) Wäl. ych bist Du. [36]) Corn. o Du bist. [37]) Corn. us, yus hoch, erhaben. [38]) Corn., bret. hui, huy Du.

2. Inschrift der Urkunde von 999. (Vergl. Nr. 2 der beiliegenden Tafel.)

Text der Urkunde: az (as) ud (ut) ic

Derselbe neukelt.: oes[1]) udd[2]) ych[3])

Deutsch: Leben, Herr bist Du!

Wörter: [1]) Wäl. oes Leben. [2]) Wäl. udd Herr. [3]) Wäl. ych bist Du.

Die Inschriften enthalten Anrufungen Gottes. Sie werden den Urkunden jedenfalls, wie ich schon oben andeutete, vom Papste oder einem seiner Cardinäle beigefügt sein, woraus denn doch wohl folgt, daß diese geistlichen Würdenträger Kelten waren, d. h. aus einem alten keltischen Priestergeschlecht stammten.

Ueber den Zweck der Inschriften kann ich nur Vermuthungen aufstellen. Entweder sollte durch sie den Schriftstücken eine gewisse Weihe ertheilt werden, oder aber, und das möchte wahrscheinlicher sein, setzte man sie hinzu, um das Schriftstück selbst und den Boten, der es zu überbringen hatte, unter den Schutz Gottes zu stellen, ihn und das ihm anvertraute Gut gegen allerlei Gefahr sicher zu stellen. In diesem Falle dürften wir in ihnen Zauberformeln sehen, wie sie sich ja in ähnlicher Weise auf Goldbracteaten und Spangen in Runen geschrieben vorfinden. Doch genug der Vermuthungen. Vielleicht findet sich Jemand, der mit dem Urkundenwesen vertrauter ist, als ich es bin, bereit, diesen Punkt weiter zu erörtern. Nicht nur ich, sondern auch mancher Leser dieser Zeitschrift, würden ihm für seine Belehrung gewiß sehr dankbar sein. Und — einer Beachtung und eingehenden Besprechung dürften diese Schriftstücke, die möglicherweise in Deutschland einzig in ihrer Art dastehen, immerhin schon werth sein.

Biere. Rabe.

3. Des deutschen Volkes Weihnachtsbaum.

Bald schmücken wir wieder unsere Weihnachtsbäume, und in manchen Familien macht sich das Streben geltend, den Baum sinnbildlich auszustatten. Nach Gewohnheit wird auch vielerlei daran gehangen, wofür eine Deutung nicht bekannt ist, oder was nicht an den Baum gehört. Für Jeden wird aber der Weihnachtsbaum an Werth gewinnen, wenn er den Schmuck als einen Ausdruck des poesievollen Glaubens seiner Väter kennen lernt.

Digitized by Google

Der Weihnachtsbaum soll die Bedeutung des schönen Winterfestes symbolisiren, und wir haben selbst als Christen dasselbe nicht nur als Geburtsfest Christi, sondern auch als ein Naturfest zu betrachten, dessen Bedeutung in dem Tannenbaume an sich, dann in den Lichtern, Aepfeln, Nüssen und verschiedenen Figuren zum Ausdrucke kommen soll. Unsere Bemühung, dies in rechter Weise zu thun, bleibt immer ein schwacher, ungenügender Versuch, wenn wir nicht von dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren ausgehen. Diesen war die ganze Natur beseelt, hatte jede Pflanze mehr als einen materiellen Werth, stand die ganze Natur in Beziehung zu verschiedenen Gottheiten. Ihr Fühlen und Denken machte sie weit fähiger zur Symbolisirung, wie wir es sind, und ihnen haben wir ja auch den Weihnachtsbaum, das Osterei und die Pfingstbirke zu danken. Der sinnreichste und das Gemüth am meisten belebende Festgebrauch, welchen irgend ein Volk eingeführt hat, ist das Schmücken des Tannenbaumes für das Weihnachtsfest. Eine erschöpfende Erklärung desselben ist in dem beschränkten Raume einer Zeitschrift nicht zu geben, aber auch kurze Andeutungen genügen, ein besseres Verständniß für Ausschmückung des Weihnachtsbaumes zu wecken. Ohne Eingehen in die religiösen Vorstellungen unserer heidnischen Vorfahren ist dies jedoch nicht möglich.

Die alten Germanen glaubten an einen obersten Lichtgott, bei den Südgermanen Wodan, bei den Nordgermanen Odin genannt, und an Götter der verschiedenen Jahreszeiten. Das Steigen der Sonne, die Zunahme des Lichtes vom 22. December ab schrieben sie der Geburt des Gottes Baldr, die Erstarkung der Sonne zur Befruchtung der Natur, Bewirkung des Fruchtansatzes im Mai dem Gotte Donar, die schädliche Einwirkung auf die Jahresschöpfung durch die Hitze dem Loki und Surtur, die Zerstörung dieser Schöpfung durch Kälte den Winterriesen zu. Die Göttin der Blüthenwelt war die jungfräuliche Nana, die Göttin der grünenden und fruchtreichen Natur Iduna. In der heißesten Jahreszeit werden die Tage kürzer, Loki hat den Sieg über Baldr davongetragen, den Tod dieses guten Gottes herbeigeführt, und aus Gram darüber stirbt Nana. Daher sterben nun die Blüthen ab. Wodan kämpft gegen die Gluthgeister, um die Früchte der Schöpfung für die Menschen zu retten, aber kaum sind die Aepfel und Nüsse reif, da nahen die Winterriesen, um die Schöpfung zu zerstören. Loki hilft den Riesen, indem er Iduna verlockt, mit ihren Aepfeln in einen Wald zu kommen. Dort wird sie von den Winterriesen gefangen genommen und entführt. Nun verlieren die Blätter ihre grüne Farbe, bald fallen sie ab und die Macht der guten Himmels- und Erd-Gottheiten schwindet mit jedem Tage mehr. Jedoch das Licht geht nicht ganz unter und das Wirken der Erdgöttin giebt sich noch kund in der Tanne, Kiefer, Stechpalme und in dem Wachholder. Als das vornehmste Zeugniß für das Fortwirken der Erdgöttin trotz der Winterriesen galt unseren heidnischen Vorfahren die Tanne, die Edeltanne mit dem schlanken, gleichmäßigen Wuchs, deren lange und breite Nadeln nicht wie bei der Fichte rund um den Zweig stehen, sondern zwei gegenständige Reihen bilden. Die bedeutungsvollsten Früchte waren Aepfel und Nüsse. Sie waren leicht zu überwintern, besaßen also wie die Tanne die Fähigkeit, den zerstörenden Mächten zu widerstehen. Die Aepfel wurden noch dadurch bedeutungsvoll, daß nach ihrer Reife die Jahresschöpfung rasch welkte, Licht und Wärme in empfindlichster Weise abnahm. Unsere Väter

Digitized by Google

sagten: Wenn die reifen Aepfel von den Bäumen fallen, tritt Kälte ein, rauben die Winterriesen die Idnna mit ihren Aepfeln. Nun welkt die Natur und die Lichtgottheiten altern und verlieren ihre Kraft. Aber wenn die Aepfelbäume blühen, dann wird es wieder grün in der Natur, und nun gewinnt die in Baldr wiedergeborene Sonnenkraft von Neuem befruchtende Fähigkeit.

Baldr erweckt Nana, die Göttin der Blüthenwelt, und die erstarkte Sonnenkraft, personificirt in Donar, befreit Iduna aus der Macht der Winterriesen. Loki wird gezwungen, dabei zu helfen, da er die Entführung mit bewerkstelligt hat. Nach der Rückkehr Iduna's mit den Aepfeln findet der Fruchtansatz statt, im Mai, und diese Naturentwicklung veranlaßte die Annahme, daß Wodan sich jährlich am 1. Mai mit der Naturgöttin Freya vermähle. Dieser Mythus erinnert daran, daß auch Herkules Aepfel aus dem Reiche der Nachtgeister zu holen hatte, um sie nach der Lichtwelt zu bringen, und daß Hera bei ihrer Vermählung mit Zeus, welche ebenso wie diejenige Freya's und Wodan's alljährlich am 1. Mai stattfand, von der Gäa Aepfel erhielt. Derselbe Gedanke, welcher diesem Mythus zu Grunde liegt, begegnet uns in der Sage vom Paradiesapfel. In der germanischen Mythologie werden die Aepfel als verjüngende Götterspeise aufgeführt, und damit ist ihre Bedeutung für den Weihnachtsbaum gekennzeichnet.

Den Nüssen sprach der heidnische Germane die Fähigkeit zu, dem Fruchtsegen Dauer zu geben, das Leben zu verlängern, und dieser Glaube hat seine Nachklänge gehabt bis in das vorige Jahrhundert herein, wo es noch gebräuchlich war, daß bei Geburt eines Kindes ein Nußbaum gepflanzt wurde. Ein solcher Baum fand eine sorgfältigere Pflege als jeder andere, denn ein Kränkeln desselben galt als Anzeichen eines nahenden Unglückes.

Die Lichter am Tannenbaume bedürfen keiner Erklärung. Sie symbolisiren die Wiedergeburt der Sonnenkraft, den Baldr. Die Wirkung des Lichtes auf die Erde bringt wieder eine Frühjahrsschöpfung hervor, wenn die Früchte der vorigen Schöpfung zu Ende gehen. Die anderen Gegenstände, welche zur Ausschmückung des Tannenbaumes dienten, bestanden ursprünglich aus Theilen, später aus Nachbildungen von Opferthieren. Im Monat December wurden die meisten Opfer gebracht, weil das Mittwinterfest nicht nur der Geburt des Baldr, sondern der Neubelebung aller guten Gottheiten galt. Dieser Monat hieß daher Bloat-Monat, Opfer-Monat. Die Vorbereitung zu dem Feste währte drei Wochen, das Fest selbst zwölf Tage. Jedem Monat des Jahres war ein Tag geweiht, und derselbe wurde je nach dem Character des Monats begangen. Das Fest hieß Wiehe-Nahten, geweihte Nächte, weil es in der Jahresnacht, im Winter, gefeiert wurde. Die Vorbereitungszeit erhielt später die Bezeichnung „Adventszeit", und für „Wiehe-Nahten" suchten die christlichen Priester „Christfest" einzuführen. In manchen Gegenden ist ihnen das gelungen, aber die größere Masse des deutschen Volkes hat die heidnische Bezeichnung beibehalten, derselben jedoch einen christlichen Sinn untergelegt. Die Festgebräuche wurden in möglichster Ausdehnung beibehalten, die Thieropfer dagegen allmälig verdrängt, aber seine Opferbilder wollte das Volk am Weihnachtsbaume haben, und so trat Backwerk an Stelle der Theile von Opferthieren. In manchen Gegenden Deutschlands, sogar im Elsaß, trotz seiner langen Entfremdung, findet heute noch wie ursprünglich bei dem zum Weihnachtsfeste ge-

Digitized by Google

hörigen Brunnenfeste ein Act im Walde statt. Die männliche Jugend zieht mit Musik hinaus, schlägt eine schöne, passende Tanne ab, behängt sie mit Bändern und sinnigen Gaben für die Mädchen, und in dieser Ausstattung wird der Baum nach der Ortschaft getragen, in welcher ein Umzug gehalten werden soll. Nun bringen die Mädchen noch ihre Gaben für die Burschen und hängen sie daran, dann findet eine Vereinigung zum Tanz statt, nach welchem der Baum geplündert wird und Jeder den für ihn bestimmten Gegenstand in Empfang nimmt.

Opferthiere waren: Pferde, Stiere, Böcke, Eber, Gänse, Hähne, Fische. Das Pferd galt als ein von Wodan bevorzugtes Thier. Auf einem Grauschimmel (grauen Sturmwolken) dachte man sich den gewaltigen Himmelsgott mit seinen Geistern über die Erde dahin fahren, die bösen Geister zu bekämpfen, die Fluren zu schützen.

Stiere, Böcke und Eber wurden im Heidenthume aller indogermanischen Völker als heilige Thiere der Lichtgottheiten angesehen. Die Perser sahen im Stier das erste Geschöpf der Welt und opferten ihn ihrem guten Princip, Ormuzd. Den Chaldäern war er ein Thier des Bel-Adonis, den Indiern ein Thier des Brahma, und die Kelten opferten ihrem Belen einen Stier. Die Chaldäer, Perser und Indier gaben dem Sternbilde, in welchem die Sonne während des Monats Mai stand, also am Kräftigsten auf die Entwicklung der Natur wirkte, das Zeichen des Stieres.

Böcke wurden bei der Wiedergeburt der Sonne und beim Sieg des Lichtes über die Finsterniß, Ende März, geopfert. Der Eber galt als ein Thier des Loki der Germanen, des Moloch der Chaldäer, des Ahriman der Perser, des Ares der Griechen, und Loki, Moloch, Ahriman und Ares sind gleich. Die Germanen opferten einen Eber zur Sühne für das Böse, das Loki verursachte. Das Sühnopfer ist hier also nicht in dem Sinne aufzufassen, in welchem es die Chaldäer brachten. Diese opferten dem Moloch, dem Feinde der Schöpfung, der Menschen, um den Gott zu versöhnen. Die Perser und die Germanen lehrten dagegen, der Mensch solle unablässig im Dienste der guten Gottheit bleiben, das Gute befördern, das Böse bekämpfen, um dieses im Verein mit Ormuzd resp. Wodan endlich ganz zu besiegen und das Zeitalter vollkommnen Glückes für die Menschheit herbeizuführen. Im Kampfe gegen das Böse soll das Gute sich veredeln. Durch den Kampf soll der Mensch besser werden, sich des Glückes würdig machen, welches die gute Gottheit spendet.

Als ein Geschöpf der bösen Geister galt den Germanen auch die Schneegans. Dieselbe kündigt die Ankunft der Winterriesen an, wie die Schwalbe im Frühjahr die Rückkehr der Frau Holle und Iduna. Das Gansopfer ist daher ebenso wie das Eberopfer als Sühnopfer aufzufassen. Die Bedeutung des Hahnes war je nach seiner Farbe eine gute oder böse. Der goldgelbe Hahn wurde als ein Thier der guten Lichtgottheiten und als Mahner zum Kampfe gegen die Feinde der Schöpfung aufgefaßt. Der rothe Hahn galt als ein Verderben bringender Dämon der Gluthriesen mit Surtur an der Spitze, der schwarze Hahn als ein Thier der Todtenwelt Niflheim. Unsere Redensart: „Einen rothen Hahn auf's Dach setzen", ist auf den Hahn Surtur's zurückzuführen und bedeutet Zerstörung durch Feuer.

Digitized by Google

Die Fische gehörten dem Element an, in welchem man sich alle Lebenskeime aufgelöst dachte. Trotz aller Lichtwirkung blieb die Erde unfruchtbar, wenn das feuchte Element, das Wasser, fehlte. Beherrscherin der Quellen, Flüsse, Teiche, Seen war die Erdgöttin. Dieser wurden daher unter der Tanne auch Fische geopfert, und Fische mußten am Wiehenahtenfeste gegessen werden, um des Segens der Erdgöttin theilhaftig zu werden. Auch dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, und der Aberglaube, daß Jedem, welcher unterlasse, in den zwölf Nächten des Winterfestes Heringe zu essen, bald das Geld ausgehen werde, ist noch nicht lange ausgestorben. Am Weihnachtsbaum durften daher die Fische als Opferthiere nicht fehlen.

Im Elsaß wurden bei den erwähnten Weihnachtsumzügen auch Eierschalen an den Baum gehangen. Dieser Gebrauch kann erstens darauf zurückgeführt werden, daß auch das Ei als Symbol der Fruchtbarkeit der Erdgöttin geopfert wurde, zweitens auf den Glauben unserer heidnischen Vorfahren, die Welt sei durch die Wirkung des Lichtes aus einer eiförmig gestalteten Urmaterie hervorgegangen. Die Perser sagten, der Stier, das erste Gebilde der Erdschöpfung, habe das Weltei durchstoßen. Die Auflösung der Jahresschöpfung im Herbst, die Zunahme des Nebels, der Dunkelheit führte zu der Annahme, daß im Herbst und Winter die Welt dem Zustande der Urmaterie sich nähere, die Wiedergeburt des Lichtes aber die Materie neu belebe und so den völligen Rückgang der Welt in den Urzustand hindere.

Diese hier entwickelten Vorstellungen brachte der heidnische Germane am Wiehenahtenbaume zum Ausdruck. In christlicher Zeit ging allmälig das Verständniß für die Art des Baumschmückens verloren und man behing den Baum nur nach alter Gewohnheit oder nach eignem Gutdünken, lediglich bestrebt, ihn recht bunt zu machen, wodurch er natürlich an Werth verlor.

Getreu nachgeahmt haben wir aber die am Wiehenahtenfeste von unseren heidnischen Vorfahren geübte Liebesthätigkeit. Diese ging aus dem Glauben unserer Väter hervor, daß sich der Mensch nur dann der Wohlthaten, welche die guten Lichtgottheiten spendeten, würdig erweise, wenn er im Geiste dieser Gottheiten lebe, also unabläßig das Gute thue, das Böse bekämpfe, dem Nothleidenden beistehe, den Bedrohten beschütze. Ging doch Wodan im Winter in Gestalt eines armen Reisenden von Ort zu Ort, die Reichen und die Armen um Beistand ansprechend und so die Herzen der Menschen prüfend. Die Liebesthätigkeit der alten Germanen führte am Wiehenahtenfeste so weit, daß der Unfreie während der Hauptfesttage volle Freiheit erhielt, der Gefangene aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde. Jeder Mensch, selbst der Verbrecher, sollte sich dieses Festes freuen können. Dies geschah in dem Glauben, die Wiedergeburt des Lichtes belebe neu die ganze Welt, die geistige wie die materielle, und es gehöre die Theilnahme am Feste dazu, um das neue Leben ganz in sich aufzunehmen und durch das ganze Jahr hindurch wirken zu lassen. Aus der Entwicklung der ersten zwölf Nächte glaubten unsere Väter daher einen Schluß auf die ganze Entwicklung des Jahres ziehen zu können.

Das Weihnachtenfest machten die christlichen Priester in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zu einem Feste der Geburt Christi. Ein Theil der Festgebräuche konnte recht gut christliche Deutung erhalten und daher beibehalten werden.

Digitized by Google

Das Volk gewöhnte sich nach und nach auch daran, statt an die Geburt Baldr's, an Christi Geburt zu denken, allein der Name Christfest, welchen die Priester allgemein einführen wollten, hat nur vereinzelt Eingang gefunden. Uebrigens kann auch die heidnische Bezeichnung Wiehenahten, d. h. geweihte Nächte, Weihnachten, (Wiehonahten) im christlichen Sinne gebraucht werden. Dr. Saubert.

4. Die Sternsinger.

(S. Jahrgang V, 143 u. f.)

Veranlaßt durch den Schlußsatz in dem Artikel über die Sternsinger macht Herr Professor Handelmann mich freundlichst auf sein „Weihnachten in Schleswig-Holstein" aufmerksam, wo eine niederdeutsche Form des in Rede stehenden Liedes abgedruckt sei, und da ich mir nun dieses interessante Buch angeschafft habe, dürfte es den Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein, zu erfahren, was Herr Professor Handelmann über die Sternsinger mittheilt. Er schreibt Folgendes:

„Drei Knaben (auch Erwachsene) thaten sich zusammen und meldeten sich mit dem Reim:

Wir Kasper und Melcher und Baltzer genannt,
wir sind die heiligen drei König aus Morgenland.

Sie waren je nach ihren Mitteln stattlich ausgeputzt mit langen Ziegenbärten, schleppenden Mänteln, goldpapiernen Kronen, langen Szeptern und Kegelkugeln als Reichsäpfel; der eine als Mohrenkönig an Gesicht und Händen geschwärzt. Einen goldpapiernen Stern, mit oder ohne Kometenschweif, führten sie mit sich, oder ließen denselben vorantragen; davon hießen sie im Volksmunde die Steernlopers (Sternläufer), auch Steerndregers (Sternträger) oder Steernkikers (Sterngucker); dänisch Stjärnefolk (Sternleute). Vor den Häusern wurden abwechselnd geistliche Gesänge oder schelmische Bettellieder gesungen, und hatten die Sternläufer eine Gabe empfangen, so zogen sie mit einem Wunschlied von dannen. Hie und da pflegte der Knecht Ruprecht (der ruge Klas) dem Zuge der heiligen drei Könige voranzugehen. Das war eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt, das Gesicht vermummt, eine Ruthe oder einen Aschenbeutel in der Hand, einen Sack voll Aepfeln, Nüssen und anderen Gaben auf dem Rücken. Die artigen Kinder, welche gut beten konnten, beschenkte er; die unartigen drohte er in seinen Sack zu stecken oder strafte sie mit Ruthe und Aschenbeutel.*)

Es war natürlich, daß diese Umzüge mit der Zeit und zwar vorzugsweise in den größeren Städten ausarteten; aus dem sinnigen Spiel ward eine Sache der Speculation, eine bloße Bettelei. Eifersüchtige Banden suchten durch prunkhafte Ausstaffirung einander auszustechen, so daß noch jetzt ein Hamburgisches Sprichwort von einem thöricht Geputzten sagt: „He füht ut as Kindjes!" Ja es kam zu offenen Schlägereien, wo es die Vorhand in einem freigebigen Hause zu gewinnen galt. So schritt der Hamburger Rath schon vor 200 Jahren dagegen ein; ein Mandat vom 23. December 1666 untersagte die Weihnachts- und Dreikönigs-

*) In Schweden erscheint neben den drei Königen der Sternkönig und Judas mit dem Beutel und geschwärztem Gesicht, welcher die Gaben einsammelt.

Umzüge ganz und gar; „jeder", so heißt es darin, „welcher sich auf der Gasse als gekleidetes Christkindlein mit oder ohne Stern betreffen lässet, soll von der Nachtwache ergriffen und sonder Gnade in Arrest gebracht werden." In den kleineren Landstädten hatten sich die Umzüge noch zu Anfang dieses Jahrhunderts behauptet; heutigen Tags kommen dieselben nur noch hie und da auf dem Lande vor. (1866.) Drei Knaben in weißen Hemden tragen an einem Stock den papiernen, mit Flittergold und Sammet aufgeputzten Stern, an dessen Spitzen Glöcklein hängen, während dahinter eine kleine Lampe scheint; so ziehen sie von Haus zu Haus und singen ihr Weihnachtslied."

Zum Schlusse lasse ich nun die niederd. Variante des Liedes hier folgen:

Wi hilgen dre König ut Morgenland,
de Sünn' hett uns so glupsch verbrannt;
Doch wenn wi uns waschen mit enen Swamm,
so sünd wi wedder so witt es en Lamm.

Wi wünschen den Herrn en güldenen Disch,
up alle veer Oorde braden Höhner und Fisch;
in de Mitt sall staen en Kann mit Win,
Dat sall den Herrn sin Gesundheit sin.

Wi wünschen de Fru en güldene Kron,
in dissem Jahr noch en jungen Sohn,
up tokamend Niejahr en Döchterlin;
Dat sall de Fru ehre Höge sien.

Wi wünschen de Kölsch en güldenen Kamm,
up tokamend Niejahr en Brödigam.
Wi wünschen den Knecht en Appel so roth,
up tokamend Niejahr en Deern in'n Schoot.

5. Literarisches.

Die Doppeleiche. Schleswig-Holsteins Land und Volk im Dichterwort. Unter Mitwirkung heimischer Schriftsteller herausgegeben von Ludwig Frahm (Rethwischfeld bei Oldesloe.) 12 Lief. Subscriptionspreis ℳ 3,60.

Bereits 2 Lieferungen sind erschienen. Das Werk verspricht ein echt nationales und sehr interessantes zu werden. Eine Sammlung von Poesien von schleswig-holsteinischen Dichtern über Schleswigholsteins Land und Volk, wie sie hier geboten wird, existirt sonst nicht; es sei deshalb das Werk bestens empfohlen. Den „Dithmarscher Wunderbaum" (H. 1) wird der U.-Br. nächstens annectiren. H.

6. Briefkasten.

Eingegangen: Friedrich der Gr. in der Sage; Walthersage; Die Mittagsstunde; Kleine Notizen. Besten Dank! Hr. K. Für die „Geisterstunde" keine Zeit? Schade! Das gelegentlich Mitgetheilte war auch der Redaction bekannt. — „Mittagsstunde" dürfen die Leser des U.-Br. nicht auch auf eine Behandlung der Mitternachtsstunde hoffen? — Hr. F. Wie steht es mit der Fortsetzung der stormarnschen Sagen?

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 3. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1. Die deutsche Walthersage und die polnische Sage von Walther und Helgunde.. 2. Die Mittagsstunde. 3. Die Mittagsstunde als Geisterstunde. 4. Der Fund von Ploen. 5. Ortsnamen. 6. Der Feuermann. 7. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Die deutsche Walthersage und die polnische Sage von Walther und Helgunde.*)

Vom Gymnasiallehrer O. Knoop in Posen.

Das dem Posener Bischof Bogufal II zugeschriebene Chronicon Poloniae berichtet — Ausgabe von Sommersberg S. 36 f. —, wie der russische Fürst Lodorius (d. i. Wolodar), neidisch auf das Glück des Polenkönigs Boleslaus III, unter dessen Botmäßigkeit er stand, seine Großen überredete, von Polen abzufallen. Ein polnischer Graf aber, Petrus Wlastides von Kszafsth, erbietet sich, den Russen für dieses Gelüste zu strafen; mit einer Anzahl treuer Genossen begiebt er sich zu Lodorius und bittet um Aufnahme, vorgebend, daß er von Boleslaus verbannt sei. Lodorius nimmt ihn freundlich auf; kaum aber fühlt sich der Graf in seiner Stellung am russischen Hofe sicher, als er plötzlich mit seinen Getreuen den Fürsten überfällt, fesselt, fortschleppt und dem Boleslaus pro insigni munere präsentiert. Lodorius stirbt in der Gefangenschaft, aber sein Sohn beschließt, des Vaters Tod zu rächen. Dolori dolum miscet: mit den väterlichen Schätzen besticht er einen vornehmen Pannonier, der sich bereit erklärt, nach Polen zu gehen und das Rachewerk auszuführen. Als Hülfeflehender kommt er zum König, sagt, daß er von seinen Nebenbuhlern angeklagt und vom Fürsten zum Tode verurteilt sei, und bittet um königlichen Schutz. Und es ist wunderbar genug, Boleslaus fällt darauf herein, obgleich das Beispiel des Petrus Wlastides ihn hätte vorsichtig machen müssen.

*) Die nachfolgende kleine Arbeit ist ein Vortrag, den ich am 8. Sept. 1885 in einer Sitzung der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen hielt und den ich nur wegen der Resultate, die ich in Betreff der polnischen Sage von Walthek und Helgunde fand, veröffentlichen zu dürfen glaubte. Der Inhalt der deutschen Sage, die ja durch V. v. Scheffels Ekkehard und Linnigs Bearbeitung in weitesten Kreisen bekannt geworden ist, ist nur der Vergleichung wegen mitgegeben, und es macht dieser Teil des Vortrages weder auf Vollständigkeit noch auch auf Selbstständigkeit Anspruch.

Dann heißt es weiter: „Es war zu jenen Zeiten im Reiche der Lechiten eine sehr berühmte Stadt, von hohen Mauern umgeben, mit Namen Wislica, deren Fürst einst, noch in der Zeit des Heidentums, Wislaus der Schöne (Decorus) gewesen war, welcher aus dem Geschlechte Popiels stammte. Diesen hatte ein gewisser Graf, der, wie man sagt, aus demselben Geschlecht stammte, ein tapferer Mann (fortis viribus), mit Namen Walther der Starke (Walterus Robustus), auf Polnisch Wdaly Walgerzs genannt, bei einem Aufstande gefangen genommen, in Fesseln gelegt und in einen tiefen Turm geworfen. Es stand aber sein Schloß Tyniec (bei Sommersberg Tyneg) nahe bei Krakau, da wo jetzt die von dem polnischen Könige Kasimir dem Mönch gegründete Abtei des h. Benedikt liegt." Daran knüpft der Chronist die ausführliche Erzählung von Walther und Helgunden, die bei Sommersberg fast 2 Folioseiten einnimmt, und fährt dann fort: „Huic ergo urbi munitissimae Boleslaus rex illum Pannonium, putativum exulem, quem non ut profugum, sed ut proprie alumnum benigne susceperat, et caritativo modo pertractans, praefectivo officio generosissimo insignivit." Natürlich spielt der edle Pannonier, ein Zopyrus, doch ohne abgeschnittene Nase und Ohren, die Burg Wislica den Russen so bald als möglich in die Hände.

Die Sage von Walther und Helgunden wird nun in folgender Weise erzählt: Walther, der Graf von Tyniec, hatte zur Frau die Tochter eines gewissen fränkischen Königs, namens Helgunde, die früher ihre Liebe dem Sohne eines alemannischen Königs zugewandt hatte; Walther aber hatte sie, wie man erzählt, nicht ohne eigene Lebensgefahr nach Polen entführt. Denn in einer Nacht erstieg er die Mauern der Burg und bewog den Wächter derselben durch Geschenke (pretio, nicht durch Bitten, wie San Marte hat), ihn nicht zu stören; darauf stimmte er eine süße Melodie an, und durch den holden Klang vom Schlafe erweckt, springt Helgunde aus dem Bette und lauscht mit ihren Mädchen dem süßen Gesange. Früh am Morgen läßt sie den Wächter rufen und forscht ihn nach dem Sänger aus; der beteuert, er wisse nichts. Da aber der junge Walther (Walterus adolescens) auch in den beiden folgenden Nächten seinen Gesang wiederholt, und der Wächter auch jetzt noch nichts gestehen will, befiehlt sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Nun erst sagt der Wächter, daß Walther gesungen habe, und in heißer Liebe wendet sich nun Helgunde Walther zu und kehrt ihr Herz von dem alemannischen Königssohne ab. Als dieser sich nun von Helgunden verschmäht sah, kehrte er voll Zorn in sein Vaterland zurück und nahm alle Schiffe auf dem Rhein in Beschlag, befahl auch, daß niemand mit einer Jungfrau hinübergelassen würde, wenn er nicht eine Mark Goldes bezahlte. Nach einiger Zeit fand Walther Gelegenheit, mit Helgunden zu entfliehen; sie erreichten den Rhein und bezahlten die geforderte Mark Goldes, dennoch aber hinderten die Schiffer die Überfahrt. Walther sah ein, daß ihm aus dem Verzuge Gefahr entstehen könne; deshalb bestieg er seinen Bucephalus, ließ Helgunden hinter sich aufsitzen und setzte hinein in den Strom. Schneller als ein Pfeil erreichte er das andere Ufer. Als er aber ein Stück weiter geritten war, da hörte er den Alemannen laut hinter sich rufen: „Du Treuloser, mit der Königstochter bist du heimlich entflohen, und ohne das Fährgeld zu zahlen, bist du über den Rhein gegangen. Halt! und laß uns kämpfen, und wer Sieger bleibt, der erhalte des Besiegten Roß und Waffen und Helgunden dazu." Furchtlos antwortete Walther:

Digitized by Google

„Was sprichst du? Die Mark Goldes habe ich bezahlt und die Königstochter nicht mit Gewalt entführt, sie folgt mir aus freien Stücken.“ Darauf legten sie zornig die Lanzen ein, und nachdem diese zersplittert, zogen sie die Schwerter und maßen mannlich ihre Kräfte. Der Alemanne zwang Walther zurückzuweichen, weil ihm der Anblick Helgundens, die ihm gegenüber hinter dem Kampfplatz stand, Mut und Kraft einflößte. Aber jetzt ist Walther so weit zurückgewichen, daß auch er Helgunden erblickt. Voll Scham über sein Zurückweichen und von heftigem Liebesfeuer ergriffen, dringt er auf den Alemannen ein und tötet ihn; dann nimmt er des Erschlagenen Roß und Waffen und kehrt mit Helgunden erfreut nach Tyniec heim.

Dies der erste Teil der polnischen Sage, der, wie gleich bemerkt werden muß, sein Vorbild in der deutschen Heldensage hat. Ich breche deshalb hier vorläufig ab, um die deutsche Walthersage anzuknüpfen, deren älteste Gestalt das Waltharius-lied giebt, ein in lateinischen Hexametern geschriebenes Gedicht des St. Gallischen Mönches Ekkehard, der im J. 973 starb.

Der mächtige Hunnenkönig Etzel, so heißt es, zieht gegen die noch unbesiegten Franken, deren König Gibich zu Worms seine Residenz hat. Die Franken glauben, dem gewaltigen Heere der Feinde nicht widerstehen zu können, und beschließen deshalb, Zins zu zahlen; ein Jüngling aus edlem Geschlecht, Hagen von Troja, wird als Geisel gegeben, und weiter zieht das Hunnenheer in das Land der Burgunden, wo König Herrich herrscht. Hier empfängt Etzel als Geisel die Königstochter Hildegunde und fällt dann in das Waskenland, Aquitanien, ein; als Geisel übergiebt ihm König Alpher seinen jungen Sohn Walther. Reich mit Beute beladen zieht das Hunnenheer wieder nach Osten.

Etzel selbst leitet die Erziehung der beiden Geiseln, die nach wenig Jahren eine hervorragende Stellung an des Königs Hofe einnehmen, und die edle Ospirn, Etzels Gemahlin, erzieht Hildegunden und übergiebt ihr bald das Amt der ersten Kammerfrau.

Nach einiger Zeit stirbt König Gibich, und sein Sohn Gunther, der ihm in der Regierung folgt, weigert sich, den Zins an Etzel zu zahlen. Hagen entflieht, und Etzel beschließt, Walther nun noch fester an sich zu ketten, da er befürchtet, er werde Hagens Beispiel folgen; er will ihm eine reiche hunnische Fürstentochter vermählen, doch dankend lehnt Walther dies Anerbieten ab, indem er vorgiebt, daß eine Vermählung ihn im Dienste zu sehr hindern würde.

Bald bricht ein neuer Krieg aus; Völker an der Weichsel haben sich gegen Etzel erhoben; aber schnell hat Walther den Feind bezwungen, und jubelnd kehrt das Heer in die Heimat zurück. Mit großen Ehren wird der Held empfangen. Beim Fortgehen von Etzel trifft er mit Hildegunden zusammen; er erinnert sie daran, daß beide schon in zarter Kindheit von ihren Vätern verlobt seien, und nachdem das Verlöbnis erneuert, verrät er ihr den Plan zu einer gemeinsamen Flucht. Mit Freuden ist Hildegunde bereit, und Walther sagt ihr nun, daß er am siebenten Tage ein großes Siegesfest veranstalten wolle, und wenn dann der Wein die Gäste umnebelt, solle im Dunkel der Nacht die Flucht ausgeführt werden; sie selbst solle Etzels beste Rüstung, zwei Schreine mit goldenen Spangen aus Etzels Schatz, 4 Paar Schuhe und mehrere Angeln bereit halten. Am siebenten

Google

Tage giebt nun Walther seinen Kampfgenossen ein großes Gelage; auch der König und die Königin sind anwesend, und Walther erhält den Ehrenplatz neben dem Throne. Nach beendigtem Mahle verlassen die Frauen den Saal, die Männer bleiben zurück, um sich weiter am starken Weine zu erfreuen. Da tritt Walther zu Etzel und bittet ihn, die säumigen Kampfgenossen durch sein Beispiel zum Trinken zu ermuntern. Ein Humpen, den Etzel auf einen Zug leert, macht die Runde, — und auf die müden Kämpen mit schwerem Fittichschlag der Dämon rauscht hernieder, dem schon mancher Held erlag. Da eilt Walther über die Trunkenen hinweg aus dem Saal; Hildegunde erwartet ihn bereits, schnell zieht er Etzels bestes Roß, den Löwen, aus dem Stall, wappnet sich, und hinein geht's in die dunkle Nacht. Als Etzel am nächsten Morgen mit schwerem Kopfe erwacht, da wird es ihm bald klar, daß Walther mit Hildegunden entflohen, und reichen Sold verspricht er demjenigen, der die Flüchtigen lebend oder tot zurückbringe; doch keiner wagt es, den Kampf mit dem tapferen Helden aufzunehmen.

So erreichen die Flüchtigen nach 14tägiger Wanderung den Rhein in der Nähe von Worms; ein Fährmann setzt sie über den Strom und erhält als Lohn zwei Fische, die Walther in der Donau gefangen. Die prächtigen Fische werden in des Königs Küche gebracht und für den König zubereitet. Gunther erkundigt sich, woher die Fische seien, und erfährt es nun von dem Fischer. Sofort merkt Hagen, daß die Reisenden nur Walther und Hildegunde sein können, die Etzeln entflohen sind, und voll Freuden will er hineilen, um den Freund, mit dem er den Blutbund geschlossen, zu begrüßen. Doch Gunther durchkreuzt seinen Plan, ihn gelüstet es nur nach den beiden Schreinen, in denen er reiche Schätze vermutet, und er erhebt Anspruch darauf. Wie gewaltig auch Hagen Walthers Mut und Stärke schildert, wie sehr er auch von der Untreue abmahnt, — nichts kann den habgierigen König von seinem Vorhaben abbringen. Mit 12 Recken beschließt er die Flüchtlinge zu überfallen, und Hagen selbst muß der zwölfte sein. Schweren Herzens folgt er dem königlichen Befehl.

Walther ist unterdessen bis an den Wasgau (die Vogesen) gelangt; eine Felsenhöhle soll ihm für die Nacht als Zufluchtsort dienen. Zum ersten Male seit der Flucht giebt er sich dem Schlafe hin, und von den hellen Augen der Geliebten bewacht, schläft er ein. Bei Anbruch des Tages bemerkt Hildegunde in der Ferne Staubwolken, und nichts Gutes ahnend, weckt sie den schlummernden Freund, macht ihn auf die Gefahr aufmerksam und bittet ihn, sie zu töten, damit sie nicht den Hunnen in die Hände falle. Rasch hat Walther die Rüstung angelegt; Hildegundens Vermutung, daß die Hunnen nahen, bestätigt sich nicht, denn schon hat Walther in den Herannahenden Franken erkannt, ja er bemerkt sogar unter ihnen seinen Jugendfreund Hagen. Auch Hagen erkennt den Freund, und noch einmal rät er dem König, von dem ungerechten Kampf abzustehen. Doch dieser bleibt allen Vorstellungen gegenüber taub, und Hagen schlägt deshalb vor, Walther zur freiwilligen Herausgabe des Schatzes zu bewegen. Doch dieser weist eine solche Zumutung zurück, erklärt sich jedoch bereit, dem König 100 goldene Spangen für freien Durchzug zu gewähren. Abermals bietet Walther 200 Spangen, aber auch dies Anerbieten weist der König mit Hohn zurück. Nun entbrennt der Kampf. Vor dem Felsenthor stehend empfängt Walther die Gegner, von denen

Digitized by Google

immer nur einer sich nahen kann. Hagen aber schaut, auf seinem Schilde sitzend, unthätig dem Kampfe zu, er will nicht die Blutsfreundschaft brechen, an die ihn Walther gemahnt hat. Schon sind elf der besten Franken zu Boden gestreckt, da kommt Gunther, zu feige, um selbst in den Kampf einzutreten, zu ihm und bittet ihn mit beweglichen Worten, nicht länger zu zürnen, sondern den seinem König angethanen Schimpf und den Tod seines eigenen Neffen, der von Walthers Hand gefallen, zu rächen. Und endlich siegen Vasallentreue und die Pflicht der Blutrache über die Freundestreue. Er will kämpfen, aber nicht vor jenem Felsenthor, wo auch ihm der Tod gewiß sei; mit List soll Walther aus seinem sicheren Versteck herausgelockt werden. Gunther und Hagen ziehen sich nun zurück und verbergen sich in einem Gebüsch, von wo aus sie Walther beobachten können.

Inzwischen ist es Abend geworden. Walther legt sich auf seinen Schild, um einige Stunden der Ruhe zu genießen. Als es Morgen geworden, lädt er die den gefallenen Gegnern abgenommenen Rüstungen auf die Pferde der Erschlagenen und besteigt dann, sich sicher wähnend, mit Hildegunden den Löwen. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Doch kaum sind sie tausend Schritt von ihrem früheren Zufluchtsort entfernt, da eilen Gunther und Hagen aus ihrem Versteck herbei. Hildegunde rät zur Flucht, aber Walther ist nicht dazu zu bewegen, vielmehr schickt er Hildegunden, die das mit den Schätzen beladene Pferd am Zügel führt, zum nahen Wäldchen, wo sie sich verbergen soll, er selbst erwartet die Gegner. Gunther sprengt heran und spricht herausfordernde Worte, doch Walther erwidert ihm nichts, wendet sich vielmehr an Hagen und erinnert ihn an ihre frühere Freundschaft; aber Hagen erwidert, daß Walther selbst die Freundschaft gebrochen, da er seinen Neffen getötet habe. Nun beginnt der Kampf; allein steht Walther zwei Gegnern gegenüber. Neun Waffengänge sind bereits gemacht, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen, und schon fühlt Walther seine Kräfte schwinden, da wirft er den Speer auf Hagen, der dessen Schild durchbohrt, und zugleich springt er auf Gunther los und trennt ihm mit einem grimmigen Schlage den Schenkel von der Hüfte; dann holt er zu einem zweiten Schlage aus, aber da springt Hagen herbei und fängt den Hieb mit seinem Haupte auf; Walthers Schwertklinge bricht, er aber vergißt im Unmut die nötige Vorsicht, und während er den Griff des Schwertes von sich schleudert, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab; doch schnell ergreift er, mit dem Armstumpf den Schild haltend, sein kurzes Hunnenschwert mit der Linken und führt einen Streich, der dem Hagen ein Auge und 6 Backenzähne kostet.

Nun sind die Helden des Kampfes müde, und der Friede wird gemacht. Die herbeigerufene Hildegunde verbindet die Wunden mit kunstfertiger Hand, und dann wird beim Becher der alte Freundschaftsbund zwischen Hagen und Walther erneuert. Walther und Hildegunde ziehen heim und werden hocherfreut empfangen. Ein glänzendes Hochzeitsfest vereinigt die Liebenden, und nach des Vaters Tode besteigt Walther den aquitanischen Königsthron und herrscht 30 Jahre lang über ein treues und glückliches Volk.

So erzählt das Waltharinslied Ekkehards, das auf einem alten, von dem Magister Geraldus aufgezeichneten deutschen Volksliede beruhend, trotz seines mit allen möglichen Flicken der lateinischen Klosterlektüre ausgeputzten Gewandes den

Digitized by Google

Geist des Originals nicht so völlig hat verwischen können, daß es nicht altgermanisches Heidentum vielfach wiederspiegelte. Selbstverständlich ist, daß der Dichter viel von seinem Eigenen hinzugefügt hat. Seine Erfindung ist Patafried, der Neffe Hagens, der sonst nirgends genannt wird; die Verwundung der drei Helden am Schluß des Gedichtes ist zum mindesten stark übertrieben; alle andern Gedichte des Mittelalters wissen nichts davon, nur die nordische Fassung der Walthersage kennt Hagens Einäugigkeit. Aber das unwürdige, nahe an Feigheit grenzende Betragen Gunthers, wegen dessen er auch von Hagen getadelt wird, muß schon in der Quelle begründet gewesen sein, ebenso wie auch der durchaus edle Charakter Hagens, der mit seinem bösen und finsteren Wesen, wie es das Nibelungenlied beschreibt, nicht stimmt. Ekkehards Gedicht erfreute sich besonders in den Klosterschulen großer Beliebtheit; nach Straßburg und Mainz wurden später Abschriften gesandt, und sogar in einer Chronik des piemontesischen Klosters Novalese aus der Mitte des 11. Jahrhunderts wird ein Auszug aus dem ersten Drittel des Gedichtes gegeben, weil nach jener Chronik die letzten Thaten des Helden im Kloster Novalese spielten. Das geistliche Lebensende der Helden ist ein auch sonst wiederkehrender Zug. Daß das Walthariuslied auf die spätere Heldensage von Einfluß gewesen sei, ist möglich. Was das Nibelungenlied von Walther berichtet, stimmt wesentlich mit Ekkehards Gedicht überein, und auch die übrigen, jüngeren Gedichte, der Rosengarten, Alpharts Tod, Wolfdietrich u. a. liefern keine neuen bedeutsamen Züge. Im Biterolf, einem weitschweifigen Heldengedicht des 13. Jahrhunderts, werden manche, sonst nicht vorkommende Vorgänge angeführt, die zum Teil auf alter Überlieferung beruhen mögen, meist aber in der echten Sage nicht begründet sind. So wird erzählt, daß Walther auch in Paris gewesen, und der Dichter gesteht selbst, er wisse nicht, wie der Held dorthin gekommen. Die Walthersage war im 13. Jahrhundert in ganz Deutschland bekannt, so daß ein Zurückgreifen auf Ekkehards Gedicht nicht nötig war. Leider ist grade dasjenige deutsche Gedicht, welches uns über die weitere Entwickelung der Walthersage am ersten Aufschluß geben könnte, nur in drei kurzen Bruchstücken erhalten. Nach dem ersten scheint Hagen Walther zur Flucht zu raten; das zweite erzählt, wie Walther, von Volker dem Fiedler begleitet, seiner Heimat entgegenzieht und Alpher sich zur Einholung seines Sohnes rüstet; das dritte führt die Überschrift: Hildegunde Braut. Es ergiebt sich aus den Bruchstücken, daß Walther von den Hunnen verfolgt wurde und daß er seine Verfolger besiegte; aber auch mit den Franken muß er am Wasgenstein gekämpft haben. Der mittelhochdeutsche Dichter hat wohl zwei verschiedene Versionen der Sage vor sich gehabt, die er in seinem ausführlichen Liede kombinierte. Den Kampf mit den Hunnen kennt auch die nordische Dietrichssage, das größte cyklische Werk über unsere alte Nationalpoesie, im Norden entstanden und nach deutschen Liedern und Sagen, die von deutschen Kaufleuten aus den Hansastädten, besonders Bremen, Münster und Soest vorgetragen und erzählt wurden, im 13. bis 14. Jahrhundert von einem Unbekannten verfaßt.

Jenes deutsche — vielleicht fränkische — Gedicht, das der Verfasser der Dietrichssage benutzte, hatte folgenden Inhalt: Attila, König von Susat (d. i. Soest, das hier als Etzels Residenz gilt), errichtete ein Bündnis mit König Ermenrik von Pulien (Apulien) in der Art, daß Attila dem Ermenrik seinen Neffen Osid mit

Digitized by Google

12 Rittern sandte, wogegen Attila Ermenriks Schwestersohn, Walther von Waskastein, mit 12 Rittern erhielt. Walther, damals 12 Jahre alt, blieb 7 Jahre bei Attila. Nach 2 Jahren kam auch Hildegunde, die Tochter des Jarls Elias von Griechenland, als Geisel zu Attila; sie war damals 7 Winter alt. Walther und Hildegunde liebten sich sehr, ohne daß Attila davon wußte. Einmal war ein prächtiges Gastmahl und Ringelstechen in Attilas Krautgarten; da redete Walther heimlich mit Hildegunden und forderte sie auf, mit ihm zu fliehen. Hildegunde war bereit, und Walther sagte nun: „Komm morgen, wenn die Sonne aufgeht, zu dem äußersten Burgthor und nimm mit dir so viel Gold, als du mit deinen beiden Händen fassen kannst; denn du weißt ja alle Schätze der Königin Erka, deiner Base." So geschah es. Als Attila ihre Flucht wahrnahm, da befahl er 12 seiner Mannen, den Entflohenen nachzusetzen und das Gut zurückzubringen und Walthers Haupt dazu. Unter den Rittern war auch Hagen, König Adrians Sohn. Als nun Walther seine Verfolger erspähte, da sprang er mit großer Kühnheit und Gewandtheit von seinem Hengste und hob Hildegunden und die Schätze herunter; dann sprang er wieder auf den Hengst, setzte den Helm auf das Haupt und schwang seine Lanze vor sich. Nun erhob sich ein harter Streit, der nicht eher endete, als bis das Dunkel der Nacht kam. Walther war schwer verwundet, hatte aber 11 Ritter erschlagen, nur Hagen war entkommen und in den nahen Wald geflohen. Walther ging zu Hildegunden und blieb mit ihr im Walde; dort machte er ein großes Feuer an und briet dabei den Rücken eines wilden Ebers; darauf aßen sie und ließen nicht eher ab, als bis alles Fleisch von den Knochen herunter war. Da sprang Hagen aus seinem Versteck hervor hin zu dem Feuer und zog sein Schwert, um Walther zu erschlagen; aber noch zur rechten Zeit gewahrte ihn Hildegunde, und nun hob Walther den Knochen, warf ihn nach Hagen und traf ihn so stark, daß er sogleich zur Erde fiel, und er traf ihm die Wange, so daß das Fleisch zerriß und ein Auge herausſprang. Da lief Hagen zu seinem Hengst und floh zurück nach Susat; Walther aber zog südwärts über das Gebirge zu König Ermenrik und erzählte ihm von seiner Fahrt. Doch erhielten sie Attilas Gunst wieder durch reiche Geschenke, die ihm Ermenrik sandte.

Die bedeutendste Abweichung von der deutschen Sage liegt darin, daß Walther in der Dietrichssage aus dem fränkisch-burgundischen Sagenkreise herausgetreten ist und dem Heldenkreise Dietrichs von Bern angehört, für den er auch später noch kämpft, eine Veränderung, die allerdings erst dem Verfasser der Dietrichssage zuzuschreiben ist. Daß Walther gegen die Hunnen gekämpft, weißt auch die deutsche Sage noch. In dem wesentlichsten Punkte aber stimmen beide überein: dem Kampfe Walthers mit zwölf Gegnern, von denen einer Hagen ist. Der Wald, in welchem der Streit vor sich geht, ist vielleicht ein dunkler Anklang an den Wasgenwald, ebenso wie Waskastein, die Heimat Walthers.

Wie verhält sich nun die mitgeteilte polnische Sage zu der deutschen? Wie sehr auch die polnische abweicht, so viel ist klar, daß es dieselbe Sage ist. Die Namen beweisen es zur Genüge. Der polnische Chronist nennt den Helden Walterus und giebt ihm das Attribut robustus, das gleichbedeutend ist mit dem manu fortis des Ekkehard; er fügt hinzu, daß er auf Polnisch Wdaly Walgerzs genannt werde. Und die Gleichheit der Namen Helgunde und Hildegunde braucht nicht erst bewiesen

Digitized by Google

zu werden. Walthers und Hildegundens Flucht und Walthers Kampf hat auch die polnische Sage. Von Nebenzügen stimmen überein: Hildegunde folgt Walther freiwillig, ferner die Flucht auf einem Pferde, die Ankunft am Rhein, das Stattfinden des Kampfes nach dem Übergang über den Rhein, die glückliche Ankunft in der Heimat. Alles Übrige weicht ab. Die polnische Sage weiß nichts von Etzel, sie nennt einen gewissen fränkischen König, bei dem sich die beiden Nebenbuhler, wie es scheint, zufällig aufhalten, und Helgunde ist seine Tochter. Die bedeutendste Abweichung scheint darin zu liegen, daß Walther statt 12 nur einen Gegner hat. Manche Züge scheinen anderen deutschen Sagen entlehnt zu sein: die Gewinnung der Jungfrau durch nächtlichen Gesang, die Bezahlung des Fährmannes mit einer Mark Goldes statt mit Fischen, die Flucht durch den Rhein, die Ermutigung der Helden durch den Anblick Hildegundens. Selbstverständlich muß in der polnischen Sage die Richtung der Flucht sich ändern; sie geht hier von Westen nach Osten, dem Polenlande zu, und Walther, der deutsche Held, muß zum Polen werden. Ekkehards Gedicht kann nicht Vorlage der polnischen Sage gewesen sein, dagegen spricht schon die Namensform Waltorus und das Attribut robustus; vielleicht gab es auch noch eine andere uns unbekannte Form der Sage, nach welcher Walther blos einen Helden zu bestehen hatte, die also die ursprüngliche, bedeutungsvolle Zwölfzahl schon aufgegeben hatte, wenn nicht die polnische Sage nur den Schlußkampf zwischen Hagen und Walther im Auge hat. Wahrscheinlicher jedoch erscheint es mir, daß die Sage erst in Polen unter dem Einfluß polnischer Sagen zu ihrer jetzigen Gestalt umgebildet wurde.

Wann und wie kam aber die deutsche Sage nach Polen? Die polnische Sage knüpft sich, wie wir gesehen haben, an die Burg zu Tyniec, die einst an Stelle der Abtei des heiligen Bernhard gestanden haben soll; dieselbe wurde vermutlich schon unter Boleslaus I. um das Jahr 1000 gegründet. Die Erinnerung an jene Burg muß sich also noch lange im Volke erhalten haben. Vincentius Kadlubek, der das Krakauer Bistum von 1208—1218 verwaltete und 1223 in einem Kloster starb, kennt die Sage noch nicht, denn sicher hätte er sie sonst aufgezeichnet. Sie muß sich also erst nach seiner Zeit dort lokalisiert haben. Dann ist es aber auffallend, daß schon Vogufal, der 1253 starb, sie so ausführlich zu erzählen weiß.

Es ist nötig, hier erst den zweiten Teil der Sage nachzuholen. Walther war, wie zuletzt bemerkt wurde, mit Helgunden wohlbehalten in der Heimat angelangt. Dort gönnte er sich einige Zeit Ruhe. Aus den Klagen der Seinigen merkte er, daß Wislaus, der Graf von Wislica, in seiner Abwesenheit ihm mannigfaches Unrecht zugefügt hatte, und um das zu rächen, rüstete er sich gegen jenen, besiegte ihn im Kampfe und warf ihn, wie bereits oben gesagt war, in einen tiefen Turm. Einige Zeit darauf zog er auf Kriegshandwerk in ferne Länder, und als er zwei Jahre abwesend gewesen war, da wurde Helgunde sehr betrübt, und in ihrem Schmerz vertraute sie sich einer ihrer Jungfrauen an; sie sei weder Witwe noch Gattin, klagte sie, und es müsse doch so schön sein, mit Männern, die sich im Kriege Ruhm erworben, zusammenzuleben. Die Vertraute, ihre Herrin bemitleidend, verrät ihr, daß Fürst Wislaus von Wislica, ein Mann von sehr anmutiger Gestalt und schönem Körper, im Turm gefangen sei, und giebt ihr den Rat, jenen in der Nacht heimlich aus dem Turm heraufzuholen und am Morgen wieder dorthin

Digitized by Google

zurückbringen zu lassen. Und Helgunde, nachdem sie einmal die Scham abgelegt, scheut sich nicht, Leben und Ehre aufs Spiel zu setzen; sie befiehlt, Wislaus zu holen, und sein Anblick erfüllt sie so mit Freude, daß sie am Morgen, anstatt ihn in den Turm zurückbringen zu lassen, es vorzieht, mit ihm nach Wislica zu entfliehen.

Bald kehrt Walther glücklich nach Schloß Tyniec zurück; er wundert sich, daß ihn Helgunde nicht empfängt, und erfährt nun von seinen Dienern, was geschehen. Da ergreift ihn unbändiger Zorn; ohne die Folgen zu bedenken, kommt er allein und unerwartet nach Wislica, während sich Wislaus grade auf der Jagd befindet. Sobald Helgunde den Nahenden erblickt, eilt sie ihm entgegen und beteuert, daß Wislaus sie mit Gewalt fortgeführt habe, sie überredet Walther, sich in einem abgelegenen Gemache zu verstecken und an Wislaus, wenn er zurückkehre, Rache zu nehmen. Walther glaubt der Heuchlerin und tritt in ein festes Gemach, in welchem er bald nachher dem Wislaus als Gefangener vorgestellt wird. Wislaus und Helgunde freuen sich des glücklichen Erfolges; Wislaus aber will den Gefangenen nicht einkerkern, sondern beschließt, ihn noch mehr als durch den Moder des Gefängnisses zu quälen: mit eisernen Fesseln läßt er ihn, aufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen an der Wand des Speisezimmers anschmieden und dann in demselben ein Bett aufstellen, auf welchem sie zur Mittagszeit, delectationes venereas exercentes, ausruhen.

Nun hatte Wislaus eine Schwester, die wegen ihrer Häßlichkeit niemand zum Weibe begehrt hatte; ihr hatte er die Bewachung des Gefangenen anvertraut. Ergriffen von Walthers Qualen und von Mitleid für seine bejammernswerte Lage erfüllt, fragte sie, die jungfräuliche Scham bei Seite setzend, ob er sie heiraten wolle, wenn sie ihn befreie. Walther gelobte es und leistete einen Eid, daß er sie, solange er lebe, als Gattin behandeln und auch gegen ihren Bruder, wie sie gefordert hatte, das Schwert nicht ziehen wolle. Er bittet sie, ihm sein Schwert, das im Schlafgemach des Bruders verborgen war, zu holen und damit die Fesseln zu lösen. Nachdem das geschehen, verbirgt sie das Schwert zwischen der Wand und Walthers Rücken.

Als nun Wislaus und Helgunde sich am nächsten Mittag auf dem Bette ausstreckten, da redete Walther sie plötzlich an: „Wie würde es euch sein, wenn ich von meinen Fesseln befreit und das gezückte Schwert in der Hand, plötzlich vor euer Lager träte, um die lange gewünschte Rache zu nehmen?“ Bei diesen Worten erstarrte Helgundens Herz, und zitternd sprach sie zu Wislaus: „Wehe, Herr, ich habe heute sein Schwert nicht mehr in unserem Schlafgemach gefunden, und deiner Mahnungen vergessend, habe ich unterlassen, es in Sicherheit zu bringen“. Wislaus erwiderte: „Wenn er auch zehn Schwerter in den Händen hätte, so könne er doch ohne Hülfe eines Schmiedes die eisernen Bande nicht brechen.“ Da aber warf Walther die Fesseln ab, und mit geschwungenem Schwerte stand er plötzlich vor ihnen und schwang es auf sie nieder, so daß sie beide zu gleicher Zeit durchschnitten wurden. So beschlossen sie ihr verbrecherisches Leben. Helgundens Grab, so schließt dann die Erzählung, wird in Stein eingehauen, noch heute denjenigen, die es zu sehen wünschen, auf dem Schloß Wislica gezeigt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

2. Die Mittagsstunde.

Von W. von Schulenburg.

Es giebt eine Geisterstunde um Mitternacht und um Mittag. Die Zeit währt von 11 bis 12 Uhr. Um Schlag 12 müssen die Geister fort und verschwinden.

In der Niederlausitz*) ist noch heute der Glaube an die Mittagsfrau bekannt. Wendisch, d. h. hier: serbisch-slavisch, heißt sie prezpoldnica (wörtlich: die Ummittagsche), im Volksmunde deutsch: Mittagsgespenst, Mittagsscheuche, Mittagsschleiche. Mittagsfrau. Sie war groß, schlank, weiß von Kleidung und hatte langes Haar, Sie kam meist zwischen 11 und 12 Uhr, deshalb durfte Niemand um Mittag auf's Feld gehen oder auf dem Felde bleiben. Wer dann von ihr angetroffen wurde und ihr nicht eine ganze Stunde lang von einer Sache erzählen konnte, dem schnitt sie mit einer Sichel den Kopf ab. Sie holte besonders die Weibsleute, vornehmlich aber hatte sie es auf die Kinder abgesehen. Eine Frau erzählte ihr einst eine ganze Stunde von der Zubereitung des Flachses, weil die am langwierigsten ist. Wie dann zwölf vorbei war, mußte die Mittagsfrau auch fort und ist seitdem nicht wiedergekommen, doch giebt es noch jetzt Leute, die Mittags nicht gern auf's Feld gehen. Eine Frau aus Burg im Spreewald, die ein kleines Kind hatte, hackte in der Mittagszeit Knödel (Kartoffeln), hatte sich aber vorsorglich mit „Kraut" versehen. Da kam die Mittagsschleiche und sprach:

„Wenn Du nicht hättest bei Dir den Dorant und den Dost,
So hättest die Kartoffel nicht gekost't."

Darauf verschwand sie. Kinder unter einem Jahr soll man in der Mittagstunde nicht allein zu Hause lassen. So hatte eine Frau aus Glinzig ihr Kind allein in der Stube gelassen und hackte im Garten Knödel, besann sich aber dann und sah mal zu Hause nach. Wie sie in die Stube kam, lagen drei Kinder da, genau wie ihres war, eins an der Thürschwelle, eins unter und eins in der Wiege. Alle drei weinten, als sie eintrat. Sie hob das an der Thürschwelle auf, da verschwanden sogleich die beiden andern. Das war ein Wechselbalg, wurde sehr groß und ließ sich nicht anziehen; der Rock mußte ihm hinten zugenäht werden. Es ging an den Teichen herum, aß Frösche und rohe Fische und Schweinefutter.

Bei Groß-Schulzendorf, in der Gegend von Zossen (Provinz Brandenburg), sieht man einen Mann auf weißem Schimmel, Roß wie Reiter ohne Kopf, um ein Feld herumreiten. Das ist immer in der Mittagsstunde. Dann entsteht ein Gesause und Gebrause und die Leute sagen: „Da kommt der Alte mit dem Schimmel." Der Alte oder Olle spielt noch jetzt in Norddeutschland bei der Ernte eine Rolle und da der Wode (Wodan) als Erntegott noch in den letzten Jahrhunderten angerufen wurde, dürfte auch der Mittagsalte auf ihn zu beziehen sein. Denn der Nachtjäger, niederserbisch: nocny jagar, gleich dem wilden Jäger, dem Wode und Gode, der dann slavisch entsprechend zu fassen wäre, schleuderte beim Dorfe Müschen im Spreewald die Hirten vom Schwurstein fort, einem Steinblock, unter dem ein wegen Grenzstreites meineidiger Bauer in die Erde versunken ist, wenn sie Mittags sich darauf gesetzt hatten. Ingleichen tobt der Nachtjäger an der Schwursäule im Forstbezirk Luknitz (Muskauer-Gegend), wo ein Bauer einst ebensolchen falschen Schwur geleistet hatte um einer Landgrenze willen.

Digitized by Google

Die zwölfte Stunde ist unglücklich; sie ist Geisterstunde, darum, wer in der Mittagsstunde geboren, wird nicht glücklich. In der Mittagstunde sollen Sechswöchnerinnen neun Tage oder besser: sechs Wochen nach der Entbindung im Bett liegen, sonst bekommen die Kinder nicht rechten Verstand. Wenn sie nicht im Bette sind, sollen sie wenigstens auf das Bett sich setzen und ein Vaterunser beten. Kinder unter einem Jahr, wie schon erwähnt, sollen nie allein sein, sonst hat der Böse Macht über sie, denn der geht in der Mittagsstunde um und vertauscht sie. Dann werden sie unrecht, krumm, pucklig und bekommen Krankheiten. Früher wurden auch beim Säen gewisse Stunden gewählt, aber Mittags wurde nicht gesäet.

Um Mittag geht allerhand Zauber vor sich. Verwünschte erscheinen und Geister verwandeln sich.

Eine Wasserfrau, die bei Müschen an der Kschischoka saß und nach Sonnenuntergang keinen Fischer ungefährdet vorbeiließ, kämmte sich Abends und Mittags ihre langen Haare. Nicht weit von dieser Stelle, inmitten einer Wiese ist die Bullgrube, ein von Erlen umsäumtes Wasserloch, das für unergründlich gilt. Wenn früher die Mädchen das Vieh, das sie hüteten, an das Wasser herantrieben, so kam der Nix aus der Grube und faßte sich einen Bullen von der Heerde. Den schwemmte er dann von 11 bis 12 Uhr im Wasser herum. War die Zeit um, ließ er ihn wieder fort zur Heerde. Darum heißt das Wasser bis auf den heutigen Tag: Die Bullgrube. Bei Stradow im Spreewald kommt um die zwölfte Stunde unterwärts der Stradower Brücke eine Frau aus dem Wasser, die hat immer den Leuten eine blutrothe Hand hingehalten. Beim Schlosse im selbigen Dorf, in einem Seitenbau, zeigte sich alle Mittage ein großer Mann mit einem Kopf und einer Nase von Draht. Wie die Leute einmal die Thür aufmachten und in die Stube eintraten, war ein starkes Gebrause und die ganze Stube voll Wind und dann war es weg durch alle Thüren.

In einem Hause in der Spreewaldstadt Lübbenau, bekannt durch ihre sauren Gurken, weinte es alle drei Wochen vor Weihnachten, weil nämlich da in einer Stube früher einer erschlagen worden ist. Einmal, nach der Kirche, als der Knecht wieder in seine Stube kam, sah er einen grauen Mann mit einem sehr langen Bart, der ihm bis unter die Kniee ging. Darüber erschrak er sehr und lief auf den Hof und machte Lärm. Dann gingen alle, Knecht und Magd und Köchin zusammen in die Stube. Da kam ihnen ein großer Sturmwind entgegen und Alles war zu Ende.

Im Spreewalddorfe Leipe, dessen Bewohner von Riesen herstammen sollen und noch heute nur zu Wasser verkehren können, waren zwei Fischer, die alle Tage in die Fische fuhren und über Mittag einen Kessel mit Fischen über das Feuer stellten und ihn kochen ließen. Aber wenn sie wiederkamen, war der Kessel umgeworfen. Dann blieben beide einmal zurück und wachten. Da kam in der Mittagsstunde gerade um 12 Uhr eine kleine, graue, pucklige Frau. Wie aber die Stunde vorbei war, war aus der Frau ein Hund geworden; den banden sie mit einem Strick aus Rüsternrinde an. Am andern Tage bei ihrer Rückkehr lag der Strick noch da, aber der Hund war verschwunden, doch der Kessel wurde nicht mehr umgeworfen. In der Gegend von Muskau in Schlesien fand Verfasser die Graben auf. Sie waren menschenähnliche, sehr starke, wilde Waldgeister mit Pferdebeinen, die in den dortigen Wäldern lebten. Ihretwegen sollte Niemand über

Digitized by Google

Mittag draußen auf dem Felde bleiben; sie machten todt, wen sie antrafen. Vor Allen gingen sie den Mädchen nach, denn sie waren verliebter Natur.

Zu Johanni, der Sommersonnenwende, wo die gütige Spenderin von Licht und Wärme auf ihrer Höhe ist, Blumen und Kräuter verschwenderisch wie aus einem Füllhorn über die Auen gestreut erscheinen, da haben auch die Pflanzen ihre höchste Kraft, die man deshalb pflücken soll und sammeln, allein die Mittagsstunde ist nicht nur an diesem Tage, zur Mitsommerzeit, Geisterstunde, sondern allzeit das ganze Jahr.

3. Die Mittagsstunde als Geisterstunde.

Bezüglich der Geisterstunde zur Mittagszeit gingen uns noch von zwei Seiten freundliche Mittheilungen zu, für die wir besten Dank sagen.

Herr P. Sartori in Dortmund schreibt: „Von der Gefährlichkeit der Mittagsstunde und ihrer Einwirkung auf Geister handelt eingehend Rochholz „Deutscher Glaube und Brauch ꝛc." I. S. 62—69. Er sagt u. A. S. 62, daß Nordländer und Südländer darin vielfach übereinstimmten, „daß sie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, absolutes Licht und absolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten und deren Einfluß scheuen." Zu den Beispielen, die R. dann bringt, führe ich noch aus Bartsch, Sagen u. s. w. aus Mecklenburg, folgende an: Gespenstischer Mann mit dem Kopf unter dem Arm erscheint an einem Tage im Jahre Mittags 12 Uhr bei Alt-Strelitz (Nr. 202). Geheimnisvolles Geräusch im Walde um Mittag (Nr. 229). Schatz kommt alle 100 Jahre am Johannistage Mittags zwischen 12 und 1 Uhr ans Tageslicht (Nr. 315. Vgl. Nr. 316, 319). Verzauberte Jungfrauen zeigen sich zur selben Zeit und können nur dann erlöst werden (Nr. 351, 356. Vgl. Nr. 364, 373). Mittags hört man die Glocken einer versunkenen Stadt (Nr. 387, 388). Versunkene Stadt taucht am Johannistage wieder empor (Nr. 389. Vgl. Nr. 412). Glocken steigen am Johannismittag empor (Nr. 502, 505, 516, 517, 532, 533, 536). Gespenstische Pflanze wächst Mittags hervor (Nr. 585). Geister erscheinen am Johannismittag (Nr. 629). Bei Witzschel, Sagen aus Thüringen, Nr. 293,3 macht sich die Ilmnixe Mittags zwischen 11 und 12 Uhr bemerkbar. — Über die deutsche u. slawische Mittagsfrau s. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, II., S. 135 Anm. 3. Über den „Poldsche", einen Mittagsgeist, s. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg, S. 225 ff., vgl. S. 261 ff. Vieles Einzelne auch noch bei Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 85—90. Grohmann, Sagenbuch von Böhmen und Mähren, S. 111 f. Die Zamaiten haben einen Mittagsmann und eine Mittagsfrau, Beckenstedt, D. Mythen ꝛc. der Zamaiten, I., S. 201 f. Bei den Tscheremissen wohnt der Satan im Wasser und ist besonders in der Mittagsstunde mit Unglück schwanger. Schwenck, Mythologie der Slawen, S. 449. — Die Wotjaken glauben, vom Blühen der Rose bis zu Ende August sei die Mittagsstunde gefährlich, Schwenck a. a. O. S. 456. Endlich vgl. noch Bastian, Der Papua, S. 51 f."

Eine Zuschrift aus Guben ohne Angabe des Verfassers meldet: Eine mittägige Gespensterstunde kennt die Nieder- und Oberlausitz. Haupt, Sagenbuch der Lausitz

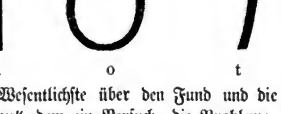
Digitized by Google

(im Lausitz. Magaz. Bd. 40. 1862) S. 20 (die Mara); S. 76 (das Mittagsmännchen); S. 77 (die Mittagsfrau Prspolnica, die von 12—2 auf den Feldern zu erscheinen pflegt) [auch Beckenstedt's und v. Schulenburg's Sagensammlungen gedenken ihrer]; S. 78 (das Mittagsgespenst in Diehsa, Ober-Lausitz; die Mittagsfrau bei Kosel). Gegenwärtig ist dieser Aberglaube mehr in sprichwörtlichen Redensarten erhalten als in lebendiger Wirksamkeit. Haupt führt a. a. O. S. 78 Anm. 1 auch eine Mittagsfrau aus dem russischen Aberglauben an." — —

Es ist klar, daß die Menge dessen, was über die Geistererscheinungen der Mittagsstunde aus dem Volksglauben verschiedener Völker beigebracht werden könnte, eine recht bedeutende ist.

4. Der Fund von Ploen.

Der Fischereipächter Schwarten zog im October v. J. beim Fischen aus dem Grunde des großen Ploener See's ein Bronzegefäß an's Tageslicht, welches sowohl an und für sich, als auch der Stelle wegen, wo es gefunden wurde, merkwürdig erscheint. Die Fundstelle, eine Untiefe im See, die mit 6—8 Fuß Wasser bedeckt ist, zeigt auf ihrer Oberfläche eine erhebliche Anzahl größerer Steine, von welchen einzelne mehrere Fuß im Quadrat messen und führt den Namen „up de Kamen". Was das Gefäß anbetrifft, so zeigt dasselbe die am meisten vorkommende Urnenform, hat aber zwei Henkel und drei Füße. Die Höhe des Gefäßes einschließlich der Füße beträgt 16 cm, die Höhe der nach unten fast spitz auslaufenden Füße allein 5 cm. Die obere Oeffnung mißt 11 cm, die Ausbauchung 15 cm im Durchmesser. Alle Kanten des Gefäßes und der Gußnähte sind so scharf, als wenn das Gefäß erst aus der Gießerei gekommen wäre. Das Gewicht beträgt $2^1/_2$ Pfund. Oben am innern Rande liegen drei Schriftzeichen erhaben auf, deren Abbildung hier folgt.



1/1

i o t

Das wäre das Wesentlichste über den Fund und die Fundstelle nach einem Berichte der „Rundschau", dem ein Versuch, die Probleme zu lösen, welche beide darbieten, folgen möge.

Zuerst die Fundstelle. Sie führt, wie bereits oben bemerkt wurde, den Namen „up de Kamen". „Kamen" übersetze ich durch „hundert Steine" und „up de Kamen" würde bedeuten „auf dem Platze, wo die hundert Steine stehen." Die Wörter, welche meiner Erklärung zu Grunde liegen, sind cornisch can hundert und corn. myn Steine (corn. men Stein). Nach meiner Ansicht hat an der Stelle, welche diesen Namen führt, ein keltisches Heiligthum gestanden. Ich begründe diese meine Ansicht durch Folgendes: Nach einer Mittheilung des Herrn Schwarten liegen an der Fundstelle ungefähr 20 größere und mehrere kleinere Steine. Es sind aber in dem See, wo das Broncegefäß gefunden wurde, noch andere Untiefen, wo noch

Digitized by Google

größere Steine in größerer Anzahl vorhanden sind, nach Herrn Schwartens Schätzung etwa 60—70. Nun ist es eine Thatsache, daß die keltischen Heiligthümer (Cultusstätten) aus aufgerichteten Steinen bestanden, die zumeist Kreise bildeten, mit denen nicht selten Pfeiler-Alleen verbunden waren.*) Und ein derartiges Heiligthum dürfen wir wohl hier umsomehr vermuthen, als Herr Schwarten glaubt, daß der Wasserspiegel des See's in früheren Zeiten niedriger und die Untiefen trocken gelegen haben müßten, da sich an der Fundstelle, mehrere Fuß unter dem Wasser, Baumstubben und Pfähle zeigen. Soviel über die Fundstelle, nun das Gefäß und seine Inschrift.

Die drei Zeichen, welche sich auf dem Rande des Fundstückes finden, lese ich iot, welches der keltische Ausdruck für Korn, Getreide ist; bretonisch ioth, irisch und gälisch ioth Korn, Getreide. Auf Grund dieser Inschrift halte ich das Gefäß für ein altes Kornmaß und zwar für ein beim Heiligthum aufbewahrtes Normalmaß, nach dem die im Handel und Wandel gebräuchlichen Getreidemaße bestimmt wurden. Für diese Ansicht mache ich geltend: In das Gefäß gehen nach Mittheilung des Herrn Schwarten etwa $1^1/_2$ Liter Getreide. Das würden ohngefähr drei gute Gepschen sein. Nun ist aber die Gepsche (Gäspe) nach Krünitz ein im gemeinen Leben übliches Maß, nämlich soviel, als man in den zusammengehaltenen hohlen Händen fassen kann. Sollte denn nun der Umstand, daß unser Gefäß gerade drei Gepschen hält, zufällig sein? Wohl kaum. Und so dürfte denn der Ansicht, daß wir in dem aufgefundenen Gefäße ein uraltes Getreidemaß haben, bei dem das Gesetz der Dreiheit, das überall im keltischen Leben durchgreift, zum Ausdruck kommt, ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit nicht so ohne Weiteres abzusprechen sein.**)

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich meine oben gegebenen Ansichten durchaus nicht für endgültige halte. Mir lag es zunächst daran, die Forschung bezüglich dieses Fundes anzuregen. Vor allen Dingen ist eine gründliche Untersuchung der Fundstelle, die ich mir, weit entfernt von Ploen wohnend, versagen muß, geboten. Wer ist in der glücklichen Lage, diese Untersuchung vornehmen zu können?

Rabe. Viere.

5. Ortsnamen.

Erklärt von H. Carstens.

8. Isern, Istern, Iern, Iarn. Im Mittelniederdeutschen bedeutet isern beständig bleibend und beim Abgange wieder zu ersetzen. Daher nennt man noch jetzt eine Kuh, die Abnahmeleuten von ihrem Besitznachfolger vorgehalten wird, und die, wenn sie keine Milch mehr giebt, durch eine andere ersetzt werden muß, „isern" oder „istern Kou" (eiserne Kuh). Ganz dieselbe Bedeutung hat auch der Name „isern" oder „istern Bäerboum". So heißt nämlich eine Deichstrecke bei St. Annen in Ditmarschen, weil hier früher ein Schlagbaum als feste Grenzbezeichnung stand. Isernho hieß auch der große Wald, der einst von Schleswig bis Lübeck reichte.

*) Das mächtigste keltische Bauwerk dieser Art, das Monument von Carnac in der Bretagne, bestand sogar ausschließlich aus parallelen Pfeiler-Alleen. Diese Alleen — es waren ihrer 10 — liefen zwei deutsche Meilen weit fort und bestanden aus etwa 10,000 Pfeilern.

**) Daß das Gefäß nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt gewesen, geht wohl schon daraus hervor, daß es nicht abgenutzt ist, wenigstens keine sichtbaren Gebrauchsspuren zeigt.

Digitized by Google

Der Name bedeutet, genau genommen, nicht Eisenwald, sondern wie das n deutlich erkennen läßt, eiserner Wald, weil er so groß und fest war. Man denke auch nur an „isern Hinnerk", „en Kerl von Stahl nn Isen" und an die hochdeutsche Form „eiserner Bestand", welche vielfach gebraucht wird. — In Stormarn fließt ein isern Bek; und obwohl der auf den Gräben und Zuflüssen schwimmende rothe Schlamm angehendes Eisen ist, und auch, wie Herr Frahm seiner Zeit im Oldesloer Landboten schrieb, man an seinen Ufern den Raseneisenstein in unzähligen großen Blöcken antrifft, so glaube ich doch nicht, daß der Bach darnach den Namen trägt, und zwar einfach aus dem Grunde nicht, weil das Volk wohl kaum etwas vom Raseneisenstein weiß und weil Namen mit „isern" vorkommen in Gegenden, wo an Raseneisenstein gar nicht zu denken ist. Müßte nicht dann der Name Iserbek (Eisenbach) und nicht „isern Bek" (eiserner Bach) lauten? Ich denke, der „isern Bek" wird daher den Namen haben, daß er eine feste, unverrückbare Grenze bildet, wie eben jeder Bach. — Westlich von Feddringen in Ditmarschen liegen die „isern Krög", bei welchem Namen an Raseneisenstein sicherlich nicht zu denken ist, weil man den dort gar nicht findet, wohl aber liegen dieselben an einem Bächlein, Laak (= Wasser) genannt und auch nahe der Lundener Kirchspielsgrenze. — Eine andere Namensform für Eisen ist jern oder jarn. So heißt nämlich das Eisen im Nordfriesischen, Dänischen, Schwedischen, Altnordischen und Keltischen. Daher hieß der Isernho auch Jarnho und Jarnwith (with = Wald). An dem „isern Bek" in Stormarn liegt ein Ort Jersbek, der nach dem „isern Bek" den Namen trägt, und beweist, daß die Form jorn, jarn für Eisen ganz in Stormarn hinein reichte, was wohl eher auf kymbrischen (kymbr. hajarn = Eisen) als auf dänischen Einfluß deutet. — Ein Jersbek liegt im Kirchspiel Jörl, nicht weit von Flensburg, an dem Jersbek und trägt darnach den Namen. Ein Jersdal liegt an der Süderaue bei Hadersleben. Jernhytte (1475: thor Hütten) heißt ein Dorf an einer Aue 1¼ Meile westlich von Hadersleben. Letzterer Name scheint auf eine Eisenschmelze zu deuten, alle andern Namen sind aber sicherlich nur mit Eisen zusammengebracht in der Bedeutung von beständig bleibend, feststehend, unverrückbar und zwar wohl meistens als Grenze. — Zum Schluß möchte ich noch einmal zurückkommen auf Jarrenwisch, plattd. Jarnwisch, wovon schon im 1. Bande d. Z. die Rede war, und die Frage aufwerfen: Sollte nicht auch Jarrenwisch eiserne Wiese bedeuten?

6. Der Feuermann.

S. Jahrg. 5, 17 u. f.; 131 u. f.

Die Feldgrenze zwischen den beiden ditmarsischen Dörfern Albersdorf und Röst geht bis ziemlich nahe an das Dorf Röst selbst heran. Diese unnatürliche Lage erklärt sich daraus, daß das jetzige Röst eine ganz andere Lage hat, als das alte, wahrscheinlich 1559 niedergebrannte Röst, das viel weiter südlich lag. Die Volkssage kennt aber einen ganz andern Grund. Sie erzählt: Einst war zwischen den beiden Dörfern Streit über die Feldschmiede entstanden. Die untersuchenden Richter konnten zu keiner Entscheidung kommen, da alle Beweismittel fehlten und alle Zeugenaussagen sich widersprachen. Da erklärte ein Mann aus Albersdorf,

Digitized by Google

Namens Harm, daß er die Scheide genau kenne und er sei bereit, seine Angabe eidlich zu bekräftigen. Er nahm nun ein paar für seine Füße viel zu große Schuhe oder Stiefel, füllte sie auf Albersdorfer Feld mit Erde, ging nun in denselben bis nahe vor Röst und schwur, wie die alten Dithmarscher sagten, mit einem starken Eide, daß er auf Albersdorfer Grund und Boden stehe. Die Sache wurde jetzt zu Gunsten der Albersdorfer entschieden. Natürlich war der Eid ein Meineid; aber die Strafe blieb auch nicht aus. Der Mann starb bald, konnte aber im Grabe keine Ruhe finden; als Feuermann zog er vom Thal der Gieselau die Niederung hinauf, die sich nördlich vom Röster Kirchwege bis an die Röster Feldgrenze hinzieht, wandte sich dann nördlich und zog die Niederung hinunter, die sich am Riesenwohld entlang bis nach Albersdorf hinzieht. Bald soll er nur in der einen, bald nur in der andern Niederung, bald auch in beiden Niederungen seine Wanderung beschafft haben. In dunkeln Nächten soll er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gesehen worden sein, was sehr glaublich ist, da die fragliche Gegend damals sehr sumpfig gewesen ist, und Irrwische gewiß nicht ausgeschlossen waren.

Ein altes Mütterchen, das längst im Grabe ruht, hat dem Einsender dieses, Obiges bestätigend noch Folgendes erzählt: Der alte Pastor Rink, der in den 20ger Jahren d. Jahrh. starb und beinahe 50 Jahre Pastor in Albersdorf gewesen ist, habe anfänglich an die Existenz des Feuermannes nicht glauben wollen und diejenigen verlacht, bei denen er solchen Aberglauben gefunden. Da wird ihm einmal der Vorschlag von einem Einwohner gemacht, sich selbst zu überzeugen. In einer dunkeln, neblichen, aber warmen Sommernacht führt ihn nun sein Begleiter nach der südlich von der Schafbrücke gelegenen Anhöhe und beide nehmen Stellung auf einem der dortigen Grabhügel, von welchem aus sich die ganze Niederung übersehen läßt. Nicht lange brauchen sie zu warten; der Feuermann erscheint im Thal der Gieselaue und zieht dann langsam den beiden Beobachtern vorbei hinauf nach der Röster Feldgrenze. „Was sagen Sie nun? Herr Pastor!" frägt der Begleiter. „Still," antwortet der Pastor; „laßt uns ein Vaterunser beten und dann zu Hause gehen!" Es geschieht. Seit der Zeit soll der sonst sehr freisinnige Pastor nie wieder diesen Volksglauben bekämpft haben. Er aber soll es auch gewesen sein, der der armen ruhelosen Seele Grabesfrieden verschafft hat.

Jevenstedt. Horns.

7. Briefkasten.

Eingegangen: Das Kassentragen zu Rohrsheim v. C. — Friedrich der Große in der Sage v. T. — Jüdische Sagen aus Rußland und Polen v. L. (Fortsetzung gerne gesehen.) — Nobelskrug. — Das Beekenbrennen. Nochmals die Königstochter im Thurm v. C. — Den geehrten Einsendern herzlichen Dank! Auch bei Einsendung von kleinen Mittheilungen wird angelegentlichst um Beifügung des Namens gebeten, besonders auch, damit das Eingesandte beim Druck zur Correctur übersandt werden kann. — Unter Drucksachen eingegangen: Doppeleiche, von L. Frahm, H. 3. Darin sind die Schleswiger Sagen im poetischen Gewande besonders interessant. — Central-Organ von Dr. L. Freytag und Dr. H. Böttger XV Nr. 5. Von der Beurtheilung des U.-B. mit Freuden Notiz genommen. — Herrn F. R. Solothurn (Schweiz) Zeichnungen (aus Höhlenfunden) und Brief befördert. Mittheilungen sind sehr willkommen. Näheres brieflich.

Für die Redaction verantwortlich F. Höjt. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 4. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1. Die deutsche Walthersage und die polnische Sage von Walther und Helgunde (Schluß). 2. Jüdische Sagen aus Rußland und Polen. 3. Nochmals die Königstochter im Thurm. 4. Kleine Mitteilungen. 5. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Die deutsche Walthersage und die polnische Sage von Walther und Helgunde.

Vom Gymnasiallehrer O. Knoop in Posen.

(Schluß.)

Die deutsche Walthersage schließt mit der Ankunft des Helden in seiner Heimat und seiner Vermählung; die Kämpfe für — und nach dem Rosengarten gegen — Dietrich von Bern gehören der jüngeren Sagendichtung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an; Ekkehards Gedicht und das Nibelungenlied wissen noch nichts davon; seine Flucht fällt vor die Vorgänge, welche den Inhalt des Nibelungenliedes ausmachen. Naturgemäß mußte auch die polnische Walthersage, soweit sie auf der deutschen beruht, mit der Ankunft des Helden in Tyniec abschließen. Was der Chronist über Walthers und Helgundens spätere Schicksale noch hinzufügt, das ist eine Sage für sich, die ihr Vorbild in der deutschen Heldensage nicht hat, eine polnische Sage, die erst später mit der Walthersage, und wie es scheint, künstlich, verbunden ist. Wir haben also in der romanartigen Erzählung des polnischen Chronisten zwei Sagen zu einer vereinigt. Die erste knüpfte an das Schloß zu Tyniec. An Stelle der späteren Abtei des h. Bernhard, so hieß es, stand vor der Einführung des Christentums ein Schloß; auf demselben wohnte ein tapferer Ritter, dessen Name nicht genannt war; derselbe entführte die Tochter eines fremden Fürsten und machte sie zu seiner Gemahlin. Die zweite Sage knüpfte sich an jenes in Stein gehauene Grab auf der Burg Wislica; man wird dasselbe für das Grab einer Gräfin von Wislica ausgegeben haben, die wegen einer begangenen Untreue von ihrem Gemahl getötet wurde. Beide Sagen entwickelten sich allmählich weiter, und es liegt ja im Wesen der Tradition, so bemerkt Otto Abel in seiner Schrift über den h. Nepomuk, daß sie im Gegensatz zu der Geschichte um so genauer und ausführlicher zu erzählen weiß, je weiter sie sich von

Digitized by Google

der Zeit der betreffenden Personen und Ereignisse entfernt. Nun hatte ich bereits erwähnt, daß Kadlubek die Sage von Schloß Tyniec noch nicht berichtet; sie war ohne Zweifel zu seiner Zeit schon vorhanden, muß aber noch so dürftig und so unbedeutend gewesen sein, daß er es nicht für wert hielt, sie aufzuzeichnen. Dann folgt aber, daß Bogufal — oder mag Godysław Baczko der Verfasser der Chronik sein und nach Aufzeichnungen Bogufals berichtet haben — daß Bogufal sie so ausführlich und fast zum Roman ausgebildet nicht erzählt haben kann. Ein lehrreiches Beispiel für die Entwickelung der Sage ist die Popielsage; die älteren Chronisten, Martinus Gallus, Kadlubek, Bogufal, berichten ganz kurz, daß Popiel von Mäusen gefressen sei, Długoß im 15. Jahrhundert weiß aber die Geschichte bereits ganz ausführlich zu erzählen.

Nun glaube ich, daß die deutsche Walthersage überhaupt erst etwa zu Bogufals Zeit, also um das Jahr 1250, in Polen bekannt wurde. Deutsche Einwanderungen hatten zwar bereits früher stattgefunden, aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts war das Krakauer Gebiet, wie Zeißberg, die polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters S. 156 sagt, nahe daran, in den Kreis des deutschen Lebens gezogen zu werden; die deutsche Bürgergemeinde in der Stadt Krakau blühte rasch empor, und es ist einleuchtend, daß mit dem deutschen Wesen auch die deutsche Sage, die die Ansiedler aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, Pflege und Verbreitung finden mußte. So wurde die Walthersage in Krakau bekannt, und da die Sage vom Schloß Tyniec einige Ähnlichkeit mit ihr hatte, konnte sich die deutsche Sage dort allmählich lokalisieren und mit der polnischen Sage verbinden, und zwar so, daß für den ungenannten Grafen und die Entführte die deutschen Namen eintraten, wenn nicht deutscher Einfluß die alten polnischen Namen verdrängte. So auch war es möglich, daß manche andere Züge aus der deutschen Sage sich einmischten. Die Polen aber übernahmen die Sage und erzählten sie als polnische Sage weiter. Daß der Chronist die Sagen aus dem Volksmunde schöpfte, beweisen die Ausdrücke ut fertur, ut aiunt.

Bestätigt wird meine Annahme dadurch, daß die ganze Stelle in der Chronik interpoliert erscheint. Auffallend ist es schon, daß eine Erzählung, die fast 2 Folioseiten einnimmt, so in eine andere Erzählung hineingeschachtelt wird. Aber auch diese Erzählung hält Röpell, Geschichte Polens I. S. 289, für höchst unzuverlässig, ja geradezu für falsch, und historische Erwägungen zwingen ihn zu dem Geständnis: Irre ich mich nicht, so ist diese ganze Stelle des Bogufal, welche mit derjenigen über die Unternehmungen Boleslaus' III. gegen Halicz und Ungarn genau zusammenhängt, von einem Späteren interpoliert. Derselben Ansicht ist Zeißberg. Długoß, der die Arbeiten seiner Vorgänger sehr viel benutzt und oft wörtlich abschreibt, der die kurzen Notizen seiner Quellen aus sich selbst erweitert und ausschmückt, der Thatsachen oft tendenziös entstellt, kennt das Kapitel des Bogufal über den Verrat von Wislica, also auch die Sage von Walther und Helgunde nicht, ein sicheres Zeichen dafür, daß er eine Handschrift der Chronik hatte, welche jene Begebenheiten nicht enthielt. Die ganze Stelle ist demnach interpoliert und stammt aus einer späteren Zeit. Vielleicht geschah die Interpolation kurz vor oder zu der Zeit des Długoß selbst, da Dombrowka, der Interpolator Kadlubeks, ein Zeitgenosse des Długoß, sie bereits benutzte. Dombrowka starb 1472, Długoß

Digitized by Google

1480. So hätte also die deutsche Sage Zeit gehabt, sich in Polen zu lokalisieren, weiter zu entwickeln und zu den Polen überzugehen.

Zu erörtern bleibt nun noch die Frage: Wie verband sich jene zweite Sage von Wislica mit der Sage von Walther und Helgunden? Daß sich an Grabmäler Sagen anknüpfen, ist bekannt; ich erinnere hier nur an die von Wanda und Krak bei Krakau. So hatte sich also auch an jenes Grab zu Wislica eine Sage geknüpft, die allmählich einen größeren Umfang angenommen hatte. Eine Namensverwechslung bewirkte wohl, daß man jenes Grab für das der Helgunde ausgab, und so war ein Verknüpfungspunkt für beide Sagen gefunden. Möglich, daß nun diese Vereinigung bereits durch das Volk stattgefunden hatte, wahrscheinlicher aber, daß sie erst ein Werk des Interpolators ist. Es ist wohl zu beachten, daß sowohl Walther als auch Wislaus aus dem Geschlechte des Popiel stammen sollen, ferner, daß im 14. und 15. Jahrhundert eine gewaltige Reaktion gegen das Deutschtum stattfand, welches das ganze Land überflutet hatte. Der Haß gegen die Deutschen fand kräftigen Ausdruck, nicht nur im Leben, sondern auch in der Geschichtschreibung Das Geschlecht jenes Popiel wird als Träger der nationalen Schmach hingestellt, auf ihn und seine Gattin werden alle nur erdenkbaren Scheußlichkeiten zusammengehäuft, das einheimische Piastengeschlecht wird rühmlich herausgestrichen. Und Popiels Frau ist eine Deutsche, aber erst die spätere Zeit hat sie dazu gemacht, wie schon San Marte richtig sagt, um die Schuld der Schmach, welche durch sie über Polen kam, von dem eigenen Volk auf ein fremdes, und zwar gerade auf das verhaßte deutsche zu wälzen. Dlugoß ist der erste, der ihre deutsche Abkunft berichtet, und ihm haben es die Späteren nachgebetet. Auch eine spätere Königin, die Gemahlin Mieciślaus' II., Richsa, hat den ganzen Haß der späteren polnischen Geschichtschreiber auf sich geladen. Sie soll eine Schwester des deutschen Kaisers Ottos III. gewesen sein, war aber nach den deutschen Chronisten eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein und der Mathilde, einer Schwester Ottos III. Vogufal erzählt, daß nach Mieciślaus' Tode Boleslaus, sein Sohn, sich so nichtswürdig gegen die Mutter betrug, daß sie mit ihrem jüngeren Sohne Kasimir floh. Andere Historiker erzählen, Richsa habe nach dem Tode ihres Gatten die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Kasimir geführt; die Verhältnisse mögen sie gezwungen haben, sich an die Deutschen anzuschließen; durch sie strebte sie sich die Herrschaft zu sichern und zog den niedrigst geborenen Deutschen den vornehmsten Polen vor. Dagegen empörte sich der Stolz des Volkes freilich mit Recht; sie mußte fliehen, und Kasimir wurde unter die Vormundschaft der polnischen Magnaten gestellt. Die deutschen Chronisten bezeichnen die Königin in durchaus glaubwürdiger Weise als fomina prudens, magnanima, iusta; dagegen sagt die Chronica principum Poloniae aus dem Ende des 14. Jahrh.: Nam ipsa cernens adhuc populum gentilitati deditum et nullis obsequiis regi subiectum, astute populum in solemnitatibus sanctorum faciebat a diversis provinciis convenire, convivia instruere, plaudere, canere ac laetari atque regem a magnatibus invitari suadebat. Sie soll also das Volk zur Üppigkeit verführt haben. Und der Pastor Lauterbach in Fraustadt schreibt in seinem 1727 erschienenen, vom besten Deutschenhaß diktierten, von Bewunderung für alles Polnische strotzenden Werk, Pohlnische Chronicke genannt: „Der faule Miesko hat das herrliche Königreich,

Digitized by Google

so er von seinem Vater überkommen, durch seines Weibes Richsae Wollust und eigene Faulheit zerstreuet, daß er in Polen verächtlich gelebet, und wegen seiner Boßheit schändlich gestorben". An einer andern Stelle erzählt er von Richsa: „Auch ihr Nahme selbst war den Polen zuwider, daß sie sich nichts gutes von ihr prophezeyeten. Dann ob wohl einigen der Nahme Richsa, so viel seyn soll, als reich sein, oder reich vom Seegen, andere ihn gar herleiten wollen vom alten teutschen Worte richsen, das ist herrschen, so daß er mit dem Nahmen Regina, fast überein käme, so wandern doch die Polen damit in die Lateinische Sprache, deren grosse Liebhaber sie sind, und darf der Polnische Encomiastes gar ungescheut sagen: Rixa, quid nisi rixa. Was ist Rixa anders als eine Zänkerin." Die deutschen Scribenten, meint der biedere Herr weiter, strichen die Königin zwar heraus und thäten, als wären die Polen deshalb auffässig geworden, weil sie ihrem Gemahl stets in den Ohren gelegen, er solle dem römischen Reiche, als ein Vasall, sich nicht widersetzen u. s. w. Das habe dann den Grund gelegt zu einem Sprüchwort: „Die Teutschen Weiber wären dem Polerlande stets fatal und unglücklich." Daher also der Haß gegen die deutschen Frauen, den auch noch eine andere Königin, Christine, die Gemahlin Wlodislaus' II., auf sich gezogen hat. Sie wird eine Tochter Kaiser Heinrichs V. genannt; alle Schuld des Elends ihres Gemahls wird ihr zugemessen, sie soll ihn zu allen Schandthaten angereizt haben, die er beging; sie ist die Aufwieglerin alles Unheils, wie der ehrwürdige Lauterbach berichtet. Daß ausländische Fürstinnen nicht mannigfachen Grund zu Unzufriedenheit gegeben, soll nicht geleugnet werden, eben so sicher aber ist auch, daß die Berichte der polnischen Chronisten übertrieben und tendenziös entstellt sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß nun auch die Sage von Walther und Helgunden, so wie wir sie jetzt haben, betrachtet werden. Wislaus ist ein Scheusal und verdient es, daß man ihn aus dem verhaßten Geschlechte Popiels abstammen läßt. Wie aber kommt Walther dazu? Erinnerte sich der Interpolator doch noch seines fremden Ursprungs, oder ist auch Walthers Charakter nicht rein? Wohl nicht, denn gegen seinen Eid tötet er Wislaus, und vielleicht hat der Interpolator vergessen hinzuzufügen, daß er auch dessen Schwester seinen Eid nicht hielt. Hildegunde aber ist eine deutsche — fränkische — Prinzessin; sie ist es vor allen, deren Charakter aufs häßlichste verunstaltet ist. Wir entsetzen uns, wenn wir ihre Thaten lesen. Wie verschieden ist die deutsche Hildegunde von der polnischen! Jene eine edle, echt deutsche Jungfrau, diese ein schamloses Weib, ein Teufel in Menschengestalt. Die deutsche Heldensage des 13. Jahrhunderts konnte eine solche Mißgeburt von Weib nicht schaffen, jener Zeit steht das Weib viel zu hoch; ein solches Ungeheuer hervorzubringen, blieb der polnischen Sage, oder wenigstens dem polnischen Interpolator vorbehalten. Er war es, der vielleicht durch eine Namensähnlichkeit veranlaßt, in böswilliger Absicht beide Sagen zu einer vereinigte; es kam ihm darauf an, die Deutschen zu schmähen, und die beiden Sagen gaben ihm dazu die erwünschte Gelegenheit. Freilich ist schon in der Tyniecer Sage Helgunde ein leichtfertiges Geschöpf, verabscheuenswert aber wird sie erst in der Erzählung, die der polnische Interpolator zurecht gemacht hat. Haß gegen die deutschen Frauen war es, der ihm die Feder führte. Was von der polnischen Gräfin in Wislica erzählt wurde, das übertrug er auf die deutsche Prinzessin; sie war eine ge-

Digitized by Google

eignete Persönlichkeit, auf welche er die von einem liederlichen Weibsbilde erzählten Scheußlichkeiten ohne Gefahr übertragen konnte. —

Erwähnt sei zum Schlusse, daß die Sage von Walther und Helgunden auch in der Chronik des Prokosch berichtet wird, einem kläglichen Machwerk neuester Zeit, angeblich im 10. Jahrhundert geschrieben (Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, II. S. 401). Dasselbe verdient deshalb weiter keine Berücksichtigung.

Nachtrag.

Leider zu spät kam eine Schrift von Robert Rischka über das Verhältnis der polnischen Sage von Walgierz Wdaly zu den deutschen Sagen von Walther von Aquitanien in meine Hände. Aus derselben ergiebt sich, daß die Sage noch in dem Heraldicon Poloniae des Bartosz Paprocki erzählt wird; er will sie aus Andreas de Tarnows Chronik und einem nur durch ihn bekannten, jetzt verschollenen Anonymus geschöpft haben; ferner erzählen sie Wojcicki in seinen Klechty und der Historiker Szajnocha in seinen Nowo szkice historyszne. Auch hat sie der Historiker Bielski im 16 Jahrh. flüchtig berührt. Die Berichte dieser Männer bringen manche Züge, die sich bei Bogufal nicht finden, es ergiebt sich daraus also eine Weiterentwickelung der polnischen Waltherſage, aber Rischka gesteht selbst zu, daß all diese Aufzeichnungen aus jüngster Zeit auf der von A. Bielowski herausgegebenen Chronik des Bogufal als auf der korrekteſten und ersten Quelle beruhen. Die Weiterentwickelung geschah also nicht durch das Volk, sondern fand erst in neuerer Zeit durch die genannten Männer statt. Ist das der Fall, so dürfen diese Zuthaten nicht, wie Rischka thut, als der ursprünglichen Sage angehörend betrachtet werden, vielmehr sind sie als ganz neue Erfindungen ohne jeden Wert, und Rischka mußte sie bei der mythologischen Untersuchung über die polnische Sage unberücksichtigt lassen. Die sich daraus ergebenden Resultate müssen falsch sein.

Zunächst liefert Rischka einen Beweis für die Annahme, daß die polnische Sage nicht auf dem Gedicht Ekkehards beruht, wie die Erläuterer der polnischen Sage, durch die Ähnlichkeit des ersten Teiles mit der deutschen Sage veranlaßt, angenommen hatten, eine Annahme, die dadurch unterstützt wurde, daß in Tyniec ein seit 1045 von Kasimir für Mönche aus St. Gallen gegründetes Kloster bestanden haben soll; die Sage sei also durch St. Gallische Mönche dorthin verpflanzt worden, und der zweite Teil der Sage sei ein späterer Zusatz der romantisch-sinnlichen Zeitrichtung des späteren Mittelalters. Mit guten Gründen widerlegt Rischka die Annahme einer solchen Verpflanzung, glaubt aber und sucht zu beweisen, daß die Quelle der polnischen Sage nur die deutsche Ursage von Walther „Starkhand" gewesen sein könne. In diesem Falle, meint er, ständen wir vor derselben als vor einem glücklichen, wichtigen literarischen Funde des germanischen Altertums, nach dem man bis jetzt vergeblich geforscht hatte. — Ja freilich, wenn Rischka recht hat.

Rischka erklärt sich die Sache in folgender Weise: Jene wechselvollen Bewegungen der Völkerwanderung und der hunnischen Umwälzungen brachten die Sage auch nach dem entfernten Osten; vielleicht wurde gar ein deutscher Stamm auch in die Weichselgegenden verschlagen und verschmolz sich mit den Slaven, trotzdem

Digitized by Google

aber seine alten Erinnerungen aus vorhunnischer Zeit kultivierend und, wie die Angelsachsen, seine Waltherſage hegend und pflegend. Mit der Zeit aber mochten die Beziehungen zu den Hunnen unter anderen neuen Einwirkungen sich verwischt haben, und so blieb nur der ursprüngliche Kern der zur Sage gewordenen Mythe übrig. Als Beweis dessen führt Rischka auch das Vorkommen des deutschen Helden Rüdiger in der polnischen Sage an; doch will uns derselbe nicht zwingend erscheinen. Die deutsche Sage war so weit verbreitet, daß die Gestalt Rüdigers sehr wohl auch im Osten, in Polen, bekannt sein konnte, ebenso wie die deutsche Kriemhild sogar in die ungarische Sage verflochten ist. Die deutschen Namen aber sprechen grade gegen ein so hohes Alter der polnischen Sage. Wie wäre es möglich, daß die der polnischen Sprache fremden Namen sich durch fast ein ganzes Jahrtausend unter Polen erhalten konnten! Es hätte müssen eine Umbildung oder eine Veränderung derselben eintreten, denn daß Walgiorz nur eine späte Umschreibung des deutschen Namens ist, liegt auf der Hand.

Ich habe in meinem Vortrage eine Untersuchung der Sage auf ihren mythologischen Inhalt hin absichtlich unterlassen, denn ich glaubte und glaube noch, daß die deutsche Sage erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts oder etwas früher nach Krakau gebracht wurde; von einem mythischen Gehalt der polnischen Sage kann also nur insofern die Rede sein, als die deutsche einen solchen aufzuweisen hat. Will nun Rischka seine Meinung grade dadurch stützen, daß er die einzelnen Züge der polnischen Sage als dem alten deutschen Mythus angehörend darstellt, so mußte er doch die unberücksichtigt lassen, die sich bei Bogufal nicht finden und erst in ganz später Zeit hinzugefügt sind. So fällt denn die wichtige Entdeckung, daß Rynga, die Schwester des Wislaus, die deutsche Rinda d. i. Freya, die winterliche Erde, sei, so fällt die heimliche Flucht Walthers mit Rynga und das Mitnehmen der Schätze. Aus dem mythischen Inhalt der polnischen Sage schließt Rischka, daß der zweite Teil derselben eine notwendige Ergänzung des ersten und ein integrierender Bestandteil der Ursage gewesen sei, mit Unrecht meine ich. Der Sonnengott (Odin-Walther) buhlt im Frühling um die Erde (= Freya, Rinda, Hildegunde), durch nächtlichen Gesang, wie Hödur um Nanna, Horand um Gudrun wirbt; um in ihren völligen Besitz zu gelangen, muß er mit den winterlichen Mächten um sie kämpfen, wie der deutsche Walther mit Hagen, der polnische mit dem alemannischen Königssohn kämpft. Er besiegt ihn und kommt so in den Besitz Hildegundens, d. h. der Sonnengott hat die ihm feindlichen Mächte überwunden, die Sonne herrscht über die Erde; es ist der Hochsommer, wo die Sonne ihre Macht über die Erde ausübt. Damit schließt die deutsche, damit der erste Teil der polnischen Sage. Nach dem zweiten Teil tritt dem siegreichen Sonnengott eine neue feindliche Macht entgegen, Wislaus (ein Name, der, nebenbei bemerkt, sein Dasein augenscheinlich dem Namen der Burg Wislica verdankt); der Sonnengott besiegt ihn und wirft ihn in den Kerker, wie Odin die feindlichen Zwerge unter die Erde versetzt. Dann entfernt sich Walther von Hildegunden, d. h. die Sonne entfernt sich nach dem Hochsommer von der Erde, die nun mit den winterlichen Mächten (Wislaus) zu buhlen anfängt. Aber die Sonne kehrt wieder, besiegt die feindlichen Mächte und vermählt sich mit der Erde; wie Odin sich nach der Verstoßung der Freya mit der Frigg vermählt, so Walther mit der Rynga, — wovon freilich Bogufal nichts

Digitized by Google

weiß. Augenscheinlich schließen sich beide Teile der polnischen Sage nicht so eng an einander, wie Rischka meint; denn Wislaus muß doch als winterliche Macht gedacht werden. Wie kommt diese aber im Hochsommer dazu, sich dem siegreichen Sonnengott entgegenzustellen? Oder will die polnische Sage durch die Scene mit der Kammerfrau andeuten, daß die Erde noch nicht in den vollen Besitz des Sonnengottes übergegangen ist? Aber Wislaus hat dem Walther ja gar nicht den Besitz Helgundens streitig gemacht, und wollten wir so erklären, daß Walther sich vor dem Siege über Wislaus nicht mit Helgunden vermählt habe, so würde in der polnischen Sage die Gewalt der Sonne über die Erde im Hochsommer überhaupt nicht zum Ausdruck gebracht sein. Was aber das hohe Alter der polnischen Sage ganz besonders verdächtig macht, das ist das Fehlen der Zwölfzahl der Helden, die beide Fassungen der deutschen Sage übereinstimmend haben, denn Gunther selbst darf als Kämpfer nicht mitgezählt werden: sie ist gewiß echt, weil mythisch, und gehört der Ursage von Walther an. — Die ganze polnische Sage, daran halten wir fest, ist ein Machwerk der späteren Zeit, des 15. Jahrhunderts, entstanden durch die Verbindung von zwei ganz verschiedenen Sagen, von denen die erste allerdings sich lange vorher mit der deutschen Waltherſage verschmolzen hatte.

2. Jüdische Sagen aus Rußland und Polen.*)

Von Lidzbarski in Posen.

Trotz des Eifers, mit welchem man seit Jahren allenthalben, wo deutsch gesprochen wird, nach Spuren des Lebens und Glaubens der alten Germanen gesucht hat, hat sich noch niemand zu diesem Zwecke an die 2 Millionen deutsch redenden, allerdings ein recht verderbtes Deutsch redenden Juden in Rußland und Polen gewandt. Und doch ist von vornherein anzunehmen, daß mit der deutschen Sprache auch manches von dem deutschen Volksglauben zu ihnen übergegangen ist; was aber von deutschen Gebräuchen und deutschem Volksglauben einmal zu ihnen überging, was sie schon bei ihrer Einwanderung aus deutschen in jene slavischen Länder mitnahmen, das mußte sich bei ihnen länger und dauernder erhalten als bei ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern, denn leider befindet sich ein großer Theil von ihnen noch jetzt auf einer niedrigen Stufe der Kultur und in lockerem Verkehr mit ihren Mitbürgern. In der That finden wir bei ihnen denn auch vieles aus dem deutschen Volksglauben erhalten, doch hat das meiste, wie es ja natürlich ist, einen jüdischen Charakter angenommen, manches aber ist unverändert geblieben.

*) Einer meiner Schüler, der Obersekundaner Lidzbarski, aus Russisch-Polen stammend, übergab mir die hier mitgeteilte kleine Arbeit, welche eine Anzahl jüdischer Sagen enthält, die er selbst aus dem Munde von Glaubensgenossen gesammelt hat, und ich trage kein Bedenken, seine interessanten Aufzeichnungen im U.-B. zu veröffentlichen, ohne indes überall für die Richtigkeit seiner eigenen Reflexionen einzustehen. Doch ist die Übereinstimmung mit deutschen Sagen so groß, daß man sich in der That der Ansicht nicht wird verschließen können, jene Erzählungen, die im Talmud ihre Erklärung nicht finden, seien deutschen Ursprungs. Allerdings bedarf es noch weiterer Beweise, die der Verfasser der kleinen Arbeit voraussichtlich später beibringen wird.
Posen. Knoop.

Digitized by Google

Ganz erhalten haben sich im russisch-jüdischen Volksglauben die deutschen Wassergeister mit ihrer Gier, Menschen zu rauben. Es zeigt sich dies darin, daß die Mutter den Kindern verbietet, vor Johannis zu baden, da das Johanniswasser ein Menschenopfer verlange. Auch folgende Sage gehört hierher: Es war ein Mann, der hatte ein großes Vermögen. Doch gewährte ihm dies keine rechte Freude, denn er hatte keine Kinder. Er fuhr deshalb zum Rabbi und bat ihn, für ihn bei Gott Kindersegen zu erbitten. Der Rabbi betete zu Gott und teilte dann dem Manne mit, daß er allerdings einen Sohn haben werde, doch drohe diesem die Gefahr, an einem gewissen Tage zu ertrinken. An dem betreffenden Tage werde das Kind beide Strümpfe auf einen Fuß anziehen und es werde dann den anderen Strumpf suchen, und dann solle der Vater dasselbe weder baden lassen, noch ihm Wasser zu trinken geben. Ein Jahr darauf wurde dem Manne ein Söhnchen geboren. Eines Tages, das Kind war inzwischen aufgewachsen, sah der Vater, als er von der Synagoge nach Hause kam, daß dasselbe nicht in die Schule gegangen war, sondern einen Strumpf suchte, den es, wie sich herausstellte, am andern Fuße hatte. Er schloß das Kind in ein Zimmer ein und ließ es den ganzen Tag nicht heraus. Das Kind schrie fortwährend, er möchte baden gehen, es hätte auch großen Durst, und man möchte ihm wenigstens ein bischen Wasser zu trinken geben. Der Vater ließ sich aber dadurch nicht rühren, und ließ es erst heraus, als die Sonne schon untergegangen war. Die Leute, die zu dieser Zeit im Flusse badeten, vernahmen einen Lärm im Wasser und eine Stimme, die rief: „Wehe, mein Opfer ist nicht da". [1])

Nicht so sehr wie die in den unteren Gewässern hausenden Geister, ist der in den oberen, den Wolken, dahinbrausende Geist, der Sturmgott Odhin (wohl richtiger Wodan), in dem russisch-jüdischen Volksglauben geblieben. Ja, er selbst ist ganz aus demselben verschwunden, erhalten haben sich nur seine Accidentien. So erinnert sich der Verfasser, als Kind gehört zu haben, es gebe einen Mantel, der den, welcher ihn trage, unsichtbar mache und ihm die Macht zum Fliegen ver-

1) Vgl. folgendes Märchen aus Niederhöffer, Meklenburgische Sagen III p. 87. Bei Slate fließt ein Wasser, und das Wasser ist tief. Einst in der Kühlung des Abends wanderte des Dorfes Prediger am Flusse nieder durch die hohen Eichen. Schon waren die langen Schatten verschwunden, und die Dämmerung war eingetreten, als aus dem Bette der Elde eine dumpfe Stimme sich vernehmen ließ: De Stunn ist doa, awa de Knaw noch nich. Bedenklich wendete er seine Schritte zum nahen Dorfe. Er hatte bereits den Gartenzaun erreicht, als ein hübscher Knabe dahergelaufen kam. „Wohin mein Sohn, wohin so eilig?" „Zum Bache", erwiderte dreist der Knabe, „Schnecken will ich sammeln und bunte Muscheln!" „Nicht doch," versetzte der Geistliche, „hier einen Schilling, mein Kind, gehe hin und hole, ja hole meine Bibel." Der Knabe lief hin. Als nun der Prediger beim Kruge vorbeiging, kam jener schon zurück mit dem Buche und eilte straks zum Wasser. „Nicht doch!" sprach der Geistliche, „bist durstig, bist schnell gelaufen, sollst erst trinken. — Lieber Wirt, ein Glas Bier dem Knaben!" Er trank und fiel tot nieder. Die Stunde war da und der Knabe auch. (Eine ähnliche Sage könnte ich auch aus Pommern mitteilen. Kn. Derartige Sagen, wenn auch oftmals unvollständiger, giebt es in Norddeutschland überall. Später vielleicht mehr davon. Höft.)

Diesen beiden Märchen liegt dieselbe Idee zu Grunde; sie unterscheiden sich nur in ihrem Charakter. So ist in unserem Märchen die Einleitung eine völlig orientalische. Ganz natürlich ist es auch, wenn in dem ersteren ein Rabbi, in dem letzteren ein Pfarrer dem Geiste entgegentritt.

Digitized by Google

leihe. Von dem betreffenden Menschen seien nur die Augen sichtbar. Dieser Mantel ist offenbar nichts anderes als der Mantel Odhins, die nach urgermanischer Auffassung den Sturmgott dahintragenden und einhüllenden Wolken, die doch dessen Augen oder vielmehr dessen einziges Auge, das Blitzauge, nicht verbergen können Die jüdischen Fuhrleute in Litthauen hängen deshalb auch in den Pferdeställen Raben — die heiligen Vögel Odhins — auf, da so die Pferde vor bösen Geistern geschützt werden sollen.

Auch der Drache, der Gegner Odhins, hat sich im russisch-jüdischen Volksglauben erhalten. Er erscheint aber nicht mehr in seinen furchtbaren Eigenschaften, sondern, wie auch meistenteils in der späteren deutschen Sage, als ein goldbewahrendes oder goldspendendes Wesen.[1]) Es gebe einen Drachen, so erzählen sich die Juden in Rußland, der zu Leuten durch den Kamin ihrer Wohnung komme und ihnen Gold bringe. Diese müssen ihm als Lohn hierfür irgend etwas, wenn auch Unbedeutendes, hinlegen. Unterbleibt dieses, so bringe er nur Scherben.[2])

Von den Kobolden erzählen sich die Juden in Kowno Folgendes: An einem Sommerabende spielten Kinder an dem Zaune eines Gartens. Plötzlich erschienen auf einem in der Nähe des Zaunes stehenden Baume kleine Männchen mit roten oder blauen Mützen und ebensolchen Mänteln und warfen Äpfel auf die Kinder. Voller Angst eilten diese in das nächste Haus. Doch auch hier kam ihnen aus dem Keller ein Kobold entgegen, so daß ihnen die Flucht versperrt wurde und sie den Neckereien der kleinen Dämonen ausgesetzt waren. Noch lange hatten die Einwohner von Kowno von den Zwergen zu leiden, aber endlich gelang es ihnen doch, mit denselben Frieden zu schließen. Daß diese Kobolde mit den deutschen verwandt sind, zeigt schon ihre rote und blaue Kleidung, die diesen ja auch meistenteils eigen ist. Wenn sie hier mit Äpfeln werfen, so ist dies derselbe Zug, wie wenn in der deutschen Sage Zwerge goldene Kugeln schleudern.[3]) Es sind dies die „Blitztropfen", die sie als Gewitterdämonen auf die Erde herabschleudern. Auch die Unsichtbarkeit teilen sie mit den deutschen Kobolden. Hier ein Beispiel: In Schadau (Gouvernement Kowno) hauste in einem in der Nähe eines Sumpfes erbauten Hause ein Kobold. Jede Nacht um $^1/_2$ 12 Uhr hörte man ihn ganz laut pfeifen. Er nahm die Reifen von den Wassereimern ab, so daß das Wasser auf den Boden ausströmte. Einmal goß er auch einen Eimer Wasser über das Dienstmädchen des Hauswirtes, während es schlief. In demselben Hause war auch eine Schenke und als der Schankwirt einmal in den Bierkeller hinabging, war der Hahn eines Bierfasses aufgedreht und das Bier lief auf den Boden. Einem Rabbi gelang es, den Spuk zu bannen.

Wie nach den deutschen Sagen oft neugeborene Kinder von den Zwergen oder Kobolden entführt werden, so sind solche auch nach dem jetzigen russisch-jüdischen Volksglauben den Gefahren vor M'sikim, d. h. schädlichen Dämonen, ausgesetzt. In

1) Es ist auch möglich, daß die Drachensage zu den russisch-polnischen Juden von den Litthauern übergegangen sind, da auch diese ähnliche Drachensagen haben.

2) Vgl. Niederhöffer, Mellenburgische Sagen, IV, p. 148. In einer mellenburgischen Stadt wird eines Bauern Reichtum auffällig. Zwei Brüder setzen einen Drachen in sein Haus eintreten und erklären sich hierdurch das Rätsel. — Die Sagen vom Drachen sind zahlreich.

3) Sind doch die mythologischen Äpfel oft Goldäpfel.

Digitized by Google

einem Zimmer, in welchem eine Wöchnerin liegt, wird an der Thürklinke ein Schloß angehängt, „damit die M'sikim meinen sollen, die Thür wäre verschlossen". In einem solchem Zimmer werden auch an den Wänden Zettel angehängt, auf denen unter andern biblischen Versen auch der Vers Exod. 22, 17 (Lasse keine Hexe leben) einigemal gedruckt oder geschrieben steht. Daß aber die Hexen auch sonst mit den Zwergen verwechselt werden, kann man daraus ersehen, daß von den letzteren bei den russischen Juden erzählt wird, sie reiten bei Nacht auf den Pferden in den Ställen herum, während ja eigentlich die Hexen bei Nacht die Pferde zu ihren Ritten gebrauchen.

Ebenfalls deutschen Ursprungs sind die Lezim (Plur. von lêz). Es sind dies Kobolde, die sich in jede Gestalt verwandeln und dann ihre Körperteile beliebig verlängern können. Jüdischen Ursprungs sind sie nicht, sonst würden sie sicherlich im Talmud vorkommen. Sollten sie von den Slaven zu den Juden übergegangen sein, so würden sie wohl einen Namen haben, der dem slavischen entspräche; die slavischen Kobolde tragen aber keinen Namen, der sich durch Lez übersetzen ließe, während das bei den deutschen wohl der Fall ist (Neck, Neckgeist) [1]). Dann sind die Sagen von den Lezim auch den süddeutschen Juden bekannt, die doch mit den Slaven nicht in Berührung gekommen sind.

Den Neckereien der Lezim sind die Leute namentlich in der S'chorbrithnacht (zweitnächste Nacht vor Neujahr) ausgesetzt, in der die Juden sehr früh aufstehen, um in die Synagoge zu gehen. Das zeigt sich in folgenden Sagen:

Ein Schuster stand in der S'chorbrithnacht auf, um in die Synagoge zu gehen. Als er sich anzog, erblickte er vor dem Fenster einen Lez, der seine Zunge ellenlang durch dasselbe in die Stube hineinsteckte. Der Schuster ergriff schnell sein Messer und schnitt die Zunge ab. Der Lez steckte jedoch gleich wieder eine Zunge durch das Fenster. Der Schuster schnitt auch diese ab. So wiederholte es sich 10 Mal. Dann ging der Schuster in die Synagoge. Wie er jedoch zurückkam und sich an die Arbeit machen wollte, bemerkte er, daß von den 5 Paar Stiefeln, die in seiner Werkstatt standen, die Spitzen fehlten.

Eine Frau ging in der S'chorbrithnacht in die Synagoge. Oben in der Frauengallerie angekommen, sah sie, daß in dieser noch kein Licht brannte. In der eigentlichen Synagoge aber war es schon hell, und als sie herunterblickte, erkannte sie unten den Synagogendiener, der mit einem Lichte vor dem Altar stand. Sie fragte, wie es denn komme, daß oben noch kein Licht brenne. „Sogleich werdet Ihr Licht haben", rief der Tempeldiener. Sein Arm nahm plötzlich eine ungeheure Länge an und reichte ihr von unten das Licht herauf. Voller Schrecken stürzte die Frau auf die Straße. Hier begegnete sie einer Nachbarin und erzählte ihr den außerordentlichen Vorfall. „Wie lang war der Arm?" fragte diese; „etwa so lang?" Bei diesen Worten streckte sie ihren Arm über das nächste Haus und verschwand.

In der S'chorbrithnacht wurde der Rabbiner von dem Tempeldiener geweckt, damit er in die Synagoge ginge. Wie sie beide vor der Synagoge ankamen, wurde der Tempeldiener plötzlich ungeheuer groß und verschwand unter lautem Gelächter.

1) Das Wort ist Partizip von lôz verspotten, verhöhnen. Kn.

Digitized by Google

Doch verschmähen es die Lezim nicht, auch bei anderen Gelegenheiten die Leute zum besten zu haben. Einige Juden fuhren von der Leipziger Messe zurück. Unterwegs bemerkten sie neben der Straße ein ungeheures Stück Steinsalz. Sie stiegen von dem Wagen herunter, um es auf denselben zu heben, was ihnen aber wegen der Schwere des Stückes nicht gelingen wollte. Inzwischen hatten alle das Salz geleckt, da sie sich überzeugen wollten, ob es denn wirklich Salz wäre. Endlich bekamen sie es doch auf den Wagen. Als sie aber nachher ihre Blicke davon abwendeten, hörten sie, wie eine Stimme unter dem Wagen rief: „Be! Ihr habt mich alle geleckt." Von dem Salze aber war nichts mehr zu sehen.

Ein Jude fuhr — es war kurz vor Ostern — in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Auf der Rückreise kam ihm ein Schaf in den Weg, und da sich dessen Herr nicht einfand, nahm er es auf den Wagen. Er dachte, daß ihm Gott dies zu Ostern beschert hätte, und freute sich schon über die Leckerbissen, die es ihm liefern würde. Vor seiner Wohnung angekommen, rief er seine Frau heraus, um ihr von seinem Glücke zu erzählen. Wie er aber das Schaf zeigen wollte, stand an dessen Stelle eine Gans, die sogleich unter den Wagen sprang und dort verschwand.

Sehr wenig wissen die Juden in Rußland vom Teufel zu erzählen.[1]) Der Grund hierfür liegt erstens darin, daß der Teufelsglaube bei den Deutschen noch nicht so ausgebildet war, als die Juden mit ihnen in engerem Verkehre lebten; dann aber haben die Juden in ihrer Dämonologie zwei Wesen, in denen die Eigenschaften des Teufels völlig vorhanden sind. Die ethische Seite des Teufels vertritt bei den Juden der Jezer Ho-ra, der böse Trieb, ein, wie schon der Name zeigt, völlig abstraktes Wesen, das im Herzen des Menschen wohnt und stets mit dem Jezer Ha-tom, dem guten Triebe, kämpft.[2])

Die Eigenschaft des Teufels, nach den Seelen zu jagen, ist wiederum dem Todesengel eigen. Ja, dieser wird auch, wie der Teufel, gefoppt.

Wir dürfen uns aber um so weniger wundern, daß die Juden von dem Teufel wenig wissen, wenn sie wegen des Todesengels und des Jezer Ho-ra ihren eigenen Satan vergessen haben. Im jetzigen russisch-jüdischen Volksglauben ist der Begriff Satan völlig in den des Wortes Schatten aufgegangen. Beide heißen

1) So weit dem Verfasser bekannt ist, sind die einzigen Ausdrücke, in denen das Wort Teufel vorkommt: Teufelsfinger und Teufelsjagen. Erster Ausdruck ist die Benennung für einen Stein, der in Deutschland unter dem Namen „Donnerkeil" oder „Donnerstein" bekannt ist. Diesen Stein gebrauchen die russischen Juden noch jetzt als Heilmittel gegen Schnittwunden, indem sie ihn schaben und dann das Mehl auf die Wunde streuen. Auch bei den deutschen wurde er als Stein Thors zu Heilmitteln verwendet. Das Teufelsjagen ist ein Kinderspiel, das die Jagd des Teufels auf die Seelen darstellt.

2) Sagen, nach denen Leute ihre Seele einem Dämon für die Erfüllung irgend eines Wunsches verkaufen, kennen die Juden nicht. Wohl aber haben sie Sagen, nach denen geile Männer sich M'sikin, d. h. weiblichen Dämonen, hingeben und sich dann deren Wünschen zu jeder Zeit fügen müssen. Ein Beispiel hierfür liefert folgende Sage. Am ersten Passahabende bemerkte eine Frau, wie ihr Mann plötzlich unruhig wurde. Derselbe entfernte sich dann ganz verwirrt vom Tische und ging auf den Hof hinaus. Sie ging ihm nach und sah, daß er in eine Kammer hineinging. Sie folgte ihm bis zur Thür, die in diese führte, scheute sich aber, mit hinein zu gehen, als sie bemerkte, daß es inwendig ganz hell wäre. Durch eine Spalte, die sich in der Thür befand, konnte sie auch sehen, wie das Innere der Kammer in einen Saal verwandelt war, und ihr Mann auf einem prächtigen Bette in den Armen eines Weibes lag. Sie ließ sich von ihm scheiden.

Digitized by Google

„Schouten". Daher hat auch der Schatten einen gewissen dämonischen Charakter erhalten. Am Abende verbieten die Mütter ihren Kindern, mit dem Schatten zu spielen, da er ihnen sonst bei Nacht, wenn sie schlafen, eine Ohrfeige geben würde. Wer am Vorabende zu Hauschana Raba (21. Tischri, an welchem Tage nach dem Talmud das Himmelsgericht geschlossen wird) bei Mondschein auf die Straße geht und seinen Schatten ohne Kopf sieht, muß noch im Verlaufe des Jahres sterben.[1])

Sehr zahlreich sind bei den russischen Juden die Totensagen, von denen merkwürdigerweise keine den betreffenden talmudischen Sagen ähnlich ist; vielmehr spiegeln sich in allen deutsche Sagen wieder. Namentlich zahlreich sind die Sagen von den Totenversammlungen in Synagogen, von denen wir hier zwei als Beispiel anführen wollen.

Als der Tempeldiener in Plock einst spät in der Nacht an der Synagoge vorbeiging, hörte er, wie man ihn aus dieser heraus zur Thora aufrief. Trotzdem er wußte, was darin vorging, trat er doch ein. Die Synagoge war hell erleuchtet, ohne daß man wußte, woher das Licht kam[2]) und auf der Tribüne standen Tote, die aus der Thora vorlasen.[3]) Er trat an diese heran und verrichtete die üblichen Gebete. Als er sich darauf entfernen wollte, versetzten ihm die Toten noch einige Nasenstüber, so daß ihm noch einige Tage darauf die Nase ganz rot war.

In einer Synagoge predigte eines Abends ein Baal-Darschon (geistlicher Volksredner). Einer der Anwesenden schlief während der Predigt ein, und als er aufwachte, war es bereits ganz dunkel in der Synagoge. Er hörte aber nichts desto weniger von der Tribüne her die Thora vorlesen. Seine Angst war schon dadurch groß genug, sie wuchs aber noch mehr, als man ihn namentlich aufrief, an die Thora heranzugehen, um da die üblichen Gebete zu verrichten. Als er der Aufforderung Folge zu leisten zögerte, wurde er von unsichtbarer Hand mit Gewalt hingeführt. Er faßte dann Mut, sagte die Gebetsformel her und ging darauf ungestört auf seinen Platz zurück. Erst mit Tagesanbruch wurde es still in der Synagoge.

Merkwürdig wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit vielen deutschen Sagen ist folgende russisch-jüdische Totensage:

Bei einem Schneider wachten alle spät nachts infolge eines Geräusches auf.

---

1) Da diese Dämonisierung des Schattens erst nach der Aufnahme der deutschen Sprache seitens der Juden stattgefunden haben kann, so ist wahrscheinlich, daß der Glaube von der Kopflosigkeit des Schattens seinen Ursprung in dem deutschen Volksglauben hat. Und in der That finden wir deutsche Sagen, die denselben Charakter zeigen. So Henne am Rhyn: Deutsche Volkssage, 2. Aufl., p. 463. Ein Hüter von Altendorf sah im Feldrietli bei hellem Tage ein lumpiges Weiblein, welches keinen Kopf hatte, aber einen schwarzen Hut in der Hand. Der Mann wurde krank und starb bald. Die Kopflosigkeit ist überhaupt in der deutschen Sage vielen Dämonen eigen. Vgl. hierüber W. Schwarz, Indogermanischer Volksglaube, S. 186.

2) Dies wird auch in deutschen Totengeschichten erzählt.

3) Die Toten sind als solche nur an ihrer Totenkleidung kenntlich. Es hat sich aber auch ganz dunkel der deutsche Volksglaube erhalten, daß die Todten hinten muldenförmig aussehen. So hörte der Verfasser von einem Schmuggler, er wäre einst bei Nacht mit Contrebande vor einem Kirchhofe vorbeigegangen, als er eine Patrouille vorbeigehen hörte. Er trat in den Kirchhof ein und legte sich hinter ein Grabmal. Wie er so dalag, flog über ihn eine Mulde hinweg.

Digitized by Google

Ihre Wohnung war voll von Totengestalten, von denen einige Pasteten im Ofen backten. Die Leute wagten vor Schreck kein Wort zu sprechen. Sie krochen vielmehr tief unter die Bettdecken, damit sie die Toten nicht sähen. Als die Pasteten fertig waren, machten sich die Toten an die Mahlzeit, und einer von ihnen kam auch an den Sohn des Schneiders heran und bot ihm eine Pastete an. Zu seinem Glücke hat der junge Mann sie nicht angenommen, denn sonst würde es ihm wohl übel ergangen sein.[1])

Manche russisch-jüdische Totensagen sind aber auch durch Aufeinanderhäufung von Resten halbvergessener deutscher Sagen entstanden, Sagen, die sich ursprünglich ebenfalls an Tote oder andere Dämonen knüpften. Dies ist z. B. bei folgender Sage der Fall.

Als der Tempeldiener in Tauroggen abends die Synagoge schloß, trat auf ihn eine Totengestalt hinzu und führte ihn gewaltsam in den nahe der Stadt gelegenen Wald. Von da zog sie ihn nach dem Kirchhof und spazierte mit ihm eine Zeitlang auf demselben herum. Sie führte ihn darauf zur Synagoge zurück. Bevor sie ihn aber verließ, drückte sie ihm ein Merkmal in den Finger, das er immer behielt. Wenn der Tote den Tempeldiener in den Wald führt, so erinnert dies an die in deutschen Sagen vorkommende Entführung von Menschen seitens der Waldgeister. Das Herumspazieren auf dem Kirchhofe ist nichts anderes als ein Nachklang der Totentänze. Was endlich das Eindrücken des Fingers betrifft, so ist das ein sehr verwischter Zug eines Volksglaubens, der bei den deutschen und auch bei anderen indogermanischen Völkern verbreitet ist, ich meine das „Drücken", dem wachende wie schlafende Menschen von Seiten der Alpe, Mahrten und auch Verstorbener ausgesetzt sind. Dieses „Drücken" wurde von den Deutschen auch der Katze, dem Tiere der Holda, in das sich oft Hexen verwandeln sollten, zugeschrieben, und wird es noch jetzt von den Juden in Rußland. So soll dies Tier sich auf den Hals Schlafender legen und sich nicht früher entfernen, als bis diese infolge von Luftmangel sterben.

3. Nochmals die Königstochter im Thurm.

Von Heinrich Carstens.
(S. VI, S. 10 u. f.)

Daß die Königstochter im Thurm die Holda ist, die also auch als Todesgöttin fungirt, ist unzweifelhaft. Eben so richtig dürfte es sein, daß der Thurm unseres Kinderspiels gleich dem Engelland der Kinderlieder und gleich dem Glas-

1) Vgl. namentlich folgende schweizerische Sage aus Henne am Rhyn.

Im Sarganser Oberlande herrscht wie fast überall bei uns der Volksglaube, nach dem Abzuge der Sennen aus den Alpen nehmen Geister von den verlassenen Hütten Besitz und treiben da ihr Unwesen. Auf einer Weißtanner Alp ging einer noch abends spät in eine solche hinauf, um etwas Vergessenes zu holen. Kaum hatte er sich auf den Tril oben schlafen gelegt und sein Abendgebet verrichtet, als er die Thür öffnen, kommen und unten reden hörte. Dann sah er, hervorschauend, deutlich Feuer anmachen, das „Kessi" einhängen, Milch „überthun", kochen, käsen und hörte lachen und schwatzen. Als alles fertig war, rief es hinauf zum Tril: „Christen Chung chumm mitis Schotten essa". Er aber zog sein Gesicht zurück, schwitzte vor Angst, bis er in Schlaf fiel, fand aber am Morgen keine Spur mehr von den nächtlichen Sennen.

Digitized by Google

berg unserer Märchen ist, wo die Holda als Beherrscherin der Seelen thront, und also auch Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen ist. Unrichtig dürfte es aber sein, daß die von Höft angeführte interessante Fortsetzung, wenigstens soweit die letzten sechs Verse in Betracht kommen, auf die Holda als Todesgöttin Bezug haben; wenigstens fehlt dieselbe bei Mannhardt in den vielen von ihm gesammelten Liedern. Es scheint überhaupt das Verlangen nach Nahrung mehr auf die Geburt zu deuten. In vielen Liedern ist es ein Butterbrot, das den Neugeborenen gegeben wird. Mit der Aufnahme von Nahrung war nämlich das Recht am Leben erworben. Das Symbol der Nahrung ist der Fisch, darum wird der Fisch auch mit der Geburt in Verbindung gebracht. So heißt es z. B. in H. 2, Nr. 582 der volksthümlichen Lieder:

„Eenen teenen tiefen Dorn (= Born? Kinderbrunnen?),
's waren emmal zwee Kinder geboren,
eens laak uffen Tisch,
eens laak ungern Tisch,
da kam de Katz un fraß den Fisch,
da kam der Meester mit de Peitsche
un schlunk das Kätzchen uf de Feiste." U. s. w.

Aber warum holt die Katze den Fisch? Sie tritt in vielen Kinderliedern, besonders in Abzählreimen auf und will offenbar verhindern, daß das Kind am Leben bleibt. In anderen Liedern ist nicht der Fisch, sondern ein Topf voll Honig mit der Geburt in Verbindung gebracht. So heißt z. B. ein Abzählreim aus Zeitz in Thüringen (mitgetheilt von Herrn Lehrer Pumplün in Elmshorn):

„Eine Wand, die andre Wand,
Petrus kam vom Himmel gerannt,
rannte 'nein in's Hirtenhaus,
leckt den Topf voll Honig aus,
ließ den Löffel liegen;
da kam die Frau von Biegen,
theilte junge Hühner aus:
Haushahn, Kopfhahn — dich woll'n wir 'rausschlagen."

Honig wischte man den Neugeborenen auch um den Mund, um ihnen das Recht am Leben zu erwerben und der Honig ward als aus Holdas Blumengarten stammend angesehen. Auch hier wird versucht, die Seele in's Todtenreich zurückzuführen. Aber nicht die Katze ist es, die das thun will, sondern Petrus, der hier für Donar eingetreten ist, und in anderen Liedern auch ein Engel oder ein Teufel, der vom Himmel d. i. aus dem Todtenreich kommt und den Honig leckt. Aber eilig muß er davon laufen und hat nicht einmal Zeit seinen Löffel mitzunehmen. Warum nicht? Eine Frau von Biegen bringt Hühner und Hahn. Was sollen die? Ich vermuthe stark, daß es Opferthiere waren und daß bei jeder Geburt ein Opfer gebracht werden mußte. Die Katze, die den Fisch fraß, wird bald von einem Jäger in den Nabel gestochen, bald von einem Reiter mit der Peitsche über's Kreuz (in dem obigen Liede auf die Feiste) geschlagen, und bald wird ihr sogar ein Stück vom Schwanz abgehauen; so in der von Höft mitgetheilten Variante und in den Rummeltopfliedern. Ist nun meine Vermuthung von der Darbringung eines blutigen Opfers bei der Geburt eines Kindes richtig, so haben

Digitized by Google

wir hier eine Hindeutung auf dieses Opfer vor uns und der Tanz auf dem Schwanzende der Katze dürfte auf die Festlichkeit bei der Geburt deuten.

„Steen" und „Been" ferner, von denen das Kind klagt, daß sie es verlassen, sind die Schlüssel, womit Engelland und hier der Thurm geöffnet werden kann. In vielen Sagen ist es eine blaue oder rothe Blume (Blitz?), Mannhardt 153; zuweilen auch wohl eine gelbe Blume (Schlüsselblume!), womit der Eingang in Holdas Schatzkammer aufgeschlossen werden kann; nach andern Sagen sind es bald Beinchen, als kleiner Finger oder Hühnerfüße und Steinchen (Mannh. 330). Auch Ungeheuer hindern den Eingang in Engelland; daß aber auch ein Hund als Wächter angestellt ist, dürfte weniger bekannt sein:

„Eine kleine weiße Bohne
reist von hier nach Engelland.
Engelland war zugeschlossen
und der Schlüssel abgebrochen.
Bauer, bind den Pudel an,
daß er mich nicht beißen kann,
beißt er mir, verklag ich dir,
tausend Thaler kost't es dir.
o p q — rut schaß du.
(Aus Elmshorn mitgetheilt von Lehrer Pumplün.)

Anfangs glaubte ich, daß der letzte Theil müssiger Zusatz sei, aber ein Vergleich mit vielen hierher gehörigen Liedern hat ergeben, daß der Zusatz doch ursprünglich, wenn auch entstellt, ist. Vergleicht man ferner hiermit den Pudel mit großen Augen, der die Wache hält vor versunkenen Schlössern und der seinen Vorläufer hat in der griechischen Mythologie in dem Cerberus der Unterwelt, so ersieht man wieder, daß das Engelland als Aufenthalt der Neugeborenen mit dem Todtenreich zusammenfällt.

Der Mythus, der im Vorstehenden bereits besprochen worden ist, kommt auch in einem Bastlösereim aus der Altmark vor:

„Sapp, sapp sied,
baown upp Wied
satt'n oll Hex mit twee Kinnern;
den eenen gaff se Botterbrot,
dat anner slaog se mit Kühl dot;
Kättchen leep naon Barg herupp,
haoltn Mund voll Sapp heraff,
asse wedder runne kam'n,
gingn alle Faopm un Fleiten aff." (Danneil Wb.)

Die alte Hexe ist wieder die Holda, die von Seelen umgeben in der Unterwelt weilt. Sie giebt dem einen Butterbrot, wodurch es also zum Leben berechtigt wird. Das andere schlägt sie mit der Keule todt und nimmt es also wieder mit in ihr Reich. Die Keule, womit das eine Kind erschlagen wird, erinnert an den Mjöllner des Donar; denn Donar ist auch Todtengott. Die Keule kommt auch in andern Liedern vor, so in einem dithmarsischen Wiegenlied:

„Hör, hör, hör!
wer stait för unse Dör?
De Mann de mit de Kühl umgait,
de all de bösen Kinner slait."

Digitized by Google

Wer ist aber der Erlöser der Königstochter im Thurm, den die Kinder in ihrem Spiel personificiren und den ich als Frühlingsgott bezeichnet habe? Nach Mannhardt S. 494 ist es der rothe Fuhrmann. Das kann auf Donar deuten und die rothe oder blaue Blume könnte dann der Blitz sein, der im Frühjahr Holdas Reich aufschließen hilft, um die im Innern der Erde geborgenen Schätze, die Vegetationsfülle der Erde, an's Licht zu bringen.

4. Kleine Mittheilungen.

Von Heinr. Carstens.

1. Peter, sett an! (Kinderspiel). Die Spieler haben ein längliches vierkantiges Stück Holz. Auf der einen Seite steht ein P, und das bedeutet: „Peter, sett an!" Auf der zweiten Seite ist ein H eingeschnitten, und das bedeutet: „halb." Auf der dritten Seite ist ein N, das bedeutet: „nichts". Auf der vierten Seite endlich steht ein A, und das bedeutet: „Alles". Das Holz heißt: „Allholt". Die Spieler setzen alle einen Griffel an. Einer wirft das Holz in die Höhe. Liegt P oben, so setzt er wieder an; liegt H oben, so gewinnt er die Hälfte; liegt N oben, so gewinnt er nichts; liegt A oben, so gewinnt er Alles und es wird von Neuem wieder angesetzt. Nun wirft ein zweiter Spieler. Und so geht es fort. (Vgl. meine Kindersp. im Jahrb. des niederd. Sprachvereins X, S. 50). Dahrenwurth bei Lunden.

Auf den nordfriesischen Inseln bedienen sich die Kinder zum Verspielen kleiner Sachen, z. B. Läufern, gleichfalls eines länglichen Wälfelhölzchens, auf dessen vier Längsseiten Buchstaben stehen, nämlich P, H, A, N. Wer P (d. h. Pönki = Pfändchen) wirft, giebt ein Pfand; wer H (Helft) wirft, bekommt die Hälfte; A (Allas) bekommt Alles; N (Nant) bekommt nichts. Chr. Johannsen bemerkt, daß dieser Würfel früher bei der Verloosung von Strandgut in Gebrauch gewesen zu sein scheint. (Handelmann, Volks- und Kindersp. S. 31.)

Danneil, S. 163, nennt dieses Spiel Punkeltö und schreibt: Vier Seiten eines Würfels sind mit den Buchstaben O, A, N, P bezeichnet; die Anfangsbuchstaben Oberall, Appe (accipe) ens, Nig'lnix, Punkeltö; zwei entgegengesetzte Seiten des Würfels sind verlängert und laufen in eine Spitze aus, von denen die eine zum Drehen als Handhabe dient, auf der entgegengesetzten Spitze dreht sich der Würfel. Jeder Spieler setzt eine Nadel. Wirft er O, so bekommt er den ganzen Einsatz, A erhält eine aus dem Einsatz, N geht leer aus, und P setzt eine Nadel als Strafe zu. Davon das Verb. punkeltön. Dasselbe Spiel scheint in Lübeck unter dem Namen „Allemerall" bekannt zu sein. (Niederd. Korrespondenzbl. X, 69.)

Sollte dieses Spiel nicht schon sehr alt sein? Scheint es nicht eine leise Hindeutung zu enthalten auf die Sitte unserer Vorfahren, deren Priester sich hinstellten und mit Runen beschnitzte Stäbe auf die Erde warfen, um daraus die Zukunft zu erforschen?

5. Briefkasten.

Eingegangen: Mehrere Berichtigungen, betr. den Plöner Fund. In nächster Nummer. Außerdem: Locknamen der Thiere. Aus Theatr. Europ. Die Inschrift des Ruhenthaler Steines. Den geehrten Einsendern herzlichen Dank!

Berichtigung: In der Oghaminschrift Nr. 2, Heft 1 muß der letzte Strich statt $\overset{a}{\perp}$ quer durchgehen. Also $\overset{a}{+}$

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen
für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.
Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Oddhin in Havamal.)

Nr. 5. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1. Mythologische Streifereien. 2. Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze „der Fund von Plön". 3. Fiölsvinsmál. 4. Kleine Mitteilungen. 5. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Mythologische Streifereien.

Von F. Höft.

8. Die Prälunarchin (Mondgöttin) im Wendenlande an der mecklenburgischen Ostseeküste.

In den Jahresberichten des Vereins für mecklenb. Geschichte und Alterthumskunde von A. Bartsch wird Jahrg. 3 über einen höchst merkwürdigen Alterthumsfund berichtet.

Auf dem Felde des Gutes Groß-Kelle bei Röbel stand ein großer, weiter Hügel (ein sogenanntes Kegelgrab), welcher im Herbst 1837 abgetragen wurde. In demselben fanden sich über 6 vierspännige Fuder Feldsteine zu einem kegelförmigen Gewölbe regelmäßig, jedoch ohne Bindemittel zusammengefügt. Unter diesen Feldsteinen, von der Größe gewöhnlicher Pflastersteine, befand sich auf dem Urboden eine Steinkiste von größeren Steinen, groß genug für die Anwendung voller Manneskraft zum Heben. In dieser Steinkiste fanden sich mehrere Alterthümer, darunter eine große Urne von dünnem Erzbleche, wie ein Kessel gestaltet, gefüllt mit einer torfartigen Masse, ohne Zweifel den Resten einer verbrannten Leiche, ein Bronzegefäß, eine Schöpfkelle aus dünner Bronze, eine Scheere aus Bronze ganz in der Gestalt der heutigen Woll- und Schafscheeren, ein Messer aus Bronze, 3 Würfel, 5 Brettsteine und 1 Griffel aus Elfenbein oder Narvalzahn. Das merkwürdigste Stück dieses Fundes aber bestand aus einer silbernen Schale mit einem Handgriffe, welcher mit Darstellungen aus der Mythologie in erhabener Arbeit geziert ist und diese mythologische Darstellung ist es, welche uns hier interessirt. Die Schale ist 2¾ Zoll hoch, in der Oeffnung 7 Zoll im Durchmesser. Der Griff ist 5 Zoll lang, an beiden Enden 2⅓ Zoll breit und nach der Mitte hin bis 1¼ Zoll Breite eingezogen. Die ganze Schale ist 1 Pfund 14 Loth köln. Gewichts schwer und von 15löthigem Silber. Ueber die mythologische Darstellung giebt der Bericht Folgendes:

Digitized by Google

„Der ganze Griff ist mit einer reichen und künstlerisch ausgeführten mythologischen Darstellung in erhabener Arbeit geziert. Auf dem mittlern, schmalern Theile desselben steht auf einem unregelmäßig modellirten Vorsprunge, der Erde, eine erhabene weibliche Göttergestalt (2 Zoll groß) mit gelocktem Haar und der Mauerkrone auf dem Haupte, (Vgl. die Artemis in Ephesus). Das Antlitz ist erhaben, milde und mütterlich, kurz matronenähnlich, die Brust ziemlich gewölbt. Das griechische Gewand ist über der Brust in überhangenden Falten gegürtet und fällt in wenigen weiten Falten in schöner Drapirung über die Füße hinab. Die ganze Figur schimmert vom Halse bis zum Knie sehr klar durch das Gewand hindurch, so daß selbst die Nabelgegend leise angedeutet ist. Von den Armen wird nur der gesenkte rechte Arm durch das Gewand bis zum Ellenbogen bekleidet, der erhobene linke ist nackt. Von den Schultern, welche mit den stark hervorragenden Heften geziert sind, hängt bis zur Sohle über den Rücken ein schleierartiges Obergewand hinab, welches zu beiden Seiten der Figur in äußerst zarter Arbeit hervorsteht. Ihr zur Rechten steht auf der Erde ein Rinderpaar, welches ihr mit den Hörnern nur bis ans Knie reicht; ihr zur Linken steht auf der Erde ein Todtenkopf mit Beinknochen. In der zum Geben abwärts ausgestreckten rechten Hand hält sie aufwärts gerichtet den Caduceus (den sogen. Merkurstab) mit 2 Flügeln an der Seite und an den 2 gekrümmten Schlangen; in derselben rechten Hand hält sie abwärts gerichtet, allem Anscheine nach, einen Phallus; gegen die Annahme eines Griffels in dieser Darstellung redet die Größe, gegen die Annahme einer nach unten spitz auslaufenden Amphora reden andere Nebenumstände. Den nach oben hin ausgestreckten, gekrümmten Arm stützt sie auf ein Ruder mit sehr langer, an den Enden zierlich und schräge abgeschnittener Schaufel, welche auf dem Todtenkopfe steht; mit derselben Hand, welche an der Ruderstange ruht, faßt sie 2 kreuzweise gelegte, nach oben geöffnete Füllhörner; an der Spitze der Stange über den Füllhörnern hängt eine viereckige Tafel (des Gesetzes?). — Zwischen dem Standorte der Figur und der Schale steht auf einem durch Bunzen modellirten Boden ein gekrümmter Baum mit drei stark hervorragenden runden (Granaten? oder Lotus?) Blüthen. Unter dem Baume ruht ein trefflich modellirter Löwe auf dem Boden; vor ihm liegt abwärts gewandt ein Widderkopf. (Der Löwe mit dem Widderkopfe kommt oft vor, z. B. auf Münzen von Velia Thomsen). — Das Ende des Griffes hat 3 Ausbiegungen: in der Mitte und nach jeder Seite hin. Auf der Ausbiegung in der Mitte, auf der Spitze des Griffes steht, mehr erhaben als alle übrige Arbeit, eine ernste, volle Gesichtsmaske, mit vollem, seitwärts gelocktem Haar, vielleicht ein Proserpinenkopf oder eine bacchische Maske, wie ähnliche Masken öfter auf Münzen vorkommen, das Haar ist durch wenig Gravirungen, die Pupillen der Augen durch eingegrabene Punkte bezeichnet. Auf jeder Seitenbiegung des Griffendes steht ein Pantherkopf. — Der Griff umfaßt beinahe um ein Drittheil des Schalenrandes. Die Verzierung der Verbindung zwischen Schale und Griff, vom Schalenrande zum Griffrande hinauf, bildet an jeder Seite eine mehr arabeskenartige Verzierung, bestehend aus einer gewundenen Schlange, deren schnabelartiger Rachen allmälig mit dem Schalenrande verschmilzt; auf der Schlange sitzt ein papageienartiger Vogel mit langen Schwingen und Schwanzfedern, so daß die ganze Verzierung auf den ersten Blick ein geflügelter Drache zu sein scheint.

Digitized by Google

Möglich ist es auch, daß der Vogel zu der Schlange oder dem Fische in keiner näheren Beziehung steht; denn die Füße des Vogels sind außerhalb der Schlange eingravirt, so wie ein Haufen Fruchtkörner vor dem Schnabel des Vogels mit Punzen eingetrieben ist. — Wozu dieses Gefäß gedient habe, läßt sich leicht dahin beantworten, daß es eine Schöpfkelle sei, eines jener Gefäße „zum Schöpfen aus dem Krater in den Becher, aus Schälchen mit langem Griff bestehend". (Vgl K. O. Müller, Handbuch der Archaologie der Kunst, § 298,2). Für den gottesdienstlichen Gebrauch desselben redet wohl die Verzierung des Griffes, wie das Ganze an die „cerealische Schwinge" erinnert, (Vgl. K. O. Müller, § 300,2) wenn auch nicht mit derselben verwechselt werden soll. Daß es griechisch-römischen Ursprungs sei, dürfte wohl kaum bezweifelt werden." Woher und aus welcher Zeit die Schöpfkelle stammt, dies zu wissen, kann wohl interessiren, liegt uns in mythologischer Beziehung aber ferne. Uns genügt, daß die aufgefundenen Alterthümer mit dem Gottesdienste in Verbindung standen und in einem Kegelgrabe an der mecklenburgischen Küste der Ostsee gefunden worden sind. Es wird somit wohl die mythologische Darstellung auch mit dem Urkultus unserer Ostseegegenden in Beziehung stehen. Ueber die Bedeutung der mythologischen Darstellung äußert sich A. Bartsch wie folgt: „Schwieriger bleibt die Deutung des Reliefs; zwar ist es auf den ersten Blick klar, daß es sich auf den Cultus jener hohen weiblichen Gottheiten bezieht, welche den Mittelpunkt des mystischen Dienstes der Geweiheten bildete; aber es ist uns keine so reiche Zusammendrängung von Attributen bekannt, als sie sich auf unserm Gefäße befindet, wenn sich dagegen auch nicht leugnen läßt, daß sich in den letzten Zeiten der römischen Republik die Culte der Demeter, der Rhea und der Cybele, des Bacchus und der Isis, der Fortuna, der Abundantia und der Hestia u. s. w. so sehr durchkreuzten, daß selbst die Alten, in der Entwicklung einer religiös-philosophischen Mystik begriffen, keine bestimmt abgegrenzte Vorstellung von der Personifikation dieser hohen Göttin hatten. Durch diese Vermischung der Ideen ist jene Fülle von Symbolen auf unserm Gefäße entstanden. — Die Grundidee ist freilich die der Rhea oder der Cybele; dafür reden die Mauerkrone, der Löwe und in Vergleichung mit dem bachischen Dienste, die Pantherköpfe und der Widderkopf. Aber diese Cybele ist nicht mehr die alte in der strenge abgegrenzten Gestalt und mit dem wilden Dienste der Handpauke. Es ist die Demeter (Ceres) als Allmutter, die „nährende Natur als Mutter" aufgefaßt; die magna mater, die allen Segen giebt, die Göttin der Mysterien. Daher die edle Würde und milde Ruhe in der ganzen mütterlichen Gestalt, welche auf der Erde steht; daher das Rinderpaar zu ihrer Rechten; zu ihren Füßen die Schöpfung: der fruchtreiche Baum, der Löwe aus dem Thierreiche, die Schlange oder der Fisch aus dem Wasserreiche, der Vogel aus dem Luftreiche. Steuerruder und Gesetzestafel symbolisiren Ordnung und Gesetz, welche die große Mutter brachte und beide auf die seltene, jedoch schon antike Darstellung der Todtengebeine gestützt, den Sieg der göttlichen Ordnung in der Welt über Tod und Vergänglichkeit, ein Sieg der durch die beiden Füllhörner über dem Steuerruder in allen seinen großen Folgen vorgestellt wird. Von dieser Seite aufgefaßt erscheint auch der caduceus (der sogen. Merkurstab) in der Hand der Demeter nicht ohne Bedeutung: als Zeichen des Segens und des Heils von den Göttern; und in dieser Bedeutung wird er auch,

Digitized by Google

wiewohl höchst selten, in der Hand weiblicher Gottheiten gesehen. Merkwürdiger Weise führt die Göttin neben dem caduceus in derselben Hand auch noch den Phallus, der, außer als ein Symbol der Fruchtbarkeit, auch noch im Hermesdienste (Hermes = Phallus) seine Bedeutung hat. — So scheinen die drei Ideen von Ordnung, Gesetz und Glück in Attributen, der Gestalt der Rhea beigegeben, vereint mit Hindeutungen auf den jüngern Dienst der Demeter in der blühendsten Kunstepoche Roms hinzudeuten. — Nach ungeschmälerter Wiedergabe der Darstellung des mecklenburgischen Gelehrten unterlasse ich nicht, gestützt auf die Unruh'schen Forschungen, eine abweichende Erklärung zu geben. Ich bin der Meinung, daß die auf dem Griff der Schöpfkelle dargestellte magna mater oder Altmutter nicht die Präsolarchin oder Sonnengöttin ist, welche in der römisch-griechischen Mythologie unter dem Namen Rhea, Kybele, Demeter, Ceres bekannt ist und im Norden den Namen Hel führt, sondern die Prälunarchin oder Mondgöttin (Artemis-Diana u. s. w.). Daß durch die besprochene mythologische Figur die Mondgöttin dargestellt werden soll, zeigt genügend das Rinderpaar zu ihren Füßen. Das Thierbild des Präsolarchen und der Präsolarchin (der Hauptsonnengottheiten) ist das Pferd. Der Irrthum des mecklenburgischen Forschers ist ein sehr verzeihlicher, weil die Präsolarchin (im Norden die Hel) im Sonnenzeitlaufe und im Sonnenkultus ganz dieselbe Stellung und Bedeutung hat, als die Prälunarchin (in der norddeutschen Sage die verwünschte Prinzessin, die weiße Frau u. s. w.) im Mondzeitlaufe und im Mondkultus. Beide repräsentiren die ersten 28 Tage im 30tägigen Monat, die Sonnengöttin am Tage, die Mondgöttin in der Nacht. Beide Göttinnen fungiren auch als Höllenfürstinnen; die Mondgöttin aber hatte bei vielen Völkern ein älteres Anrecht auf eine dominirende Stellung vor der Sonnengöttin. Die Mythen beider Göttinnen haben viele Aehnlichkeit und ebenso hat es auch ihre bildliche Darstellung. Die Mondgöttin feierte ihr Geburtsfest um Johannis, denn um diese Zeit wird das Mondlicht geboren, um stetig bis Weihnachten zuzunehmen; um Weihnachten dagegen erblickte der Tagesgott (Balder u. s. w.) das Licht der Welt, um seinen Siegeslauf zu beginnen. In Betreff der mythologischen Darstellung sagt der Mythologe Hirt: Wie Neptun dem Jupiter, so ist Ceres (die Präsolarchin, Sonnengöttin) dem Charakter der Juno oder Hera (der Prälunarchin oder Mondgöttin) nachgebildet; sie hat dieselbe hohe Gestalt und dasselbe Matronen-Ansehen" u. s. w. Im nördlichen Deutschland war die Mondgöttin zugleich Jahresgöttin und dominirte deshalb auch über den Sonnenzeitlauf. Dies deutet der Merkurstab in der Hand der Figur an. Die beiden Schlangen am Merkurstabe bezeichnen den vereinigten Sonnen- und Mondlauf im Jahre. Der Phallus in derselben Hand der Göttin ist Symbol der Fruchtbarkeit und hatte nicht allein im Hermesdienst, sondern auch im Molochs-, Baals- und Astarte-Kultus große Bedeutung. Es ist bereits davon die Rede gewesen, daß die Mondgöttin auch Geburtsgöttin war und besonders die schwangeren Frauen unter ihrem Schutze standen. Zur ihr in Beziehung als Liebesgöttin steht auch der Granatbaum. Der Granatapfel ist ebenfalls ihr Symbol. In der Rendsburger Sage sitzt die Prinzessin unter einem wilden Apfelbaum und klagt und weint um den Geliebten. Die Apfelbäume im unterirdischen Paradiese der norddeutschen Sage stehen sicherlich zu ihr in Beziehung. Sie ist Lebens- und Todesgöttin, darum führt sie Füllhörner wie Todten-

Digitized by Google

schädel und Todtengebeine als ihre Attribute mit sich. Wie jede Zeitgottheit in allen 4 alten Elementen hausend gedacht werden muß, so auch besonders sie: Sie hauset in Luft, Feuer, Wasser und in der Erde, vorzugsweise aber in Gewässern als Abgründen. Deshalb vielleicht hält sie das Ruder in ihrer Hand. — Sie beherrscht als Jahresgöttin die Tage, Wochen und Monate im Jahre. Der Löwe ist nach Unruh das Thierbild eines Repräsentanten des natürlichen Tages, einer Gottheit, die auch zugleich einen Jahresabschnitt vertrat. Der Widder war das Thierbild des Hauptwochengottes (Hermes, Merkur, Hönir u. s. w.) daher der Widderkopf vor den Füßen des Löwen. — Die Bacchusmaske paßt vortrefflich zum Bilde der Mondgöttin, denn Bacchus ist der Geliebte, um dessen Tod sie jammert und weint. Die Pantherköpfe deuten eine Gottheit an, die erst in den letzten 5 Tagen des Jahres im Zeitregimente auftritt, die von ihr als Jahresgottheit gleichfalls beherrscht wird. — Der Rand der Schöpfstelle scheint auf die Bedeutung der Mondgöttin als Vertreterin des Jahrhunderts hinzudeuten. Die beiden Jahresschlangen sind hier zu riesigen Drachen geworden, die das Jahrhundert vertreten. Daneben haben sicher die beiden Vögel ihre besondere Bedeutung. Im Jahrhundert herrscht neben der Mondgöttin, die am Johannismittag erscheint und so oft vergeblich nach Erlösung schmachtet und dann klagt, daß sie nun hundert Jahre warten müsse, bevor wieder ein Erlöser erscheine, der vielgenannte Thor-Donar, den Unruh als Präseptalibis bezeichnet und der in norddeutschen Sagen nach Unruh's scharfsichtiger Meinung als Räuber vorkommt, große Bedeutung. Auf ihn deuten vermuthlich die beiden phantastischen Vögel. Thors Thierbild ist nämlich nach Unruh der Phönix, der Ibis, die Rohrdommel oder ein ähnlicher den Phönix vertretender Vogel.

Da die Mondgöttin mit dem zu ihr gehörigen männlichen Gotte im Wendenlande so große Bedeutung hatte, so dürfen wir mit Recht vermuthen, daß die Namen dieser Gottheiten auch in historischen Berichten vorkommen müssen. Es ist dies denn auch der Fall und finden wir ihre Bildnisse auch in Arnkiels cimbrischer Heidenreligion Thl. 1 S. 84 in Gesellschaft des eselohrigen Sonnengottes Prone. Es sind dies die Siwa und der Radegast. Nach der Siwa, meint Arnkiel soll das Dorf Sipsdorf bei Oldenburg benannt sein. Sie wird nackt dargestellt, ihre Haare hangen rücklängs herunter bis ans Knie, in der rechten Hand trägt sie einen Apfel und in der linken eine Weintraube. Der Apfel kennzeichnet sie als die Mondgöttin, welche mit den unterirdischen Gärten der norddeutschen Sage in Verbindung zu stehen scheint. Radegast hat an der Brust ein Schild und in demselben einen Ochsenkopf, in der linken Hand trägt er eine Hellebarde und auf dem Kopfe einen fliegenden Hahn. Letzterer wird auch für einen die Flügel ausbreitenden Schwan oder gar für einen Adler gehalten. Es dürfte die Deutung des Vogels als Hahn, die richtige sein. Der Hahn verkündigt nächtlicherweile den kommenden Tag und gehört der Sonnenverehrung an. Dem dominirenden Mondgotte wird der Hahn als Attribut der Sonnenverehrung beigegeben sein. Daß solche Kombinationen der Abzeichen des Mond- und des Sonnenkultus existirten, beweist die Vorstellung, welche man vom Teufel im Volksglauben hat. 'Die Hörner auf dem Haupte und der Kuhschwanz gehören dem Mondgotte, der Pferde- und der Hühnerfuß dagegen dem Sonnen-

Digitized by Google

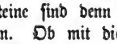
gotte an. Ueber die Bildnisse des Radegast und der Siewa sind auch die Abbildungen in Vollmers Mythologie zu vergleichen.

2. Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze „der Fund von Plön."

(Seite 45 dieses Jahrganges.)

Der Wunsch, den der geehrte Herr Verfasser am Schlusse seines Aufsatzes „der Fund von Plön" ausspricht, ist auch die Veranlassung zu den folgenden Bemerkungen gewesen. Möchten dieselben zu weiteren Nachforschungen anregen.

So interessant auch die Ausführungen des Herrn Verfassers in der Erklärung der Namen sind, so kann ich seinen Ansichten doch nicht beipflichten. Excursionen in das Keltische sind sehr gewagte Unternehmungen, weil sie in eine Gegend führen, die bis jetzt noch eine wissenschaftliche Wüste genannt werden muß. Sie waren im vorliegenden Falle auch gar nicht nöthig. Die Umgegend der Stadt Plön war ehemals im Besitze der Wenden. Plön, Preetz sind wendische Namen. Es liegt deshalb näher, anzunehmen, daß der Fundort des Bronzetopfes im großen Plöner See „up de Kamen" den Namen von den Wenden erhalten hat. Kamen oder Kamin heißt so viel als Stein. Der Name der Stadt Kamin in Pommern wird dieselbe Bedeutung haben. Die Bezeichnung up de Kamen führt also in der That auf Steine, aber auf einem anderen Wege als auf dem, welchen der Herr Verfasser des Aufsatzes betritt. Steine sind denn ja auch in größerer Anzahl auf der gedachten Untiefe vorhanden. Ob mit diesem Umstande aber ein Heiligthum und gar ein keltisches in Verbindung gebracht werden kann, lasse ich dahingestellt sein. Augenscheinlich sind die Steine nicht von Menschenhand, sondern durch Naturgewalt an jene Stelle gebracht.

Was dann das Bronzegefäß anbetrifft, so ist dasselbe in dem Aufsatze richtig beschrieben. Nur die Inschrift ist nicht richtig wiedergegeben. Am oberen inneren Rande stehen die Zeichen  . Der Gießer hat dieselben ziemlich nachlässig in die Form eingeritzt. Auch hier kann ich mich mit der keltischen Erklärung des Herrn Verfassers nicht befreunden. Meines Erachtens müssen wir in den Zeichen die Buchstaben I K und einen Wappenschild oder eine Hausmarke erblicken. Nehmen wir an, daß das mittelste Zeichen eine Haus- oder Fabrikmarke bedeutet, so gehörte sie dem Gießer. Bronzegrapen mit ähnlichen Marken befinden sich im Kieler Museum. Sollte das Zeichen aber als Schild erklärt werden können, so hätten wir den Wappenschild der Stadt Lübeck vor uns. Die letztere Annahme erscheint mir als die wahrscheinlichste. Lübeck war die nächste Stadt, welche zuerst den Bronzeguß pflegte. Viele der dreifüßigen grapenartigen Taufgefäße unserer Kirchen werden in Lübeck oder von Lübeckern gegossen sein. In der Kirche zu Sieck, Propstei Stormarn, steht ein solcher Taufgrapen mit der Inschrift: Magister A. Gherardus fecit me, cujus anima et hinrici Wlwetes requiescant in pace und dem Zeichen . Jene Kirche soll am Ende des 13. Jahrhunderts erbaut sein. Meister Gherardus mag ein Lübecker gewesen sein und den Lübecker Wappenschild als seine Fabrikmarke gebraucht haben. Wer mit der Geschichte der Lübecker

Digitized by Google

„Grapengeter“ vertraut ist, könnte Auskunft darüber geben, während welcher Zeitdauer die Lübecker Grapengeter den Wappenschild der Stadt als Marke geführt haben und so dazu beitragen, das Alter unseres Topfes festzustellen. Das Möllner Taufbecken, welches im Jahre 1509 gegossen ist, trägt ebenfalls das Wappen der Stadt Lübeck. Hier ist dasselbe aber schon mit dem Doppeladler des römischen Reiches geziert. Wann mag die freie Reichsstadt Lübeck angefangen haben, den Doppeladler zu führen?

Möge es mir auch noch erlaubt sein, über die Bestimmung des Topfes meine Ansicht zu äußern.

Als Getreidemaß dürfte derselbe nicht gedient haben. Die Form spricht dafür, daß er auf dem Feuer gebraucht werden sollte. Drei hohe Füße, weite Ausbauchung und der nach Außen gebogene obere Rand, welcher das Einschlagen der Flammen verhinderte, waren so praktische Einrichtungen für ein Kochgefäß, daß sie sich aus der allerältesten Zeit her so lange erhalten haben, als man offene Feuerstellen gebrauchte. Noch jetzt sind die Leimtiegel der Tischler, welche Spahnfeuer benutzen, von gleicher Gestalt. Solche Form ist für ein Getreidemaß, welches leicht das zu Messende aufnehmen und ausgießen soll, ungeeignet die beiden spitzwinkeligen Henkel des Topfes zeigen überdieß kleine glatte Einschnitte, welche herrühren mögen von der Reibung eines Henkelbogens.

Alte Abbildungen belehren uns, daß man solche Topfformen, noch im 14. und 15. Jahrhundert im häuslichen Gebrauche gehabt hat.

Plön. Kinder.

Anmerkung: Zur Rechtfertigung des Herrn Rabe muß bemerkt werden, daß ihm auf seine Bitte durch den Auffinder des Grapens, Herrn Schwarten, unterm 17. Oct. 1886 die Zeichen der Inschrift gerade so übermittelt wurden, als sie zum Abdruck gelangt sind. Unterm 22. Febr. 1887 theilt derselbe dagegen auf nochmalige Anfrage mit, daß die Zeichen nach Reinigung des Gefäßes sich anders gestalteten und zwar so, wie sie in der Berichtigung des Herrn Bürgermeister Kinder, für welche nochmals gedankt wird, zur Mittheilung gelangen. — Ueber die Ableitung der Bezeichnung „Kamen“ theilt auch Herr W. v. Schulenburg gütigst Folgendes mit: „kamon heißt im Slavischen der Stein, kamene die Steine, mithin „up de Kamen“ auf den Steinen. Der Name stammt also aus wendischer Zeit. Nach den Angaben hiesiger Zeitungen scheint es, als wäre das Gefäß mittelalterlich.“ — Nach einer andern Deutung des Namens der Fundstelle wäre an Kaven, von Kaben = Koben zu denken.

Die Ableitungen der Ortsnamen aus dem Keltischen sind allerdings gewagte Unternehmungen, jedoch dürfte dies wohl, abgesehen von dem obigen Falle, auch von den wendischen Ableitungen gelten. Sowohl die Ortsnamenerklärungen aus dem Wendischen als aus dem Keltischen gehen auf eine vormalige Bevölkerung zurück, nur mit dem Unterschiede, daß die wendische Urbevölkerung der Elb- und Ostseegegenden geschichtlich leichter nachweisbar ist. Es dürfte aber noch sehr der Aufklärung bedürfen, in welchen verwandtschaftlichen Verhältnissen die Sprache der Elb- und Ostseewenden zu den deutschen, slavischen und keltischen Mundarten steht. Ferner scheint die Frage, in welchem Verhältnisse sprachlich die Kimbern, deren Vorhandensein doch ebenso wie die der Wenden, geschichtlich bezeugt ist, zu den

Digitized by Google

Deutschen, zu den Ostsee-Wenden und zu den Kelten standen. Herr Rabe hat sich, wie viele Andere auch, eingehend mit dem Keltischen befaßt und aus dem Keltischen manche Aufklärung gebracht, es würde für die Leser unserer Zeitschrift ganz gewiß sehr anregend sein, wenn wir auch einen Vertreter des Wendischen für unser Blättchen hätten. Wahrscheinlich jedoch dürften unter den Lesern des Blattes Kundige sein, die uns sagen können, zu welchen literarischen wendischen Quellen wir uns bei Erklärung der Ortsnamen zu wenden haben. Wie es scheint, haben bisher verhältnißmäßig wenige Namen ihre Deutung aus dem Wendischen gefunden, wogegen das Keltische in viel ausgiebiger Weise benutzt worden ist. Nach der gewöhnlichen, herkömmlichen Darstellung haben alle arischen Völker dereinst in Asien sozusagen unter einem Dache gewohnt und glaubt man sich fast einzig darum berechtigt, Namen aus dem Urbestandtheil der arischen Sprachen zu erklären. Dieser Ansicht gegenüber sucht eine andere sich neuerdings Geltung zu verschaffen, nach welcher zwar ein gemeinschaftlicher sprachlicher Urbesitz nicht geleugnet, aber ein hauptsächliches Gewicht darauf gelegt wird, daß zu verschiedenen Zeiten sprachlich verschiedene Völker über einander hergefallen sind und sich so überall Volksschichtungen bildeten. Letzteres kann wohl auch nicht geleugnet werden, wie z. B. offenkundig ist, daß das englische Volk eine keltische Grundlage hat, darüber aber sich das Römische und das Angelsächsische gelagert haben. Offenbar hat sich jede Sprache durch Volksschichtungen gebildet und hat jede Sprache Beeinflussungen von außen her erfahren. Die Ortsnamen entzogen sich in ihren Urbestandtheilen dieser Beeinflussung am hartnäckigsten und wurden deshalb unverständlich. Es scheint, als wenn sich gegen diese Wahrnehmung manche Gelehrte und Forscher mehr sträuben als im Interesse der Ortsnamensforschung liegt.

Schließlich erlaube ich mir auf die Grapenfunde zurückzukommen und nach einer von geschätzter Seite zugehenden Mittheilung noch Folgendes zu bemerken:

Im vorigen Jahre wurden auch gefundene metallene Grapen gemeldet, einer aus dem Wattenmeer zwischen Nordstrandischmoor und Hamburgerhallig, einer aus Nortorf und einer von St. Margarethen. Ersterer und letzterer sind mit Haus- oder Fabrikmarken versehen. Es sind solche Funde keines selten und hat der Plöner Grapen somit mehr Beachtung gefunden, als er verdiente. H.

3. Fiölsvinnsmál*).

(Lied vom Jahresfeste des Bardenstuhles.)

Unter Zuhülfenahme des Keltischen übersetzt von A. Rabe.

[Keltische Verhältnisse und Einrichtungen bilden den Hintergrund des nachfolgenden Gedichtes.

Vor der Umfriedigung eines mit einem Heiligthume, einer Cultusstätte, verbundenen Sitzes der Wissenschaft, einem Bardenstuhle, erscheint an dem Jahresfeste des Stuhles, einem Festtage, an dem höchstwahrscheinlich der Stuhl neue Mitglieder aufnahm, ein Fremder im Gewande eines Kriegsmannes und wird von dem Wächter desselben in unfreundlicher Weise fortgewiesen. Der Fremde verweist

*) Herr Rabe scheint in gegenwärtiger Uebersetzung die erste für gewöhnliche Leser verständliche zu bringen. Es werden kundige Leser deshalb gebeten, der Arbeit des Herrn Rabe, trotz der Benutzung des Keltischen, Beachtung zu schenken. H.

Digitized by Google

dem Wächter sein unliebenswürdiges Betragen und erklärt, nachdem sich der Wächter als ein Mann, Mitglied des Wissenschaftsstuhles (Fiölsvidr)[1] zu erkennen gegeben und von sich gerühmt, daß er klugen Sinnes sei, hier an diesem Orte der Wissenschaft wolle er den Gesetzen der Wissenschaft lauschen. Von Fiölsvidr hieraufhin aufgefordert, sich über seine Herkunft auszuweisen, nennt er sich Sohn eines Philosophen (Vindkaldr)[2] und legt nun demselben eine Reihe von Fragen vor, welche ihm dieser beantwortet. Aus diesen Antworten erfährt der Fremde unter Anderem daß hier Menglöd ihren Sitz habe, daß keiner ihr nahen dürfe außer Svipdagr und daß dieser sehnlichst von ihr erwartet werde. Der Fremde giebt sich schließlich als den erwarteten Svipdagr zu erkennen und wird von Menglöd als der Langersehnte voller Freude empfangen; die Braut empfängt den Bräutigam, um sich fernerhin nicht mehr von ihm zu trennen. Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt unseres Gedichtes. Nun zur Deutung.

Menglöd ist die personificirte Wissenschaft.[3] Sie wird als verlobte Braut des Svipdagr und dieser, der kathedrirte Barde und Lehrer,[4] als ihr Bräutigam gedacht, mit dem sie sich nach langer Trennung für immer vereinigt. Das ist dichterisch gedacht und gesprochen. In nüchterner Prosa würde sich die Sache so gestalten: Svipdagr wird in der Lehranstalt, vor deren Umfriedigung er verkleidet als ein Fremder erscheint, seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhalten haben. Um dieselbe zum Abschluß zu bringen, ist er hinausgegangen, andere Meister der Wissenschaft zu hören und von ihnen zu lernen. Nach langer, langer Abwesenheit kehrt er als kathedrirter Barde und Lehrer von Ruf zu dem Bardenstuhle zurück, dem er seine erste Ausbildung verdankt, und an dem er von jetzt ab der Wissenschaft leben und für dieselbe als Lehrer wirken will. Die Mitglieder des Bardenstuhles wissen um sein Kommen und erwarten ihn. Er kehrt endlich zurück, mystificirt den Wächter, giebt sich endlich als der Erwartete zu erkennen und wird von den Gelehrten des Stuhles voller Freude als ein Ebenbürtiger empfangen, um von nun an hier an dieser Stelle der Wissenschaft (Menglöd) sein Leben und Streben zu weihen. Damit hat Svipdagr das Ziel, nach dem er gerungen, dem er mit allen Kräften nachgestrebt, erreicht. Er ist ein Meister der Wissenschaft geworden, die Wissenschaft hat sich ihm, den unermüdlich Ringenden, zu eigen gegeben. Der Gelehrte (Svipdagr) darf die Braut, die sich nur dem Würdigen zu eigen giebt, als Gattin heimführen.]

1. Von außerhalb der Umzäunung her
Er[5] sah herauskommen
Einen Anführer[6] zum Sitze des Oberpriesters.[7])

Wächter:

„Königsfreund, Landspäher,
Lakaienseele Du, hinweg von hier!
Ehrerbietung, Mann! Hier [ist] der Aufenthaltsort der Poeten, der Priester. —

[1]) Vergl. die Anmerkung zu Strophe 4. — [2]) Vergl. die Anmerkung zu Strophe 6. — [3]) Vergl die Anmerkung zu Strophe 8. — [4]) Vergl. die Anmerkung zu Strophe 42. — [5]) Der Wächter. — [6]) Also ein Kriegsmann. (Vergl. Strophe 4). — [7]) Wörtlich: „Mann des Gerichtsfeuers." Ich habe das Wort durch Oberpriester wiedergegeben, weil die Gerichtsbarkeit überhaupt in den Händen der Priester (Druiden) lag; einem größern Gerichtssprengel — und hier war wohl der Mittelpunkt eines solchen — stand aber ohne Zweifel ein Oberpriester vor.

Digitized by Google

2. Was ist das für ein dunkles Atom,
Das steht vor der schützenden Umzäunung
Und irrt um das Feuer, das Feuerhaus? [1])
Was suchst Du?
Oder was? — Du, Du bist auf Kundschaft! —
Oder was willst Du, Heimatloser, wissen?"

Der Fremde:

3. „Was ist das für ein dunkles Atom,
Das steht vor der schützenden Umzäunung
Und bietet nicht dem Wandrer Obdach, gastliche Aufnahme? —
Hebe Dich weg, abgelebter Held,
Der Du freundlicher Worte bar,
Und halt Dich zu Hause!"

Wächter:

4. „Fiölsvidr [2]) heiße ich,
Und ich bin klugen Sinnes,
Doch nicht bin ich meines Helden Narr;
Innerhalb der Umzäunung
Du kommst hier niemals,
Und nun zieh, Du Freund des Blutvergießens, [3]) Deine Wege!"

Der Fremde:

5. „Höre! [4]) Mann des Spottes,
Mann der Wissenschaft, [5]) Meister des Verstandes [6]) beim Heiligthum:
Wo Kenntniß [zu finden], wo der Meister der Dichtkunst, wo eine Gemeinschaft friedlicher Menschen [7]) zu sehen,
Wo der Raum zu glänzen scheint
Von goldner Wissenschaftsrede,
Hier will ich den Gesetzen der Wissenschaft lauschen."

Fiölsvidr:

6. „Sag Du mir: Wem
Bist Du Jüngling [8]) entsprossen,
Oder welcher Männer Verwandter bist Du?"

Der Fremde:

Vindkaldr [9]) ich heiße,
Varkaldr [10]) (Valkaldr [11]) hieß mein Vater,
Dessen Vater war Fiölkaldr. [12])"

7. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wer hier regiert
Und die Macht hat
Von Rechts wegen und die prächtige Wohnung?"

---

[1]) Oder: „Und irrt um die Feuerpfanne?" Diese Zeile bezieht sich jedenfalls auf das heilige Feuer, dessen Unterhaltung den in Strophe 35 erwähnten Vestajungfrauen oblag. — [2]) Fiölsvidr = Mann des gelehrten Sitzes, des Wissenschaftssitzes, des Wissenschaftsstuhles. — [3]) Des Blutbades, der Schlacht. — [4]) Wörtlich: Ohrengebrauch! — [5]) Wörtlich: Kenntnißmann. — [6]) Meister des Witzes, des Urtheils, der vernünftigen Rede. — [7]) Unter der Gemeinschaft friedlicher Menschen sind hier die Priester, die Barden und deren Schüler zu verstehn. — [8]) Bursche, Mann. — [9]) Vindkaldr = Philosophensohn, oder: Sohn eines Astronomen. — [10]) Varkaldr = Arzt. — [11]) Valkaldr = Philosoph. Valkaldr bezeichnet also einen Gelehrten im Allgemeinen, während Varkaldr den Gelehrten genauer als einen Gelehrten auf dem Gebiete der Heilkunde kennzeichnet. — [12]) Fiölkaldr = Poet, Dichter.

Digitized by Google

Fiölsvidr:

8. „Menglöd [1]) heißt sie,
Auch Göttin, Mutter des Lichtstrahls;
Mit milder Macht des stummen Gestirns Söhne [2])
Sie hier regiert
Und hat die Macht
Von Rechts wegen und die prächtige Wohnung."

Vindkaldr:

9. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie heißt der Zustand der Reife, [3])
Der mit Kenntniß verleiht
Menschen eine höhere Erleuchtungssprache [4])?"

Fiölsvidr:

10. „Klarer Blick [5]) heißt er,
Auch Geisteslicht dreier Wissenschaften,
Der Grundweisheit Sprößlinge; [6])
Guter Leiter [er], fest, werth,
Eine getreue, gute Macht jedem,
Der Erleuchtung hat vom Hügel. [7])"

Vindkaldr:

11. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie die schätzbare Weise des Forschens heißt,
Die mit Kenntniß verleiht
Menschen eine höhere Erleuchtungssprache?"

Fiölsvidr:

12. „Unverdrossene Sorgfalt bei Auswahl des durch die Beobachtung entdeckten Wahren,
Und ich habe sie gewonnen
Aus der genauen Beobachtung der gewaltigen Gesetze des regellos Unendlichen.
So habe ich mich emporgeholfen,
Und diese Sorgfalt werde ich beobachten
Immer so lange ich lebe."

Vindkaldr:

13. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie die großen Vortheile heißen,

---

[1]) Menglöd = Geheimniß der Lippe. Menglöd ist die personificirte Wissenschaft und ihr Name insofern ein sehr passend gewählter, da die Wissenschaft bei den Kelten nicht schriftlich, sondern mündlich übermittelt wurde. — [2]) Die Menschen. — [3]) Zustand der Geistesreife, Grad der Bildung. — [4]) Unter Erleuchtungssprache muß hier wohl die Sprache der Poesie verstanden werden; wurden doch die Lehren der Wissenschaft bei den Kelten zumeist im Gewande der Poesie überliefert, um sie behaltbarer zu machen. — [5]) Schärfe des Verstandes. — [6]) Diese drei Wissenschaften waren: Seelenlehre, Weltlehre, Gotteslehre. Eine keltische Triade drückt sich darüber folgendermaßen aus: Drei Zweige der Weisheit giebt es: Weisheit in Beziehung auf Gott; Weisheit in Beziehung auf jeden Mitmenschen; Weisheit mit Beziehung auf sich selbst. — [7]) Der Unterricht, den die Barden ertheilten, wurde von einer Erhöhung auf Rasengrund, um die ein Kreis von Steinen gelegt war, ertheilt. — [8]) Methode.

Digitized by Google

Die den Ungeschicklichkeitsmann [1]) treiben,
Den Freund der Kunst [2]) durch böse Sorge, bösen Hunger? [3])"

Fiölsvidr:

14. „Belehrung [4]) heißt der eine
Und Kunst des Nachdenkens der andere.
Willst Du kennen lernen [5])
Die milde Wahrheit, den Geist des Seins,
[Und] die sie wahren
Zeit ihres Lebens?!"

Vindkaldr:

15. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob sei irgend ein Mann,
Daß er mag hineinkommen,
Während jene, die Bezirksversammlung leitenden Männer [6]) schlafen?"

Fiölsvidr:

16. „Ungehorsam, Faulheit [7])
War ihnen sehr gute Vorschrift des Verhaltens,
Seit ihnen war des Sonnengottes Licht [8]) vertraut;
Einer schützt die Thür in der Nacht,
Ein Andrer am Tage,
Und so kommt Niemand ein, wann er auch kommt."

Vindkaldr:

17. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob sei irgend ein gutes Streben, [9])
Welches Menschen haben
Und laufen hinein, so lange das Heiligthum Wohnsitz der Wissenschaft [10])?"

Fiölsvidr:

18. „Böse Dummheit, düstre Lüge, beide
Liegen in dem Faulen.
Ich will Dir sagen:
Das Erlernen der Wissenschaft [ist] gutes Streben
Bei jenen vom Erdenweibe
Und laufen hinein, so lange das Heiligthum Wohnsitz der Wissenschaft."

Vindkaldr:

19. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie der Gifttrank [11]) heißt,

---

[1]) Den Ungebildeten. — [2]) Der Wissenschaft. — [3]) Diese Stelle bezieht sich wohl auf den Umstand, daß die Jünglinge, welche sich der Wissenschaft widmen wollten, oft weite Reisen zu unternehmen hatten, um an den Ort zu kommen, wo sich ein Lehrstuhl der Wissenschaft befand. — [4]) Wörtlich: Ungeschicklichkeitszurechtweisung. — [5]) Oder: „Möchtest Du kennen lernen ꝛc.", oder: „Du möchtest wohl kennen lernen ꝛc." — [6]) Hierunter sind die Lehrer (Meisterbarden), welche gleichzeitig die zu bestimmten Zeiten stattfindenden Bardenconvente zusammenberiefen und leiteten, zu verstehen. — [7]) Der Schüler, Jünger. — [8]) Die Weisheit, die Wissenschaft. — [9]) D. h. ob das Streben nach wissenschaftlicher Bildung ein gutes, ein lobenswerthes sei. — [10]) Oder: Und laufen hinein, so lange jene Plätze (Sitze) der Wissenschaft [da sind]. — [11]) Wörtlich: Todeswasser.

Digitized by Google

Welcher durchdringt
Alle Körperkräfte und viele Nerven?"

Fiölsvidr:

20. „Mimameidr [1]) heißt er;
Der Mann, das Weib wissen
Aus welchem Holz [2]) er kommt.
Wisse, daß er Mordgabe,
Welche das Verderben des fleischlichen Umgangs, das Ende des Anfangs,
Menschenfeind er, Geschlechtsverheerer, nicht Geschlechtsbeistand."

Vindkaldr:

21. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Was aus der Unglücksgabe hervorgeht
Dieses von innen her so kräftigen Baumes,
Wenn er nur Menschenfeind, Geschlechtsverheerer, nicht Geschlechtsbeistand?"

Fiölsvidr:

22. „Von seinem Giftzweig
Wird zum Feuer getragen
Für schwangere Weiber;
Heraus wird geworfen,
Das sie innen behalten sollten;
So ist er der Menschheit schreckliches Unglück."

Vindkaldr:

23. „Sag Du mir Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie das böse Gift heißt,
Das da steckt in jenem bewirkenden Baum,
Generationsverheerer es neben dem kostbaren Golde?" [3])

Fiölsvidr:

24. „Vidhofnir [4]) heißt es,
Und es kommt her, eine schlummernde Macht,
Aus des Baumes Zweigen;
Verwüstungsursache, Glückstod,
Volksverheerer es: das kostbare Gold, der Sadebaum [5])
Böse Verwandte, Gaben düstrer Art."

Vindkaldr:

25. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob sei irgend eine Waffe,
Welche könnte das böse Arzeneimittel der liederlichen Dirne (Vidhofnir)
Niederstürzen zum Sitze Hels?"

---

[1]) Mimameidr = Kindermutterkummer; Kindermutter = Hebamme. Eine Rechtfertigung dieser überaus treffenden Bezeichnung darf wohl als überflüssig wegbleiben. — [2]) „Holz" hier für „Baum". — [3]) Das Gold wird hier Generationsverheerer genannt, weil es so häufig die Veranlassung zu blutigen Kämpfen war. — [4]) Vidhofnir = böses, nichtswürdiges Arzeneimittel der liederlichen Dirne. — [5]) Juniperus Sabina. Die Rinde von den Zweigen dieses Baumes ist noch heute als Abortivmittel beim Volke bekannt und — im Gebrauch.

Digitized by Google

Fiölsvidr:

26. „Ehrbare Mannesliebe heißt sie,
Und sie [ist] Vergnügungsfülle kleiner Lippe, eine theure Freundin des Mädchens,
Für die Seele die große Sonne hienieden.
In Ehrerbietung, Geschlechtsfortdauer, Geschlechtsfortpflanzung
Liegt sie — das Geschlechtsglück [ist] der Zauber des Wollustgeheimnisses [1]) —
Und hält die ehrbare Scham, das Himmelsfeuer, heilig."

[1]) Des Wollustglückes.

(Fortsetzung folgt.)

4. Kleine Mittheilungen.

1. Folgende Notiz, die ich im Theatr. Europ. V., S. 1093 fand, dürfte sich vielleicht zur Veröffentlichung eignen.

Erschrecklich ist es zu hören, was sich am 3. Monatstage des Martii mit einem Weibe Namens Ida Glausen (Klaussen?) in einem Flecken Mydsby (?) nahe bei Flensburg im Herzogthum Schleswig zugetragen hat. Dieselbe hatte für eine Frau in gedachter Stadt Flensburg etwas an Garn gesponnen, und, als sie solches nach ihr gebracht, nicht allein den gebührenden Spinnlohn, sondern auch aus Barmherzigkeit noch zwei gebackene Hausbröte dazu bekommen. Als sie nun auf dem Wege wieder nach Hause zu gehen an einen Bach kommt, worüber sie trockenen Fußes nicht kommen kann, hat sie von vermeldeten zwei Bröten eins ins Wasser geworfen und ist mit einem Fuß darauf getreten. Als sie nun auch das andere als Stütze ihres Fußes in dem Bache gebrauchen will, ist sie bis zur Hälfte des Körpers ins Wasser gesunken, dergestalt, daß sie Tage und Wochen lang in solcher Position hat zubringen müssen, weil sie nicht rück- noch vorwärts gekonnt hat, was viele tausend Menschen, die von Hamburg, Lübeck, und von andern Orten mehr dahin gereist waren, zu nicht geringer Verwunderung erblickt haben. —

Solches vermeldet uns aus dem Jahre des Heils 1657 das bekannte und namentlich durch Merians Kupferstiche berühmte Theatrum Europaeum. Man sieht leicht: der Gedanke, der dieser Sache zu Grunde liegt, ist der nämliche, wie bei ähnlichen in Lübeck beheimatheten: „Man soll nicht mit dem Brot spielen oder spotten!" — wogegen allerdings aus den Kriegszeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts berichtet wird, daß die Franzosen sich aus dem ihnen in Sachsen gereichten Kommißbröten Ueberschuhe angefertigt hätten, wobei indeß (nach deutscher Weise leider!) die Rheinbundstruppen getreue Nachahmer gewesen wären! —

Da im Briefkasten dieses Blattes um Mittheilung von Sagen u. dgl. gebeten wird, habe ich mit dieser Notiz nicht zurückhalten wollen, indem ich verbleibe

Altona. Lieboldt, Pastor.

(Mittheilungen wie vorstehende sind den Lesern des Blattes sehr willkommen und bittet die Redaction sehr um derartige Einsendungen. Die Heilighaltung des Brotes, Mehles u. s. w. war in früherer Zeit viel größer, als in neuerer. So z. B. entstand allgemeiner Unwille, als man begann, die Wäsche mit Amidam zu steifen. Sagen wie vorstehende haben aber nicht darin einzig ihren Ursprung. Im Wendischen bedeutet brody Ueberfahrt und Fuhrt. „Ten brod ist der wendische und überhaupt allgemeine slavische Ausdruck für Fuhrt." (Buttmann, die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen.) — Das Brot hat aber auch mythologische Beziehung gehabt, so z. B. wenn Prof. A. Kuhn von Hirtenknaben berichtet, daß sie Kugeln aus Schwarzbrot und Weißbrot oder aus Käse und Brot hinter einander einen Hügel hinabrollten und dabei riefen: Loop Düwel, uns Herrgott kömmt di achter na; ebenso wenn vom Kegelspiel mit Brotkugeln erzählt wird. Selbst die Kugel aus Butter

Digitized by Google

wird in gleicher Weise erwähnt. In solchen Sagen vermuthet Kuhn mit Recht mythologischen Bezug. H.)

2. Localnamen der Thiere. (Zu Nr. 1, Band 4, Jahrg. 6). Gluck, gluck = Huhn. Schlick, schlick = Ente. Mille, mille oder mulle, mulle oder mitze, mitze = Katze. So bei uns im nördlichen Theil von Schwaben. Ob in Oberschwaben und bayerisch Schwaben ebenfalls so, ist mir nicht bekannt.

Stuttgart. E. Görlach.

3. Würfelspiel. Daß unsere Altforderen dem Würfelspiel in hohem Grade ergeben waren und in leidenschaftlicher Erregung Gut und Blut, selbst die heißgeliebte Freiheit „verknobelten", ist uns als „Treppenwitz der Weltgeschichte" hinreichend bekannt. Daß aber dieses Spiel ehemals viel komplicirter als jetzt aufgetreten, dürfte nicht so leicht anzunehmen sein. Ich schließe diesen Umstand aus der Anschauung eines ehemaligen „Knobels". Ich nenne das Ding so, denn ein Würfel ist es nicht, zeigt vielmehr 26 Flächen, nämlich 18 gleiche Quadrate und 8 gleichseitige Dreiecke. Die letzteren sind ohne jede Bezeichnung; dagegen zeigen die Quadrate die Zahlen von 1—12 in den bekannten Augen und die übrigen 6 Quadrate sind mit Buchstaben versehen. Der eine Quadratgürtel trägt die Inschrift:

LS — Zahl — ND — Zahl — TA — Zahl — NH — Zahl.

Der zweite Quadratgürtel, der senkrecht zu dem ersteren steht, also zwei Buchstaben-Flächen gemeinsam hat, zeigt:

NG — Zahl — (NH) — Zahl — SZ — Zahl — (ND) — Zahl.

Dieser Vielflächner befindet sich im Besitze des Herrn Organisten Rahlf in Ahrensburg, wurde im Dienstgarten, welcher der Kirche gegenüber liegt, ausgegraben und stammt vielleicht aus dem 30jährigen Kriege. Der Würfel ist aus schwarzem (Speck-) Stein gefertigt und ist bedeutend größer als die jetzigen. Genannter Herr und ich wären sehr erfreut, wenn uns ein Leser dieser Zeilen den Sinn der Buchstaben deuten könnte.

4. Mönkenbänd. Es ist das der Name für eine Koppel des jetzigen Gemeindevorstehers in Klein-Hansdorf, welche an der alten Hamburg-Lübecker Landstraße liegt, zugleich aber eine merkwürdige Stellung dadurch einnimmt, daß sie an die Feldmarkgrenze von Bargteheide, Delingsdorf und fast an die des adligen Gutes Ahrensburgs stößt. Jedenfalls stand dort eine „Mönchs-Bude"; es hat sich aber weder eine mündliche noch schriftliche Ueberlieferung erhalten.

Es ist nicht anzunehmen, daß hier ein einzelner Mönch seine Zelle baute, der Ort eignete nicht zur Einsamkeit. Mir will es wahrscheinlicher vorkommen, daß die fromme Brüderschaft des Rheinfelder Klosters hier eine Zoll- oder Wegegeld-Station errichteten, als der Ahrensburger Hof in ihrer Hand war. — Wie könnte man anders deuten? L. Frahm.

5. Ich lese im Urdsbrunnen auf Seite 63 dieses Jahrganges alte Reime, für welche ich von meiner längst vorstorbenen Schwiegermutter eine andere Lesart habe:

„Eine kleine weiße Bohne
Wollte mal nach Engelland,
Engelland war zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen.
Klipp! Klapp! Käsenapp!
Morgen ist es Sonntag.
Da zieh ich meine Stiefel an,
Reise bis nach Amsterdam,
Von Amsterdam nach Hause.
Wollt Ihr wissen, wer ich bin?
Ich bin Amstels Tochter,
Die so schöne kochen kann.

Digitized by Google

Kauf ich einen Kalbeskopf,
Thu' ein wenig Butter dran,
Ei, das schmeckt so schön!"

Des Fernern theile ich Ihnen mit, daß wir in unserer Jugendzeit uns gegenseitig einen Schwur leisteten, dessen Ursprung ich auf Donar zurückführen möchte. Jetzt, circa 36 Jahren später, schwört kein Junge mehr so; die jetzige Generation hat es total vergessen. Die Formel des Schwures lautete: „Beim hohen Himmels Feuerstein, meine Seele soll verbrennen."

Braunschweig. Albert Rieß.

6. Die Propstenweele. In Lehe bei Lunden am Lundener Koogsdeich liegt eine jetzt nahezu zugewachsene Weele, die vor vielen, vielen Jahren bei einer großen Sturmfluth entstanden ist und den merkwürdigen Namen Propstenweele führt. Von derselben hat man interessante Sagen. Hier, so wird erzählt, stand einst ein großes schönes Schloß mit kupfernen Pforten, und wenn man dieselben Abends zugemacht, hat man den Schall über eine Meile weit hören können. Das Schloß aber ist gänzlich versunken und noch jetzt ist es hier bei der Weele nicht recht geheuer. Bald läßt sich hier ein Pudel mit großen glühenden Augen sehen und bald ein weißes gespenstisches Pferd. Einst gingen mehrere junge Leute aus Lehe nach Preil zum Jort (Tanzvergnügen), und als nun das weiße Pferd sich sehen ließ, schwang einer sich auf dasselbe und — sofort stürzte sich das Roß mit dem Reiter über Hals und Kopf in die Tiefe der Weele hinab. Ferner hört man hier eine Stimme, die da ruft: „De Tied un Stund' is daer, awer dat Kind is noch nich(t) hier" (Die Zeit und Stunde ist da, aber das Kind ist noch nicht hier). Gleich darauf erscheint dann eine Frau mit einem Kinde, das aus der Weele trinken soll und ..... Hier bricht die Sage ab. Sie genügt aber, um erkennen zu können, daß dort unten im Schlosse die Todesgöttin wohnt, welche die Menschen in ihr unterirdisches Reich zu locken sucht, wo der Höllenhund vor dem Eingange die Wache hält. Daß weiße Roß ist sicherlich das Pferd der Todesgöttin, auf das sie reitet, wenn sie auf der Oberwelt weilt und das nur sie allein besteigen darf; thut es aber ein Mensch, so ist er dem Tode verfallen. (Aehnliche Sagen finden sich häufig in Mecklenburg, Pommern u. s. w.)

7. Eine alte Prophezeihung. Der Prediger in Weddingstedt in Norderdithmarschen muß jeden Sonntag in dem Kirchengebet speciell für die Dörfer Weddingstedt und Osterohe beten, wofür er jedesmal 4 Schillinge (jetzt 30 Pfg.) erhält. Es wird diese merkwürdige Sitte zurückgeführt auf die Weissagung einer Zigeunerin, wonach diese beiden Dörfer durch eine Feuersbrunst total zerstört werden sollen. Nach anderer Version soll ein Zigeuner kurz vor seinem Tode gesagt haben: „So gewiß als mein Sarg mit dem Leichenwagen niederbrechen wird, so gewiß werden Weddingstedt und Osterohe durch Feuer untergehen". Und obwohl man nun den stärksten Wagen nahm, der in Osterohe aufzutreiben war, so brach derselbe dennoch, und nun glaubte man das Unglück nur dadurch abwenden zu können, daß man den Prediger beauftragte, allsonntäglich für diese beiden Dörfer speciell zu beten.

Dahrenwurt. H. Carstens.

5. Briefkasten.

Eingegangen: Wiben Peter von Herrn L. F. in R. — Unterird. in Revenstedt von Herrn H. in J. — Inschriften des Ruhenthaler Steines von Herrn R. in B. — Dithmarsische Märchen-Literatur von Herrn C. in D. — Den geehrten Einsendern herzlichen Dank! Für die Notiz betr. Nobiskrug erbittet sich Erlaubniß zur Verwendung in einem demnächst folgenden Artikel. H.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 6. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1. Mythologische Streifereien. 2. Friedrich der Große in der Sage. 3. Fiölsvinsmál. 4. Kleine Mitteilungen. 5. Literarisches. 6. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Mythologische Streifereien.

Von F. Höft.

9. Urstier, Moloch, die goldenen Kälber, Baalssäulen, Aschera, Aschthoreth.

Die Darstellung auf dem Griff der Schöpfkelle im Kegelgrabe zu Großkelle im Mecklenburgischen scheint neben der Prälunarchin, wie auch Bartsch bemerkt, auf die Schöpfung hinzudeuten, in welcher wiederum der Stier (Urstier) eine bedeutende Rolle spielt. Ueber die Weltschöpfung und ihre Gottheiten giebt G. Unruh uns folgende Darstellung (s. U.-Br. Bd. 3 S. 40): „Die Theogonien oder Kosmogonien aller Naturvölker setzen voraus, daß vor der Erschaffung der Welt nur ein Chaos existirte. Dieses Chaos, eine unermeßlich große Dunstkugel, enthielt nach den Vorstellungen der Alten nicht allein die Grundstoffe und Grundkräfte aller Wesen, sondern auch den in ihrem Mittelpunkte schlummernden Gotteskeim und den von Ewigkeit her in ununterbrochenem Fortschreiten begriffenen Zeitlauf, dessen Thiermaske der Drache oder die Schlange ist. Der alte Drache oder die alte Schlange galt als böses Wesen, vermuthlich weil die nach dem Sonnen- und Mondlaufe bestimmten Zeitrechnungen nicht miteinander in Uebereinstimmung zu bringen waren und daher die alten Astrologen glauben mochten, der alte Drache, welcher den absoluten Zeitlauf repräsentirt, mache ihre mühevollen Zeitbestimmungen zu Schanden. Der alte Zeitdrache kommt in allen Mythologien vor, z. B. als Jörmungardr, Nidhögr, Fafnir, Ahriman, Sohak, Typhon u. s. w. — Die Weltseele offenbarte sich als Lichtschimmer, welcher fortwährend an Stärke zunahm. Die Inder nannten dieses Urwesen Brahm. Nach langem Zeitraum war die Urgottheit vollständig erwacht und erleuchtete überall die obere Hälfte des Chaos, während die untere Hälfte als Behausung des Urdrachen dunkel blieb. Mit dem Lichtglanze des Urgottes erwachte auch dessen Lebensodem, der Geist, der zu einem besonderen Gott wurde, dessen Symbol oder Thiermaske die Taube ist. Die Inder nannten den Urgott, nachdem die Urtaube (Maja) sich von ihr getrennt hatte, Atma. Die Ur-

Digitized by Google

taube galt ihnen als weiblicher Bestandtheil des Urwesens, als die große Weltmutter. Aus beiden ging als göttliche Willensregung oder als Sohn das „große Wort“ hervor, dessen Thiermaske der Ibis oder Phönix ist. Das große Wort aber lautete: „Honover“ oder „Lasset uns viele werden!“ und entstanden so die übrigen Gottheiten.

Zunächst sonderten sich in der unteren Hälfte des Chaos zwei Gottheiten ab, die Lebens- oder Zeugungskraft, symbolisirt durch den Stier und der zur Ernährung und Erhaltung der lebenden Wesen erforderliche Nährstoff, symbolisirt durch den Fisch. Die arischen Völker glaubten, die geschaffene Welt sei aus dem Urstier hervorgegangen. Die Perser nennen ihn Abudad, d. i. Urheber des Lebens und sagen Ormuzd, d. i. der Uribis, habe ihn zuerst erschaffen. In Kleinasien wurde aus ihm der übelberüchtigte Moloch, dem man Söhne und Töchter durch Feuer gehen ließ. Der Moloch war in Phönizien und Kanaan ein aus Erz verfertigtes stierköpfiges Ungeheuer, das im Innern hohl war und eine Oeffnung in der Brust hatte. Wenn das Opfer stattfinden sollte, wurde das Bild glühend gemacht und legte alsdann der Priester in die Arme des Abgottes vor dem Loche in der Brust das dem Feuertode geweihete Kind.' — Bei den Kelten hieß der Urstier Hu, „ein Herr über das Leben alles dessen, was in der Welt ist.“ Von dem Urfisch glaubten die Perser, daß auf ihm die Welt ruhe. In der nordischen Mythologie finden wir den Urfisch als Urriesen Ymer oder Orgelmir, aus dessen Fleisch die Erde geschaffen worden sein soll. Anderweitige Personifikationen des Urfisches sind der assyrische Ninon (Fisch) und der philistäische Dagon.

So standen also den drei ältesten Lichtgöttern (Urgott, Urtaube und Uribis) ebenso viele Gottheiten der Finsterniß (Urdrache, Urstier und Urfisch) gegenüber.

Das Rinderpaar zur Seite der Mondgöttin auf dem Griff der Schöpfkelle stellt vermuthlich nicht den Prälunarchen und die Prälunarchin neben einander dar, sondern den Urstier und den Mondstier. In Aegypten waren der Ochse Mnevis der Urstier und der Apis Mondstier. Ersterer galt bei den Aegyptern als Vater des Letzteren, d. i. Letzterer ging aus dem Ersteren hervor. — Die Mondkuh war in Aegypten die Isis und in Phönizien und Kanaan die kuhköpfige Astarte. Das von Aaron verfertigte goldene Kalb gilt gewöhnlich als Bild des Apis. Es wird das Kalb aber 2. Mos. 32, 1. 4 als „Götter“ bezeichnet („Dies sind Deine Götter; Israel“ u. s. w.). Das Bild war also kein einfaches, sondern war vermuthlich dreiköpfig und stellte den Urstier in Verbindung mit dem Mondstier (Apis) und der Mondkuh (Isis) dar. Ebenso werden die goldenen Kälber Jerobeams gewesen seien.

In Kanaan trat die Verehrung der mit dem Mond- und Sonnenkultus vereinten Zeugungs- und Befruchtungskraft in der Natur in der größten Abscheulichkeit auf. Neben dem widderköpfigen Wochengotte (Präzeptarchen) Chemosch (Chamos, Camos), dem Greuel der Ammoniter, dargestellt durch einen widderköpfigen Mann mit dem phallo erecto (4. Mos. 21, 29; 1. Kön. 11, 5. 7; 2. Kön. 23, 13), wurde die Prälunarchin Aschthoreth als menschen- oder kuhköpfiges Weib mit weit vorgestreckter Zunge und der Prälunarch Milcolm oder Molech als stierköpfiger Mann, einen menschlichen Phallus im Maule haltend, zur Verehrung aufgestellt. Letztere Figur war wohl am widerwärtigsten und wurde deshalb geradezu ein Gräuel genannt (2. Kön. 23, 13).

Digitized by Google

Ueber die Greuel der hierher gehörigen kanaanitischen und israelitischen Götzen-Verehrung sinnlicher Art giebt uns G. Unruh in seinem Buche „Der Zug der Israeliten" (Langensalza 1860) ein anschauliches Bild, das wir in wenigen Zügen wiedergeben: „In der bekannten Stelle Amos 5, 25. 26 lautet es (richtig übersetzt): „Habt ihr Schlacht- und Speise-Opfer mir gebracht in der Wüste vierzig Jahr, Haus Israel? Ihr truget ja die Siccuth eurer Königin und den Chijjun, eure Bilder, als Ideal eurer Götter, das ihr euch gemacht." Die Israeliten haben die angedeutete Idolatrie nicht erst während des Zuges durch die Wüste angenommen, sie muß bei ihnen früher allgemein gewesen sein; sie ist nicht ägyptischen Ursprungs, denn die Namen jener Idole haben eine rein semitische Etymologie. Bei einigen Völkern des Morgenlandes hieß das Idol, welches die zeugende oder schaffende Naturkraft verbildlichte Chon, ein Name, der von Chijjon (Chiun) nicht verschieden ist. Chon (d. i. conus, Kegel) aber war eine kleine Baalssäule oder — um den rechten Ausdruck zu gebrauchen — ein kleines, aus Feigenholz geschnitztes Phallusbild; Siccuth dagegen war ein Myllus (d. i. Molle, Mulde), d. h. ein kleines längliches Gefäß, das Symbol der Naturgöttin Aschera, in welchem der Chijjun gleich dem Mastbaum in einem Schiffe aufgerichtet stand. Die ganze aus Siccuth und Chijjon bestehende, auf einem kleinen Untersatze ruhende Figur verbildlichte die ununterbrochen schaffende Naturkraft und hieß daher wahrscheinlich auch Miphrezeth d. i. Zeugebild oder Bild des Schaffens und der Vermehrung, ein Name, der vermuthlich später in Miphlezeth d. i. Schreckensbild (1. Kön. 15, 13; 2. Chron. 15, 16) umgewandelt wurde. Alten Nachrichten zufolge war die Miphlezeth ein Priapus- (d. i. Phallus-) Bild, welches der Aschera, d. i. der (Familien-)Bauerin, angehörte, also den Baal und die Baala gleichzeitig repräsentirte. Die Miphlezeth war das muthmaßliche Urbild der römischen Penaten. Diese waren nur klein und leicht transportabel, das kanaanitische Idol aber zeigte größere Dimensionen. Dies war die gewöhnlich im Freien auf sonnigen Anhöhen emporragende Baalssäule. Auf einem steinernen Altare (testicularium) dem Analogon des oben gedachten Untersatzes, erhob sich nämlich eine hölzerne Kegelsäule (penis), welche in ihrem oberen Theile mit einer säulenknaufähnlichen ehernen Siccuth (membrum muliebre), dem Symbol der Aschera (2. Kön. 21, 7) gekrönt war (1. Kön. 7, 16 ff.). Die beiden androgynischen Kultusobjekte unterschieden sich, abgesehen von ihrer Größe, nur dadurch, daß bei der Miphlezeth das Symbol der Aschera auf dem Untersatz, bei der Baalssäule aber auf der Säule ruhte (vgl. 2. Kön. 23, 14; 5. Mos. 7, 5. 2c.). Zum Unterschiede von der kanaanitischen Baalssäule hatte an den phönizisch-philistäischen das Symbol der Aschera, welches hier vorzugsweise Aschthoreth hieß, die Gestalt einer Lilien- oder Lotusblüthe, von deren sieben S-förmig nach außen gebogenen Blattspitzen ein mit vielen Granatspitzen versehenes Netzwerk herabhing. Auch hier ragte die Spitze des Säulenkegels aus der Lilienblüthe empor und bildete gleichsam das Pistill derselben. Vgl. die Knäufe der beiden salomonischen Tempelsäulen (1. Kön. 7, 15—22), deren Verfertiger ein phönizianischer Künstler war. — Die Baalssäulen waren Sonnensäulen und gehörte die Säule selbst dem Subsolarchen oder Eselsgotte (Baal, dem nordischen Freyr. Des Letzteren ingens priapus bezeichnet ihn deutlich als Baal.). Die Lotusblüthen und Granatäpfel sind Symbole der Fruchtbarkeit. Dem Baal und

Digitized by Google

der Aschera waren Buhler (1. Kön. 14, 24) und Buhlerinnen (1. Mos. 38, 21) geweiht. Mit Rücksicht auf 5. Mos. 23, 17 entsprechen nämlich die Buhler den Hierodulen, die Buhlerinnen dagegen den weiblichen Hierodulen, während die V. 18 gedachten Schandbuhlen und Huren Personen aus dem Laienstande sind, welche entweder freiwillig oder gezwungen dem Baal und der Aschera zu Ehren Unzucht trieben.

Unruh nennt diesen Kultus den Em- oder Mutterdienst. Man findet von demselben auch in norddeutschen Sagen Spuren. Ich verweise auf den in diesen Heften (Jahrgang 6, S. 13) aus Kuhn's westphälischen Sagen angeführten Verkehr eines Bauern aus Börlinghausen mit einer Schahollen oder Zwergin im Höllenloch, einer dortigen Höhle, und eines Grafen von der Schaumburg mit einer Zwergin im Mönckenloch. Hierzu ist noch anzuführen, daß in mehreren norddeutschen Sagen die unterirdisch hausende verwünschte Prinzessin von einem Manne begehrt, mit ihr geschlechtlichen Umgang zu pflegen, um dadurch erlöst zu werden. Es wird ihr dies entweder sofort verweigert, oder auch der Mann antwortet ihr, er wolle erst seine Frau fragen und kommt dann später mit der Nachricht, diese wolle es nicht gestatten. Ebenso wird es sich verhalten, wenn die Prinzessin einen Mann zu heirathen begehrt, der bereits verheirathet ist. Es werden dies Volkserinnerungen an einen uralten Mutterdienst sein.

2. Friedrich der Große in der Sage.

Von C. Trog.

Zu allen Zeiten hat das deutsche Volk Personen, die in seinem Denken und und Fühlen eine bevorzugte Stelle einnehmen, mit Sagen mancherlei umwoben. Dies beweisen nicht nur die Sagen, welche das graue Altertum uns überliefert hat, sondern auch Sagen, die sich an Persönlichkeiten knüpfen, deren Zeiten wir verhältnismäßig nahe stehen.

Gleichwie das Immergrün auch den jungen Baum umschlingt und in die Fugen eines neuen Gebäudes seine Wurzeln senkt, so hat die Sage in den zwei letzten Jahrhunderten, deren Geschichte klar und deutlich vor uns liegt, nicht geruht, sondern sie hat den großen Söhnen großer Zeiten ein wunderbares Leben verliehen.

So ist dies auch mit Friedrich dem Großen geschehen, auch an ihm, der mit seinen kühnen Heergesellen im Gemüte des Volkes leuchtend steht, hat sich die sagenbildende Volkskraft bewährt. Aus diesem Grunde haben wir es bei diesen Friedrichssagen — abgesehen von der Anekdote, die in dem Leben dieses Monarchen so vielseitige und launige Blüten getrieben, — zumeist mit der Volkssage zu thun.

Der Sagenkreis, welcher Preußens Friedrich, den Einzigen, umblüht, beginnt schon mit Friedrichs Jugendgeschichte. In jener Zeit, als die erschütternden Familienszenen im Königsschlosse zu Berlin stattfanden, als Friedrich in Küstrin internirt, im Hinblick auf das blutige Schicksal des Freundes, mit klopfendem Herzen das Schicksal erwartete, das ihm der zorntobende König und Vater bereite; in jener Zeit, als Hoch und Niedrig, nicht bloß in Preußen, sondern in der ganzen Welt, das innigste Mitleid mit dem Kronprinzen fühlte: in jener Zeit hebt die Sage an und umflechtet Friedrich mit einem Kämpen, der später die Ehren des

Digitized by Google

Schlachtfeldes mit ihm teilte, der im Gemüte des Volkes ebenfalls eine hervorragende Stelle einnimmt, mit dem Fürsten Leopold von Dessau, dem „alten Dessauer“.

Es ist eine wunderbare Luftfahrt, welche die Sage den Kronprinzen mit dem alten Dessauer machen läßt Der Kronprinz saß im Arrest, und der alte Dessauer kam, wie immer, durch die verschlossene Thür, wieder einmal zu ihm und sagte: „Heute ist in London Konzert, wollen wir nicht auch dahin gehen?“ — „Wie können wir noch nach England kommen, wenn heute schon das Konzert ist?“ fragte der Kronprinz verwundert. — „Wenn Du nur willst“, entgegnete der alte Dessauer, „dann will ich schon dafür sorgen, daß wir rechtzeitig hinkommen“. — „Ich will!“ erklärte darauf der Kronprinz. — Jetzt breitete jener sein Taschentuch auf dem Boden aus und sagte: „So, Fritz, trete Du nun auf die eine Seite des Tuches, ich trete auf die andere Seite“, und als dies geschehen war, da ging es rutsch! durch die Luft, und auf einmal waren sie in London. Nun meldete der alte Dessauer ein paar fremde Gäste, die auch mitmachen wollten, was bereitwilligst gestattet wurde. Während des Konzertes sagte er dem alten Kronprinzen: „Wir wollen uns hier nicht erkennen lassen. Lasse Du Dein Taschenmesser hier, dann werden sie sehen, wer wir waren. Das Messer schicken sie uns schon wieder zu.“ Nach einigen Tagen kam dann auch richtig das Messer in einer Kiste mit einem Briefe in Küstrin an, und die Aufschrift lautete ganz recht: an den Kronprinzen. Der Kronprinz hatte die Kiste bei sich im Arrest, durfte sie aber nicht allein aufmachen, das wollte der alte Dessauer nicht haben. Endlich kam dieser durch die verschlossene Thür in den Arrest und sagte: „Es war recht, Fritz, daß Du die Kiste nicht aufgemacht hast, sonst wäre etwas passiert. Die Kiste muß zubleiben, bis einer da ist, der geköpft werden soll, der kann sie aufschließen. Endlich war einer da, der geköpft werden sollte, und wie der den Kistendeckel aufmachte, da gingen auf einmal vier Pistolen los, zwei Schuß gingen ihm in den Kopf und zwei in die Brust und er war sofort ein toter Mann.

Weniger die Luftfahrt à la Dr. Faust und Markgraf Hans von Küstrin erregt unsere Bewunderung, als die Naivität des sagenbildenden Volkes, das den Kronprinzen gerade dahin sendet, wohin er hatte flüchten wollen, und ihn dann wieder sorglos dahin zurückkehren läßt, wo ihm ein schlimmes Los in Aussicht stand. Doch wenn der Volksgeist dichtet, so nimmt er seinem Pegasus die Zügel ab, damit er ungehindert fliege durch die Wunderreiche der Phantasie, und als Erntestrauß heimbringen, was verborgen lag im kindlichen Volksgemüt.

Ein größeres Feld war der Sage geboten, als Friedrich, ein Heros, gegen eine Welt in Waffen stand und Schlachten schlug, wie keine mehr die Bücher melden. Und obwohl er mit seiner Armee hin und wieder unterlegen war, so blieb er, der unvergleichliche Held, dem Volke persönlich unverwundbar. Den alten Fritz kann keine Kugel treffen, meinte dasselbe, denn er hat es ja selbst gesagt, wenn er blindlings in das Feuer und in die Feindesreihen sprengte, und seine Umgebung ihn warnte: „Ach, die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben!“ So glaubte das Volk seinen Liebling in besonderen Schutz Gottes gestellt, darum schüttelte er die Kugeln aus seinem Hute heraus, daß diese die Feinde trafen; sonst wäre es ihm ja auch gar nicht möglich gewesen, die siegreichen Kriege führen zu können.

Digitized by Google

Doch blieb die Sage dabei nicht stehen, sie begabte ihn, wie auch seine Generale, den alten Dessauer und den Zieten, mit Zauberkünsten. Heitere Stückchen weiß sich das Volk heute noch an mancherlei Orten von den Zauberkünsten dieses Helden-Trios zu erzählen, bei deren Entstehung Frau Sage und Schalk Humor einträchtig zusammen wirkten. Wir geben hier eine kleine Auslese davon.

Der alte Fritz konnte aus Häckerling und Elsenbüschen Soldaten zaubern, auch verstand er es, sich fest zu machen, so daß ihn keine Kugel verletzen konnte. Das war ihm aber nur deshalb möglich, weil er das sechste und siebente Buch Moses besaß. Wer daran zweifelt, der mag nach Stettin auf den Paradeplatz gehen, dort wird er seinen Zweifel bald los werden, denn die Schriften, die auf dem dortigen steinernen Bilde des alten Fritz eingemeißelt sind, stellen das sechste und siebente Buch Moses dar.

Einmal, als der alte Fritz eine Schlacht verloren hatte, suchte er sich, von nur zehn Reitern begleitet, durch die Flucht zu retten. Die Feinde, welche das bemerkten, setzten dem kleinen Häuflein mit einem ganzen Regiment Soldaten nach, um alle zu fangen. Auf einem Berge angekommen, ruhte der König, auf den Tod erschöpft, mit seinen zehn Gesellen aus, und schon glaubte der Feind sie sicher im Sacke zu haben, aber — Flöte gepfiffen! — auf einmal war der Berg dicht mit Soldaten besetzt. Erschreckt kehrte der Feind um, als er aber unterwegs zurückschaute, waren es gar keine Soldaten, was sie auf dem Berge gesehen hatten, sondern lauter Elsenbüsche; vom alten Fritz aber war nichts mehr zu sehen. So hatte er mit seiner Kunst dem Feinde die Augen verblendet.

Der alte Dessauer verstand dieselbe Kunst, doch hatte er sie nicht aus dem sechsten und siebenten Buch Moses, sondern von einer alten Frau gelernt.

Wenn dieser alte „Schwerenöter" einen Sack voll Häckfel auf das Feld säete, entstand eine ganze Armee daraus. Hatte sich der Feind an diesen blinden Soldaten verschossen, dann führte er seine eigenen vor und schlug den Feinden um die Ohren, daß es eine Art hatte. Manchmal schüttete er auch Häckfel in eine Ochsenblase und rührte tüchtig darin herum, dann wurden aus den Stückchen mit Knoten lauter Reiter und die anderen Fußsoldaten. Die Zaubersoldaten stellte er in der Schlacht voran und die wirklichen dahinter, so daß man diese nicht sehen konnte, und da die blinden Soldaten immer fest standen und keiner umfiel, so wollte kein Mensch dahin, wo der alte Dessauer kommandierte. Der Alte aber konnte noch mehr, er konnte auch seine Soldaten zu Heide werden lassen. Und das war gut, denn kam der Feind nahe heran, so sah er plötzlich nichts als Heide; rückte er in die Heide hinein und war er in der Mitte, so ließ ihn der alte Dessauer plötzlich von allen Seiten umzingeln und angreifen; rückte aber der Feind durch die ganze Heide hindurch, so fiel er ihm mit seinen entzauberten Soldaten in den Rücken und dann setzte es Hiebe, daß die Spähne flogen.

Nach einer weiteren Sage hatte der alte Dessauer diese Künste, die dem alten Fritz zu Siegen und zu Ehren verhalfen, von dem sagenhaften Pumpfuß oder Pumphut gelernt. Lange lebte Pumphut mit dem Dessauer in Frieden, dann hatte er sich aber eines Tages schwer betrunken und zu ihm gesagt: „Ich heiße Pumphut und, und Du heißt Krumphut". Das verdroß aber den Dessauer so, daß er den Pumphut wollte totschießen lassen. Als dann die Soldaten auf ihn schossen,

Digitized by Google

nahm Pumphut den Tschako herunter und sagte: „Den Dreck brauche ich nicht!“ und schüttelte alle Kugeln auf die Erde. „No, no“, sagte der alte Dessauer da. „Ja, ja“, entgegnete Pumphut, „das Stückchen hat Pumphut für sich behalten“.

Ein ebenso großer Hexenmeister war auch der alte Zieten. Einmal kämpfte er mit seinen Soldaten gegen zehnmal so viele Russen und Oesterreicher. Seine Soldaten mochten noch so viel dreinschlagen und stechen, es konnte alles nichts helfen, Zieten mußte zur Retirade blasen lassen und sich mit seinem Heer zurückziehen. Als sie über einen Berg ins Thal gekommen waren, kommandierte der Alte: „Halt und rühre keiner ein Glied!“ dann bekreuzte er sich, und murmelte ein paar Worte in den Bart, die aber kein Mensch verstehen konnte, und in demselben Augenblicke war seine ganze Armee in einen Wald verwandelt. Nun kletterte er auf einen Eichbaum und lachte ins Fäustchen darüber, was der Feind für Augen machen werde über das, was nun kommen würde. Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen sie den Berg herunter: Panduren, Kroaten, Kosacken und sonstiges Gesindel. Wie erstaunten sie aber, daß sie keine Preußen mehr sahen, sondern sich auf einmal in einem dichten Walde befanden. Sie jagten wütend hindurch, um auf der andern Seite an die Preußen kommen zu können, dabei fuchtelten sie mit ihren Schwertern umher und hieben manchen Zweig ab, der ihnen im Wege hing. Wie die Feinde nun durch waren, kletterte Zieten schnell von der Eiche herunter, bekreuzte sich wieder, sagte einen andern Spruch und da waren mit einem Male die Bäume verschwunden und die Preußen standen wieder mit Sack und Pack da. Freilich fehlte dem einen ein Stück von der Nase, dem andern der Zopf u. s. w., das kam von den Säbelhieben des Feindes nach den Zweigen, doch war das nicht schlimm, hatte doch jeder den Kopf behalten. Und dann kommandierte der Alte geschwind: „Vorwärts marsch! Nun haben wir die Kerls!“ und wie ein Donnerwetter ging es dem Feinde in den Rücken, daß alle umkamen oder gefangen wurden. Der alte Fritz hat sich hinterher fast tot gelacht über dieses lustige Stückchen von Vater Zieten. Freilich, wenn ein König solche Generale hat, dann kann es an Siegen nicht fehlen!

Der alte Fritz war aber nicht nur tapfer, sondern auch so verwegen, daß man es gar nicht begreifen kann. Einmal hatten die Oesterreicher während des Krieges im Feld einen Maskenball, und die Maria Theresia war auch da. Da dachte der alte Fritz: da gehst du auch hin. Und wirklich, er verkleidete sich, setzte eine Maske vor und kam auf den Ball zu den Weißröcken. Weil er aber kein Billet hatte, so gab er seine Uhr dafür, und nun tanzte er flott mit Maria Theresia, und drückte sie dabei so fest an der Hand, daß diese, als der Fritz fort war, sagte: „Das ist kein anderer Mensch, als der alte Fritz von Preußen gewesen, ich habe ihn an seiner Stärke erkannt“.

Nun soll man aber nicht meinen, daß der alte Fritz, bei all dem Blutvergießen, ein hartherziger Mensch gewesen wäre; nein, das pure Gegenteil ist der Fall. Einmal hatte er eine große Schlacht geschlagen. Es war Abend und ein lautes Gewimmer erscholl über das Schlachtfeld. Da ist er über die Wahlstatt gegangen und hat laut gerufen:

„Ruhet wohl, Ihr, meine Söhne,
Eure Seele steht bei Gott;

Digitized by Google

bin ich schuld an Eurem Tode,
straf' mich der gerechte Gott!"

Da ist das Gewimmer verstummt und man hörte keinen Schmerzenston mehr. Da sieht man es doch klar, daß er ein mitleidiges Herz hatte.

Die Sage war jedoch auch in anderer Richtung thätig, wozu ihr die Vielseitigkeit des Charakters und die außerordentliche und vielseitige Lebens- und Regententhätigkeit des Königs willkommene Gelegenheit bot.

Echt mythisch ist die Geschichte von der Bittschriftenlinde in Potsdam. Bekanntlich bewohnte der König die Eckzimmer des Potsdamer Schlosses nach der Teltower Brücke zu. Der freundliche Ausblick auf die Havel und dem Brauhausberg mochten ihn zur Wahl dieser Zimmer veranlaßt haben; auch hatte er in seinem Arbeitszimmer drei Spiegel so anbringen lassen, daß diese ihm das Bild der Umgebung des Schlosses in malerischer Weise wiederspiegelten. Unter dem Fenster, nahe der Brücke, steht ein Lindenpaar, unter welchem sich gewöhnlich alle diejenigen aufstellten, welche dem Könige eine Bittschrift überreichen wollten. Alle blickten verlangend nach den Eckzimmern hinauf, wo sie den König wußten. Sah dieser sie endlich stehen, so schickte er gemeinlich sogleich hinab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen. Die verwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Zupfen und Pflücken herstammen, womit die Supplikanten in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verletzten. Nach dem Tode des Königs konnte sich das Volk nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß die liebe Gestalt in ihrer eigentümlichen Tracht und Haltung, mit dem kleinen Hute, dem Krückstocke und den durchdringenden Blicken, nicht mehr in jenen Zimmern wandeln solle, wo sein großer Geist die Werke dachte, welche den Wohlstand und das Glück seines Volkes mehrten. Darum verlieh ihm die Sage nach ihrer Weise Unsterblichkeit, und ließ ihn auch nach dem Tode, umspielt von seinen Lieblingshunden, die gewohnten Pfade auf der Terrasse von Sanssouci und durch die Alleen im Rehgarten nach dem neuen Palais wandeln, und erzählt, wie er im Dämmerlicht oder im Mondscheine im Eckzimmer des Schlosses ernst und einsam an seinem Schreibtische sitze, und auch noch nach seinem Tode unablässig sorge für des Volkes Wohl und Heil. Und ist jemand im Zweifel, ob ihm ein Wunsch, eine Bitte, abgeschlagen werden könnte, so wandeln heute noch manche Leute heimlich unter die Linde am Schlosse und schauen zum Eckfenster hinauf; erscheint dieses, wie durch ein kleines weißes Licht erleuchtet, so ist ihnen dies ein sicheres Zeichen, daß die genährte Hoffnung sich erfüllt.

Einige Sagen, die auch von anderen Persönlichkeiten erzählt werden, sind jedenfalls auf Friedrich übertragen worden. So die Sage von Friedrich und seinem Soldat, die z. B. die Gebr. Grimm von dem Landgrafen Moritz von Hessen erzählen. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Unter Friedrichs Soldaten war einer gewesen, der trotz seiner spärlichen Löhnung stets schön gekleidet ging und viel Geld besaß. Friedrich, dem dies hinterbracht worden war, verkleidete sich, ging zu dem Soldaten und fragte ihn, wie es komme, daß er stets so schön gekleidet und so gut bei Kasse sei. „Ich besitze einen Zauberstab", sagte der Soldat arglos, „mit dem kann ich alle Schlösser und Thüren öffnen. Des Nachts gehe ich in die Häuser der Kaufleute, öffne ihre Geldkisten

Digitized by Google

und nehme mir deren Überfluß, den Kostenpreis der Waren und den erlaubten Gewinn lasse ich jedoch liegen." — „Hm, so kannst Du auch wohl in des Königs Schatzkammer kommen?" fragte der alte Fritz. „Ei freilich!" antwortete der Soldat. „So könnten wir ja einmal zusammen dort hingehen!" meinte der alte Fritz. Der Soldat wollte nicht recht, willigte aber doch ein, als der König heilig versprach, nichts nehmen zu wollen. So schritten sie denn in der Nacht selbander zum Schlosse hin und gelangten vermittelst der Zauberrute, vor welcher alle Thüren aufsprangen, richtig in die königliche Schatzkammer. Als sie alles besehen hatten, wollte der alte Fritz den Soldaten prüfen, deshalb griff er schnell in eine Kiste und nahm eine Hand voll Geld. Damit kam er aber schön an! Der Soldat rief ihm zu: „Hältst Du so Dein Wort? Dem König darf man nichts nehmen, der hat viele zu versorgen." Dann prügelte er tüchtig auf den alten Fritz los, so daß dieser herzlich froh war, als sie wieder aus der Schatzkammer heraus waren. Am andern Morgen wurde der Soldat zum König gerufen. Mit Entsetzen erfuhr er dort, wer in der vergangenen Nacht sein Begleiter gewesen und wen er durchgeprügelt habe. Friedrich aber war über diese Streiche gar nicht böse, er machte den Zauberkünstler sofort frei von den Soldaten und schenkte ihm obendrein noch so vielen Grund und Boden, daß er nun ein reicher Mann war. Nur den Zauberstab mußte der Soldat abgeben, der schien dem alten Fritz in dessen Händen denn doch zu gefährlich.

Auch die folgende Sage, wie Friedrich mit Zieten bei einem Bauer einkehrt, variiert, und zwar zwischen Friedrich und Zieten und Friedrich und Kaiser Joseph, ja Rochholz erzählt sie in seinen Schweizersagen unter der Überschrift „St. Petrus und die Geige", von Petrus und dem Heiland selbst.

In der Sage von Friedrichs und Zietens Einkehr bei dem Bauer, wird der sorgende Landesvater gefeiert, der sich keine Mühe und keine Widerwärtigkeiten verdrießen läßt, sein Volk in allen Schichten genau kennen zu lernen, um ihm vom Grunde auf helfen und dasselbe recht regieren zu können. Für die Ausgestaltung und Verzierung der Sage in welcher schließlich auch zu dem ultima ratio gegriffen wird, hat der Volkshumor gesorgt.

Friedrich legte zuweilen abgetragene Kleider an und bewegte sich, so unkenntlich gemacht, unter dem Volke. Solche Verkleidung war aber auch durchaus nötig, denn wäre er in königlicher Pracht in der Hütte des gemeinen Mannes erschienen, so hätte man ihn ja erkannt, und die Menschen hätten sich dann nicht so gezeigt und gegeben, wie sie wirklich waren.

Einmal verkleideten sich Friedrich und sein treuer Zieten als Bettelleute. Sie klopften des Abends bei einem Bauer an und baten demütig um Speise und um ein Nachtlager. Beides wurde ihnen gewährt. Der Bauer setzte ihnen eine Schüssel mit Grütze vor, aber Fritz und Zieten, die bessere Speisen gewohnt waren, vermochten nichts davon zu genießen. Das ärgerte den Bauer mächtig, und er schrie sie an und sagte: „Was? ihr Schelme! ihr bettelt und wollt noch wählerisch sein?" und dabei gab er dem alten Fritz eine Ohrfeige, daß diesem fast Hören und Sehen verging. Um nun nicht noch mehr Ohrfeigen zu ernten, nahmen sie schnell die Löffel und aßen die Grütze auf, die ihnen nun recht gut schmeckte.

Nach dem Essen wies ihnen der Bauer in der Scheuer ein Lager an und

Digitized by Google

sagte ihnen: „Morgenfrüh wird gedroschen und da müßt ihr für das Essen und das Lager mithelfen“. Und richtig, am andern Morgen, als der Tag graute, erschien der Bauer an ihrem Lager und weckte sie. Sie waren aber so frühes Aufstehen nicht gewohnt, legten sich auf die andere Seite und schliefen weiter.

Als die Bettler nicht beim Dreschen erschienen, wurde der Bauer giftig, er nahm einen tüchtigen Stecken, ging zu ihrem Lager und prügelte den alten Fritz, der vorn lag, durch und sagte dann: sie sollten nur rasch aufstehen und zum Dreschen kommen, denn wären sie nicht in wenigen Minuten da, so komme er wieder mit dem Stock. Die Schläfer konnten aber ihre Faulheit noch nicht überwinden, sie tauschten ihre Plätze, denn der alte Fritz wollte nicht nochmals von dem Kerl verhauen sein, und schliefen weiter.

Nach kurzer Zeit erschien der Bauer wieder vor dem Lager der Bettler und als er sie noch schlafend fand, rief er: „Nein, was sind das doch für unverbesserliche Schelme! Aber wartet, diesmal kriegt der dahinten Prügelsuppe, damit er nicht etwa leer ausgeht!“ Und nun zog der Bauer den alten Fritz an einem Bein hervor und prügelte ihn wieder durch. Das war dem Fritz denn doch zu toll, er sprang auf und lief mit Zieten zum Gehöfte hinaus, und sie ruheten nicht eher aus, bis sie wieder im Schlosse zu Berlin waren.

So weit war die Sache für den Bauer gut abgelaufen. Aber nach einigen Tagen bekam er Befehl, nach Berlin zu dem Könige zu kommen, und da wackelte ihm doch das Herz, denn er wußte nicht, was der König mit ihm wollte. Er ging aber doch hin und Friedrich fragte ihn freundlich, ob nicht vor ein paar Tagen zwei Bettelleute bei ihm geschlafen hätten? „Ja“, rief der Bauer, „das ist wahr! Sie haben bei mir gegessen und geschlafen, als sie aber am andern Morgen als Ersatz dafür dreschen sollten, sind sie beide davon gelaufen.“ — „Ist dies vielleicht einer davon?“ fragte der König, indem er auf eine Seitenthür zeigte, in welcher eben Zieten, in der damaligen Bettlerkleidung, erschien. „Ei freilich ist das einer davon!“ rief der Bauer. „Hätte ich doch auch nur den andern dazu, dann sollte es den beiden Schelmen schlecht gehen!“

Zieten ging nun weg, kam aber gleich danach in seiner Generalsuniform in die Stube, und der Bauer erkannte in ihm den Bettler nicht. Nun unterhielt sich Zieten mit dem Bauer, währenddessen entfernte sich der König, er erschien jedoch gleich wieder in der Bettlerkleidung. Kaum erblickte ihn der Bauer, so rief er auch schon: „Ha, hab' ich dich, du Tagdieb? Aber wo ist denn nun der andere Faullenzer?“ und sogleich wollte er den Bettler fassen, aber der König sah sich vor, er „witschte“ ihm unter den Händen durch und verschwand, kam aber gleich in seinem königlichen Kleide wieder.

Wie nun der König und Zieten Spaß genug mit dem Manne gehabt hatten, war es Zeit, zum Essen zu gehen. Der Bauer mußte auch mitessen, bekam aber nur eine irdene Schüssel mit Grütze vorgesetzt, während die andern die köstlichsten Speisen von goldenen und silbernen Tellern aßen. Das schmeckte dem Bauer nun auch nicht, und er wollte die Grütze nicht essen. Da sagte der König, der neben ihm saß: „Was? du Schelm, ist dir diese Speise nicht gut genug? willst du noch wählerisch sein?“ und dabei steckte er ihm eine Ohrfeige, daß der Bauer fast vom Stuhle herunterturkelte. Jetzt gingen diesem die Augen auf und er merkte, wer

Digitized by Google

die Bettler, die bei ihm eingekehrt, gewesen waren. Mit Zittern und Beben trat er nun vor den König und bat demütig um Verzeihung. Der alte Fritz aber lachte und sagte: „Sei nur guten Mutes, denn wir sind jetzt quitt!“ Dann ließ er ihm andere Teller und andere Speisen geben und beschenkte ihn obendrein noch reichlich, ehe er den Heimweg antrat.

Wer erkennt in diesem launigen Stücklein, welches Sage und Humor vereint gewoben, nicht jenen kindlichen Zug des deutschen Volksgemütes, das in naturwüchsiger Weise Recht und Sitte übt, und Fürst und Volk mit dem Lande ungeheuchelter Liebe umschlingt; in dessen plastischen Geistesgebilden alles außergewöhnlich ist, in denen possierliche Schläge nicht fehlen und zum Schlusse ein reiches Geschenk alle Disharmonie in den schönsten Harmonieen ausklingen läßt? (Schluß folgt.)

3. Fiölsvinnsmál.

(Lied vom Jahresfeste des Bardenstuhles.)

Unter Zuhülfenahme des Keltischen übersetzt von A. Rabe.

(Schluß.)

Vindkaldr:

27. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob des Todes wird sterben,
Wer den gebundenen Keim gebären
Und will dann den Zweig nehmen?“

Fiölsvidr:

28. „Des Todes wird sterben,
Wer den gebundenen Keim gebären
Und will dann den Zweig nehmen,
Wenn das Hülfsmittel [1]),
Dem Verderben eigen;
Die Geburt des Nachkommen: Stunde der Todtenklage.“

Vindkaldr:

29. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob aufzumuntern [2]) die Fortpflanzungsscheu irgend,
Welche die Frauenzimmer haben,
Und wird zweien ein böser Tod, der jungen Frau mörderische Geburt?“

Fiölsvidr:

30. „Die Gelüste der schwangern Frau, das heftige Verlangen
Sollst Du mit Schmeichelwort [3]) überwinden,
Denn es liegt in dem Tranke der liederlichen Dirne Blutmord [4]).
Der Zauber des Wollustgeheimnisses beim Sichüberliefern,
Bevor sie ehrbar des Mannes Frau [5]),
Waffnet zum Morde bei verhaßtem Zustand.“

Vindkaldr:

31. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,

[1]) Arzenei. — [2]) Gut zu heißen ꝛc. — [3]) dem Wort der Liebkosung ꝛc. — [4]) Blutmord = Mord des eignen Blutes, d. h. des Kindes. — [5]) Wörtlich: Hälfte.

Digitized by Google

Und ich will wissen:
Wie der berühmte Mann heißt,
Der der Lehrer,
Der Landesschule Stolz [und] Ruhm?"

Fiölsvidr:

32. „Hyr [1]) heißt er,
Und er wird lange
Durch des Geistes Liederfülle glänzen.
Von dieser Reimmusik
Werden durch alle Zeiten hindurch haben
Kunde einzig die Männer der Zurechtweisung [2])."

Vindkaldr:

33. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie heißt das Gotteslicht,
Das ich gegen Ruhm [3]) suche
In der Mitte der Wissenschaftsmänner?"

Fiölsvidr:

34. „Erdenglanz und Geschenk der Wissenschaft,
Nahrung der Wissenschaft und Gold der Wissenschaft,
Sonne und Hoffnung der Prophetenzeit,
Wissenschaftsfrucht und Wissenschaftsfeuer,
Band der Freundschaft in der Zeit der Knechtschaft,
Schönheit der Alten, Zeichen der Halle, Ausfluß Gottes [4])."

Vindkaldr:

35. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie der Berg heißt,
Auf dem ich die prächtige Feenwohnung sehe,
Der Vestajungfrauen [5]) klares Antlitz?"

Fiölsvidr:

36. „Hyfiaberg [6]) heißt er,
Und er ist immer gewesen
Den Schwachen und dem Schmerze Erquickung.
Heil [7]) wird jede,
Wenn sie auch jähriges Uebel hat,
Hierher pilgernde Frau."

Vindkaldr:

37. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Wie jene Mädchen heißen,
Die vor den Knieen Menglöds
Sitzen friedlich beisammen?"

---

[1]) Hyr = Sonne der Wissenschaft. — [2]) Die Lehrer, die Gelehrten. — [3]) Oder: Freigebigkeit. Bezüglich des Wortes Ruhm erinnere ich daran, daß Svipdagr als Krieger erscheint. Der Sinn dieser Stelle würde sein: Ich suche das Gotteslicht, die Weisheit, und verzichte dafür auf den Ruhm, den ich als Krieger mir erwerben könnte. — [4]) Oder: Lohn, Gabe Gottes. — [5]) Wörtlich: Jungfrauen des Hausfeuers. — [6]) Hyfiaberg = Berg des Frauenhauses. — [7]) Gesund.

Digitized by Google

Fiölsvidr:

38. „Hlyf [1]) heißt die eine,
Die andere Hlisdhrasa [2]),
Die dritte Dhiodhvarda [3]),
Biört [4]) und Blidh [5]),
Blidhr [6]), Fridh [7]),
Eir [8]) und Örbodha [9]).“

Vindkaldr:

39. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob sie helfen
Denen, welche ihnen opfern,
Wenn ihnen Gesundheitstrank Bedürfniß?“

Fiölsvidr:

40. „Eine Quelle — jeder,
Der ein Kranker, opfert ihnen da —
An heiliger Statt
Hat, so hoch die Noth
Kommt über die Menschenkinder,
Jedem die Nöthen genommen.“

Vindkaldr:

41. „Sag Du mir das Fiölsvidr,
Was ich Dich fragen werde,
Und ich will wissen:
Ob irgend ein Mann sei,

---

[1]) Hlyf = Regentin, also die Oberin. — [2]) Hlisdhrasa = Leiterin der Verwandtenhülfe. — [3]) Dhiodhvarda = Wärterin des Hausfeuers. — [4]) Biört = Köchin. — [5]) Blidh = Milchspenderin. — [6]) Blidhr = Mehlsorge. — [7]) Fridh = Wissenschaft. Sie war ohne Zweifel die Vertreterin der Heilkunde. — [8]) Eir = Friede. Eir war also die Friedensstifterin. — [9]) Örbodha = Goldvogel, also die Geld-, Goldspenderin.

Hierzu einige Bemerkungen. Aus den Namen der hier genannten Vestajungfrauen geht hervor, daß es, neben der Wartung des heiligen Feuers, ihre Aufgabe war, Frieden zu stiften, Kranke zu heilen und da helfend und unterstützend einzugreifen, wo es nöthig war. Aehnliches wird von den Feen gesagt. Schreiber spricht sich über dieselben in seinen Untersuchungen über die Feen in Europa folgendermaßen aus: „Die Feen erscheinen als mütterliche Jungfrauen, mit allen, für das gemeine Volk nur denkbaren, körperlichen und geistigen Vorzügen geschmückt. Ihr Liebreiz ist unübertroffen, ihre Geschicklichkeit wird gerühmt, sie waren Meisterinnen im Spinnen mit der Spindel, sie galten als Beherrscherinnen der Natur und waren Geburtshelferinnen, Ammen und Wärterinnen der Kinder und zeigten sich als weissagende Frauen. Ihr mütterlicher Charakter spricht sich besonders im Unterricht der Kinder aus. Sie bildeten einen Schwesterbund, ein Frauencollegium mit hierarchischer Einrichtung, dessen Aufgabe es war, da zu unterstützen, wo es die Noth erheischte.“ Und jenen Druidinnen, von denen Mela zu berichten weiß, wird Aehnliches nachgerühmt. Nach ihm war eine Insel im brittischen Meere, berühmt durch das Orakel einer gallischen Gottheit. Die Vorsteherinnen, neun an der Zahl, galten als heilig durch ewige Jungfrauschaft. Man glaubte von ihnen, daß sie mit besonderem Geiste begabt seien, daß sie Gewalt hätten über Wind und Meer, im Stande seien, beliebige Thiergestalten anzunehmen, unheilbare Krankheiten zu heilen und die Zukunft zu verkünden. Daß diese neun Jungfrauen des Mela Vestajungfrauen und die Gottheit, der sie dienten, die Vesta war, unterliegt wohl keinem Zweifel, und vergleichen wir nun das, was über die Feen gesagt ist, mit dem, was unser Gedicht über die Vestajungfrauen andeutet, so dürfte der Schluß, die Feen der alten Kelten waren nichts anderes als ihre Vestajungfrauen, durchaus nicht als unberechtigt erscheinen.

Digitized by Google

Welcher könnte in Menglöds
Süßen Armen ruhn?"

Fiölſvidr:

42. „Ein Mann der Wiſſenſchaft wäre der Mann,
Welcher könnte in Menglöds
Süßen Armen ruhn;
Nur Svipdagr [1]) einzig,
Dem war ſie, die ſonnenhelle
Braut, als Gattin verlobt.

Vindkaldr:

43. „Reiße auf die Umzäunung,
Laß der Freude [2]) Raum,
Hier magſt Du Svipdagr ſehn,
Und die Sprache [3]) wiſſe Antwort,
Wenn will gedenken
Menglöd meiner Liebe."

Fiölſvidr:

44. „Hörſt Du, Menglöd!
Hier iſt ein Mann kommen,
Geh Du den Gaſt zu ſehn:
Die Hunde wedeln,
Das Haus erſchloß ſich,
Ich meine, Svipdagr ſei es."

Menglöd:

45. „Unreine Raben
Sollen Dir am hohen Galgen
Die Augen ausreißen,
Wenn Du das lügſt,
Daß er iſt kommen
Der Mann zu meinem Saale."

(Zu Svipdagr:)

46. „Woher fuhrſt Du?
Woher haſt Du die Fahrt bereitet?
Wie heißt Dich Dein Haus?
Von Geſchlecht und Namen
Muß ich das Wahrzeichen wiſſen,
Wenn ich Dir war zur Gattin [4]) gelobt."

Svipdagr:

47. „Svipdagr ich heiße,
Solbiatr [5]) hieß mein Vater,

---

[1]) Svipdagr = Disputant in einer Verſammlung angeſehener Männer. Hierzu ſei bemerkt: Wer ſich den Wiſſenſchaften widmete, war zunächſt Probeſchüler, dann wurde er fortgerückter Lehrling und endlich eigentlicher Barde oder conventsmäßiger Dichter, ein Meiſterſchüler. Dieſer ſtand auf eigenen Füßen und konnte ſich an öffentlichen Disputationen betheiligen und auf Wettgeſänge einlaſſen. Wenn er in dieſen dreimal, jedesmal mit dem Zwiſchenraume eines Jahres, einen Stuhl gewonnen hatte, ſo wurde er in einer allgemeinen Bardenverſammlung mit den Rechten und Privilegien eines Meiſterſängers, woran namentlich das Recht zu lehren hing, bekleidet und ein kathedrirter Barde oder ein kathedrirter Lehrer, oder auch Druidbarde genannt. Als einen ſolchen werden wir Svipdagr anzuſehen haben. — [2]) Dem Glücke. — [3]) Zunge. — [4]) Lebensgefährtin. — [5]) Solbiatr = Mann der Sonnengilde, Sonnencorporation. Die Sonnengilde, Sonnencorporation wird eine Vereinigung von Gelehrten (ein Bardenſtuhl) geweſen ſein, deren Mitglieder ſich der höchſten Berühmtheit erfreuten, ihr Oberhaupt war der ohne Zweifel hochberühmte Solbiatr.

Von da sorgenvoller Gang, des Sohns der Eiche [1]) beschwerliche Reise.
Urdhs Befehle [sind]
Willkommen keinem Manne,
Obschon sie mit gutem Recht gute Befehle."

Menglöd:

48. „Gelehrter, nun Du gekommen,
Habe ich meine Freude! Es ende das Geplauder,
Folgen soll dem Gruße der Kuß.
Langersehnter Anblick
Wird die meisten erfreuen
Die gegen einander Zuneigung haben."

49. „Lange ich saß
Auf liebem Berge,
Verlangend Dein Tag um Tag;
Nun ist geschehen,
Was ich im Wunsch hatte,
Daß Du bist wiederkommen, Mann, zu meinem Saale."

Svipdagr:

50. „Vorüber die Sehnsucht,
Die ich hatte nach Deiner Liebe,
Und Du nach der meinigen;
Nun ist es sicher,
Daß wir beide sollen gleiten
Zusammen durchs Leben."

4. Kleine Mittheilungen.

1. Zum Urdsbrunnen Nr. 5, S. 79 (3). Es bedeutet LS = laß sitzen; ND = nimm deins; TA = tritt aus; NH = nimm halb; NG = nimm ganz; SZ = setz zu! Dergleichen Würfel werden, wie uns von Tübingen mitgetheilt wird, noch heute von der Sächsischen Serpentinstein-Gesellschaft zu Töblitz im Erzgebirg nebst Gebrauchsanweisung gemacht und versandt. (Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1878 Nr. 3, S. 24). Ein ebensolcher Würfel aus Holz ist im Schleswig-Holst. Museum zu Kiel; unbekannt woher.

Kiel. Handelmann.

2. Die Auflösung der nichtkeltischen Initialen Ihres Vielflächners aus letzter Urdsbrunnennummer ist ganz einfach: LS laß sein; ND nimm deins; TA tritt ab; NH nimm halb; NG nimm ganz; SZ setz' zu. Der schwarze Stein wird wohl Serpentin sein. Man kauft dergleichen als Spielsache noch heute oft in Salzbrunn, früher häufiger in Karlsbad. Es spielen Mehrere und ein Jeder richtet sich nach seinem Wurfe. Natürlich wird zuvor ein Einsatz gemacht. Ich besitze selbst solchen Würfel. Ob solchartige Würfel auch im 30jährigen Kriege gebräuchlich, darüber giebt Grimmelshausen vielleicht Auskunft.

Hoch-Paleschken. A. Treichel.

(Ein dritter Knobelbeitrag folgt in folgender Nummer.)

---

[1]) Die Eiche war der heilige Baum der Kelten, ohne Eichenlaub verrichteten die Druiden keinen Gottesdienst und Eichenlaub wird auch den Barden bei seinem Auftreten geschmückt haben.

Digitized by Google

3. Woher hat der Walfisch seinen Namen? Die Basken waren bekanntlich die ersten Walfischfänger. Sie verfolgten den Walfisch bereits im 9. Jahrhundert vom Golf von Biskaya aus durch den atlantischen Ocean, bis sie endlich an die große Bank von Neu-Fundland kamen. Im Baskischen heißt nun der Walfisch balea und von diesem balea stammt ohne Zweifel das lateinische balaena, das franz. baleine, das niederl. balein, das engl. whal, das kymbr. wähl und unser deutsches Wal. Vergleicht man nun das baskische balea mit dem griech. balèn = König, und mit dem hebräisch-phönizischen baal = Fürst, so dürfte es wohl erlaubt sein, den Namen Walfisch durch Wasserkönig oder Fischkönig zu erklären.

4. Egypten. Für Land, das abgelegen und isolirt liegt, hat man hier in der Lundener Gegend den sonderbaren Namen Egypten. So heißt z. B. ein hochbelegenes Stück Land bei einem Hofe in Lehe unweit Lunden, das durch ein sogenanntes Graff von der Hofstelle getrennt und nur durch einen Umweg zu erreichen ist, Egypten. Wollen die Landleute hiesiger Gegend nach dem Außendeich, etwa aufs Heu, so sagen sie ebenfalls: „Wir wollen nach Egypten aufs Heu." Sogar die ganze Dorfschaft Feddringen, die früher, obwohl in Norderditmarschen belegen, zu Süderditmarschen und somit zu Dänemark gehörte, als Norderditmarschen unter den Herzögen von Gottorp stand, heißt noch jetzt häufig Egypten. Heinr. Carstens, Dahrenwurth.

5. Literarisches.

E. Lemke, Volksthümliches in Ostpreußen. Verlag von W. C. Harich-Mohrungen. Von diesem Werke, wovon schon 1885 Theil I erschien (s. Urdsbrunnen IV., S. 164), liegt jetzt Theil II, Sagen und Märchen enthaltend, vor; und es ist uns eine ganz besondere Freude, die Leser des Urdsbrunnen auf diese Sammlung aufmerksam zu machen. Besonders sind es die vielen Märchen, die manches Neue bringen und dem Mythologen unschätzbaren Stoff bieten, wofür wir der Verfasserin nicht genug danken können.

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt von **H. Sohnrey.** Hütte und Schloß. Verlag von J. Bacmeister-Bernburg u. Leipzig. Preis brochirt 2 Mark. Diese vortreffliche Erzählung unseres Freundes, mit warmem Herzen erzählt, mit feiner Charakteristik geschrieben und mit Volksthümlichem reichlich geschmückt, möchten wir jedem Leser dieser Zeitschrift hiermit warm empfehlen.

Historische Karte von Dithmarschen, Eiderstedt, Helgoland, Stapelholm, der Wilstermarsch, den Aemtern Hanerow und Ritzebüttel, sowie vom nördlichen Theile der Lande Kehdingen, Hadeln und Wursten. Redigirt für die Zeit von 1643—1648, mit besonderer Berücksichtigung der vor dem Jahre 1643 untergegangenen Köge, Kirchen, Ortschaften u. s. w. von **F. Geerz,** Generalmajor z. D. (E. Homann-Kiel.) Diese Karte, mit außerordentlicher Mühe und mit großen pecuniären Opfern zu Stande gebracht, ist ein Meisterwerk und für den Alterthumsfreund wegen der vielen urgeschichtlichen Gräber, Kultusstätten, Riesenbetten, Urnenfriedhöfe, Skelettgräber, Opfersteine, Burgen, Edelsitze u. s. w. unentbehrlich. Möchten recht viele Leser des Urdsbrunnen dem geehrten Verfasser dadurch ihren Dank bringen, daß sie diese Karte anschaffen. Die Ausgabe von 6 Mark wird ihnen sicherlich nicht gereuen.

6. Briefkasten.

Eingegangen: Sustarbe. Zur Etymologie plattdeutscher Bezeichnungen. Von Hrn. R. in B. Kleine Mittheilungen von verschiedenen Verfassern. Die Königstochter im Thurm von Hrn. C. in D. — Hrn. O. in Ü. Nächstens Brief. Allen Herren Einsendern herzlichen Dank.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in **Havamal.**)

Nr. 7. **Band 4, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1. Mythologische Streifereien. 2. Friedrich der Große in der Sage. 3. Die Inschrift des Rubenthaler Steines. 4. Kleine Mittheilungen. 5. Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Mythologische Streifereien.

Von F. Höft.

10. Der Sublunarch als Geliebter der Nobiskruger Prinzessin: Dionysos-Bakchos, Attes (Atys), Adonis, Thammus, Ganescha, Heimdall, Nigr, Bragi, Gunnar, Gunther.

Wie die Nobiskruger Sage über Jammern und Wehklagen der dortigen verwünschten Prinzessin berichtet, so erzählt die griechische Sage von dem unendlichen Leid der Isis in Aegypten um den getödteten Osiris. Mit dem Osiris identisch aber ist der griechische Dionysos oder Bakchos. Dionysos ist nach griechischer Göttergenealogie ein Sohn des Zeus und der Semele, die sich von der Here bereden ließ, den Zeus zu bitten, ihr im Glanze seiner Herrlichkeit zu erscheinen und bei der Erscheinung zu Asche verbrannte. Aber das noch ungeborene Kind entzog Zeus den vernichtenden Flammen und verbarg es bis zur völligen Zeitigung in seiner Hüfte. Den Marmorsäulen des Saales, in welchem Semele starb, entsproßten Epheuranken. Der Knabe wurde der Jao, Schwester der Semele und Gemahlin des Athamas zur Erziehung übergeben, die eifersüchtige Juno (Here) aber verfolgte den Knaben, machte die Pflegeeltern rasend und Zeus rettete den Sohn nur dadurch, daß er ihn in einen Ziegenbock verwandelte. (Daher wohl der Name Bakchos. Nach Obermüller hieß er bei den Medern Bagha, bei den Traken und Phrygen Bagaios, bei den Griechen Bakchos und bei den Kimbern und Ostsee-Wenden Boh oder Bog. Der Bock jedoch, nach welchem Bakchos den Namen trug, ist nicht der Ziegenbock, sondern vielmehr der Stier. Ursprünglich hieß jedes gehörnte Thier Bock.) — Bakchos wurde hierauf zu den Nyseischen Nymphen nach Nysa oder Nysos gesandt. Nach diesem Orte hieß der Gott Dionysos d. i. Gott von Nysa. Hier erwuchs Dionysos im Hochgenuß jeglicher Wollust. Noch ein Kind, wurde er schlafend von tyrrhenischen Schiffern entführt, um als Sklave ver-

Digitized by Google

kauft zu werden. Als er erwachte, forderte er die Schiffer auf, ihn zurückzubringen. Der Steuermann war geneigt dem Verlangen zu willfahren, weil er in der außerordentlichen Schönheit des Knaben dessen göttliche Abkunft erkannte, jedoch die Schiffsmannschaft widersetzte sich, in der Hoffnung ein Lösegeld zu erlangen. Da stand das dahineilende Schiff plötzlich festgewurzelt im Meere. Aus dem Kiel wuchsen Wein- und Epheuranken, welche Ruder und Mast umgaben. Das Kind verwandelte sich in einen Tiger, welcher die Schiffer ins Meer scheuchte, wo sie zu Delphinen wurden. Allein der Steuermann blieb von der Verwandlung verschont, derselbe führte nun das Schiff zurück und wurde der erste Priester des jungen Gottes.

Schon während seiner Erziehung durchstreifte Dionysos, mit Lorbeer und Epheu bekränzt, jauchzende Festrufe und heilige Chöre erhebend, gefolgt von seinem Erzieher Silenus mit seiner Schaar von Panen oder Faunen die Wälder von Nysa. Darauf durchzog der junge Gott die Welt, von Bakchanten und Bakchantinnen umschwärmt, um überall die Herzen für seinen Dienst zu erobern. So durchzog er Phrygien, wo Kybele ihn einweihete in die heiligen Mysterien und ihm seine Kleidung gab, das gefleckte Tigerfell und den Thyrsusstab, mit Weinranken umflochten, Phrygische Bauern entführten ihm auf seinem Zuge seinen steten Begleiter, den betrunkenen Silenus (Seilenos) und brachten diesen, mit Kränzen umwunden zu ihrem König Midas. Dieser aber in dem Trunkenen den Begleiter des gefeierten Gottes erkennend, feierte dem Seilenos zehn Tage und Nächte hindurch rauschende Feste und führte ihn dann wieder dem um den Liebling trauernden Gotte zu. Voll Freuden gestattete Dionysus dem Midas sich zum Lohne selber ein Geschenk zu wählen und Midas bat unbesonnener Weise, es möge Alles, was er berühre, sich in funkelndes Gold verwandeln. Dionysos gewährte die unüberlegte Bitte und voll Freude war Midas.

Und das verheißene Wort versucht er, Alles berührend.
Kaum nun glaubt er sich selbst, da der niedrig stämmigen Eiche
Ein hellgrünendes Reis er entzog und golden das Reis ward,
Rasch erhob er den Stein, auch der Stein erblaßte zu Golde.
Eine Scholle berührt er, die Scholl' in der mächtigen Hand ward
Flimmerndes Erz. Er raufte sich dorrende Aehren der Ceres;
Sieh, und er erntete Gold. Wenn er Obst vom Baume sich abpflückte,
Scheint es der Hesperiden Geschenk. Wenn den ragenden Pfosten
Kaum sein Finger genaht, gleich strahlt's von dem Pfosten wie Feuer.
Selbst, wenn jener die Händ' in lauteren Fluthen gewaschen,
Konnt' auch Danae täuschen die Fluth, von den Händen geröthet.
Kaum noch umfaßt sein Herz noch die Hoffnungen; golden erscheint ihm
Alles. Den Tisch nun ordnen dem Fröhlichen emsige Diener,
Voll mit leckerem Fleische gehäuft und gebackener Feldfrucht.
Aber anjetzt, sobald er mit eigener Rechte der Ceres
Gabe berührt, so erstarret die heilige Gabe der Ceres;
Oder sobald er das Fleisch mit dem Zahn zu zermalmen gedachte,
Ward es zu gelblichem Blech und klirrt ihm unter den Zähnen.
Traubensaft, von dem Schöpfer der Wohlthat, mischt' er mit Wasser;
Gleich schien flüssiges Gold ihm hinab die Kehle zu gleiten.
Jetzt vom befremdenden Uebel geschreckt, so reich und so elend,
Wünscht er dem Gut zu entflieh'n und das eben Erflehete haßt er.
(Ovid.)

Digitized by Google

Voll Entsetzen, seine Thorheit erkennend, flehte er zum Dionysos, ihm die nutzlose Gabe wieder zu entziehen. Letzterer gebot ihm, sich im Flusse Pactolos zu baden. Midas gehorchte und die goldzeugende Kraft fiel von ihm ab hinunter in den Fluß, dessen Bett von dieser Zeit an im Flimmer des Goldsandes erglänzte. — Vom Midas weiß die griechische Sage noch ein anderes Stück zu erzählen: Einst gingen Pan und Apollon einen musikalischen Wettstreit ein. Beide rührten vor ländlichen Richtern, darunter auch Midas, die Leier. Alle andern Richter erkannten dem Apollon den Preis zu, nur Midas meinte, dem Pan die Meisterschaft zuerkennen zu müssen. Hierüber entbrannte Apollon in hellen Zornesflammen und flugs wuchsen dem Midas zwei lange Eselsohren, die zottig ihm beide Schläfen umstarrten.

„Zwar verhehlt er die Schläfen, von kränkendem Schimpfe belastet,
Dicht sie umher einhüllend mit purpurstrahlendem Turban,
Aber ein Dienstgenoß, dem das lange Haar zu beschneiden
Oblag, hatt' es gesehen" — — —

Der Diener wagte nicht die Unzier seines Herrn zu verrathen, so sehr auch sein Herz sich zu lüften begehrte und wiederum konnte er nicht verheimlichen, was er erschaut hatte. Da ging er hin zu einem Acker, grub in die Erde und flüsterte hinein, was ihm das Herz drückte und schüttete die Grube zu. Aber siehe da, es ersproßte dem Acker ein Hain von zitternden Rohrhalmen und jeder Halm, vom Winde bewegt, verkündete, den Ackerer anklagend, jedes der verscharreten Wörtchen den Ohren des Königs.

Ferner durchzog Dionysos Arabien, Aegypten, Libyen und die blüthenreichen Fluren Indiens. Der Zug durch Indien dauerte 52 Jahre. Ueberall verkündete er sein Gesetz des Friedens und der Milde und überall lehrte er den Bau des Weines und anderer Früchte des Ackers, überall ermahnte er zur Ehrfurcht gegen die Götter, überall gründete er Städte und errichtete er Denksäulen. Dann zog er nach Griechenland und zuerst nach Theben, der Geburtsstätte seiner Mutter Semele. Hier standen noch die Trümmer des vom olympischen Feuer zerstörten Palastes der Semele Kadmos, der Erbauer Thebens, hatte sie zu einem Heiligthum der Semele umgewandelt und Dionysos umzog sie mit traubenvollem Rebenlaub. Hier wohnten noch die Schwestern der Semele. Voll giftigen Neides gaben diese vor, Semele sei nicht die Geliebte des Zeus gewesen, sondern sie habe durch das Vorgeben nur eine elendige irdische Buhlschaft verdecken wollen und um solche Lüge zu bestrafen, habe Kronion sie voll Zornes mit dem Blitzstrahl getödtet. Dionysos, empört über solche Verläumdungen, versetzte die thebanischen Weiber, unter ihnen die verläumderischen Schwestern, in einen Wahnsinnsrausch. Auch selbst die Männer konnten sich der allgemeinen Berauschung nicht entziehen. Alle eilten zur Stadt hinaus, um des Dionysos rauschende Feste zu feiern, selbst Kadmos und der blinde Seher Teiresias wurden im Taumel fortgerissen. Nur Pentheus, König von Theben und Schwiegersohn des Kadmos, widerstand der Entzückung und wagte es, den Dionysos zu verhöhnen und seiner Macht zu spotten. Kadmos ermahnte den höhnenden Pentheus vergebens, der allgemeinen Gottesfeier sich nicht zu entziehen und vergebens warnte der weise Seher Teiresias, indem er mit beredtem Munde die Macht und Allgewalt des Gottes schilderte:

Digitized by Google

„Der neue Gott, den Du zu höhnen wagst,
Ich sag' es mit Worten aus, wie groß er einst
In Hellas sein wird. Zweierlei verehret ja
Der Mensch vor Allem: Göttin Demeter — —
Und Semeles Sohn, welcher ihr an Ehre gleicht;
Denn Traubentrank bereitet er und erfand,
Was alles Grames die unseligen Sterblichen
Entladet, wenn sie voll des Rebensaftes sind;
Was Schlaf, des täglichen Ungemachs Vergessenheit,
Gewährt, der einzig unsere Trübsal heilen mag.
Gespendet wird den Göttern auch der Göttersohn:
Daß so der Mensch das Gute nur durch ihn erlangt.
Und Du verlachst ihn, spottend, daß Kronion ihn
Getragen in der Hüfte? Wahrheit hörtest Du!
Weissager ist der Dämon auch: Bakchantenwuth
Und Raserei gleicht wunderbar der Seherkunst.
Wenn unsere Leiber des Gewalt'gen Kraft erfüllt,
Dann sagen wir aufrasend das Zukünftige
Auch hat des Krieges Wagschal' oft Bakchos gelenkt
— — — — — — — — — —
— — — — darum Pentheus folge mir
Und prahle nicht, der Menschen Höchstes sei die Macht:
Bezeige klug Dich, öffnend diesem Gott das Land;
Bring' Opfer, jauchz' empor und kränze Deine Stirn." (Euripides.)

Pentheus jedoch verlachte den Seher und schwur, den Dionysos zu verjagen und die rasenden Weiber zu tödten. Doch da naht ihm verkleidet der Gott, nennt sich Bakchos, einen Priester des Dionysos, und überredet ihn mit listigen Worten, verkleidet hinauszugehen, um die Bakchantinnen zu tödten. Aber als er zum Feste hinauskommt, wird er von seiner eigenen Mutter, die ihn nicht erkannt und andern rasenden Weibern zerrissen. — An einem andern Orte entzogen sich drei Schwestern dem allgemeinen Freudentaumel. Während alles jauchzte und schrie und mit dem Thyrsusstabe und dem rankenden Weinlaub sich schmückte, saßen sie daheim im stillen Gemach, sich bei der rastlosen Arbeit am Webstuhl Märchen erzählend. Plötzlich aber strahlte das stille Gemach im Feuerglanze, Weingeranke umschlang die Webstühle, Epheu umzog die Wände und würzige Trauben hingen hernieder von der in ein grünes Laubdach verwandelten Decke des Zimmers und die angstvoll zitternden Schwestern verwandelt Dionysos in Fledermäuse, die mit zirpendem Klagelaut emporschwirrten. (Ovid.)

Dionysos-Bakchos förderte nicht blos den Weinbau, sondern auch das Blütenleben der ganzen Natur wurde ihm zugeschrieben und war er eins mit dem Sabazios, dem phrygischen Gotte des Naturfegens. Als Dionysos Zagreus wurde er mit einem Stierhaupte dargestellt und zeigt sich auch hierin Beziehung zu dem Stiergotte und der Stiergöttin. — Des Dionysos-Bakchos Thiermaske ist der Elephant.

Mit Dionysos identisch ist der phrygische Gott Attes oder Atys, obgleich die Sage beide neben einander auftreten läßt. Zeus entbrannte einst in Begierde zu der (Präsolarchin) Kybele. Die bloße Lust des Zeus reichte hin die Kybele zu befruchten und diese gebar ein Zwitterwesen, Agdistis genannt. Dionysos-Bakchos welcher zum Erzieher des zügellosen Wesens bestimmt wurde, befolgte als Päda-

Digitized by Google

goge ein eigenthümliches Verfahren. Er verwandelte das Wasser der Quelle, aus welcher sein Zögling zu trinken pflegte in Wein und dies Wunder hatte zur Folge, daß Agdistis in bewußtlose Trunkenheit gerieth. In diesem Zustande schnürte Bakchos ihn so, daß er beim Erwachen sich selbst entmannte. Aus dem Blute, welches den Wunden des Agdistis entströmte und in die Erde drang, erwuchs der blutroth blühende Granatbaum. Von den Früchten dieses noch nie gesehenen Baumes gelüstete es der Nana, Tochter des Flußgottes Sangara, zu genießen. Heimlich pflückte sie eine dieser Früchte und verbarg sie in ihrem Busen. Aus der Lust des Weibes und dem verzauberten Granatapfel bildete sich im Schooße der Nana ein neues blühendes Leben. Der Vater der Nana aber, Sangara, wurde hierüber so erzürnt, daß er seine Tochter verhungern lassen wollte. Jedoch die Mutter nährte die Tochter heimlich mit den Früchten des Granatbaumes, bis Nana einen hübschen Knaben gebar, den Attes oder Atys, welcher aber von Sangara ausgesetzt wurde. Ein Hirte jedoch nährte den Knaben mit Ziegenmilch und der Knabe wuchs zu einem herrlichen Jüngling heran, zu welchem nun die Kybele und auch der jetzt zu einem weiblichen Wesen gewordene Agdistis in heißer Liebe erglühten. Dazu kam nun noch, daß auch der König Midas ihm seine Tochter vermählen wollte. Diese auf ihn eindringenden Liebeswirren veranlaßten, daß sich Attes unter einer Pinie mit einem Hirschgeweih entmannte und zugleich tödtete. Aus seinem Blute entstanden Veilchen, welche die Pienie umkränzten. Daher entstand der Gebrauch, die Pinie zu bekränzen und als heiligen Baum zu verschleiern. Auch die unglückliche Braut, die Tochter des Midas, gab sich selbst den Tod und entstand aus ihrem Blute der Mandelbaum. Dem Attes aber wurde alljährlich eine Leichenfeier gehalten.

Eine andere Personifikation des Sublunarchen ist der phönizische Adonis, der Sohn der Smyrna oder Myrrha, einer Enkelin des Pygmalion. Letzterer, König von Cypern, war zugleich einer der berühmtesten Bildhauer. Er verschmähete alle Frauen seines Reiches wegen ihrer ausschweifenden Sitten und weihte sich ganz seiner Kunst, welche er auch dazu anwandte, sich nach dem in ihm lebenden Ideale weiblicher Schönheit, eine Jungfrauengestalt aus Elfenbein zu schnitzen. Die Bildsäule gelang unter seiner Meisterhand so vortrefflich, daß er selber in heißer Liebe zu seinem eigenen Werke entbrannte. Täglich umarmte und küßte er das Bildniß und fortwährend steigerte sich die Gluth seiner Liebe. In solcher Liebesqual erbarmte sich die Göttin (Subsolarchin) Venus (Aphrodite) des Künstlers und belebte das Bild. Unter den Küssen Pygmalions rötheten sich die weißen Lippen und an seinem Herzen erwärmt, begannen im elfenbeinernen Busen Pulse zu schlagen und seinem Kusse erwiderud, lag eine lebensfrohe Maid ihm in den Armen.

Schön wie dieses Künstlerbild, und ebenso kalt und der Liebe unzugänglich, war anfänglich auch Myrrha, die Tochter des Kinyras. Weder das Flehen der schönsten Jünglinge noch die Befehle der Vaters konnten sie zur Liebe bewegen. Erzürnt darüber, daß eine Sterbliche es wage, ihrer Macht, der Macht der Liebe, zu widerstehen, flößte die Aphrodite ihr eine unnatürliche Liebe zu dem eignen Vater ein. Gramvoll und im unbefriedigten Sehnen vergingen der liebeskranken Myrrha die Tage, bis sie sich ihrer Amme entdeckte. Diese beredete die Myrrha, der Liebe nachzugeben und verkleidet in das Schlafgemach des Vaters zu gehen.

Digitized by Google

Zwölf Nächte kam Myrrha unerkannt in das Schlafgemach des Vaters bis letzterer, begierig, die Geliebte zu sehen, Diener mit Licht herbeirief und seine eigene Tochter erkannte. Wuthentbrannt zückte er das Schwert nach ihr, aber Myrrha entfloh. Verzweiflungsvoll irrte sie durch die Felder, bis sie in einem Palmenhaine Arabiens niedersank, zu den Göttern flehend, sie zur Strafe ihres Frevels unkenntlich zu machen. Während sie noch flehte, schloß sich schon die Erde um ihre Füße, zu Zweigen verhärteten sich die emporgehobenen, ringenden Hände, Blätter sproßten aus den Fingern auf und zum Myrrhenbaume verwandelte sich die schöne Gestalt der liebeskranken Myrrha. In dem Stamme der Myrrhe aber wuchs und gedieh ein Sohn, der aus der berstenden Rinde des sich krümmenden Baumes hervorkam und von den Waldesnymphen in Pflege genommen und mit den Thränen des mütterlichen Myrrhenbaumes, den Balsamtropfen, gesalbt wurde. Dieser Knabe war Adonis, der schnell zu wunderbarer Schönheit emporwuchs. Zu ihm erglühte nun Aphrodite, welche die Veranlassung zu seiner Erzeugung gegeben hatte, in heißer Liebe, die nicht unerwidert blieb. Nun floh Aphrodite ihre heiligen Haine und die Gemeinschaft der Götter, um in den Armen des schönen Adonis zu weilen. Tagelang saß sie mit ihm kosend im Schatten des Waldes, oft aber auch durchstrich sie mit ihm Wälder und Felder, denn Adonis liebte die Jagd. Aphrodite fürchtete die Gefahren der Jagd und nahm dem Geliebten das Versprechen ab, niemals gegen wilde Thiere kämpfen zu wollen. Von Eifersucht gegen den Jüngling entbrannt, der die schönste der Göttinnen dem Olymp entfremdete, nahte Ares dem tapfern Adonis in der Gestalt eines Ebers. Adonis warf die Lanze nach ihm, fehlte aber und wurde nun von den Hauern des Ebers zerfleischt, so daß er sterbend zusammensank. Aphrodite vernahm den Todesschrei des Geliebten und verzweiflungsvoll eilte sie herbei; mit flatternden Haaren durcheilte sie voll Angst den Wald. Die Dornen der weißen Rose ritzten ihre Haut, so daß Blut hervorstürzte, welches die Blätter der Blumen benetzte und die Rose seit dieser Zeit in rother Farbe erblüht. Trotz der großen Eile kam sie zu spät; sie fand den Geliebten in seinem Blute schwimmend. Unter Jammer und Thränen zerschlug sie sich die liliemweiße Brust. Aus dem Blute des Adonis aber sproßte die Wald-Anemone empor. Der Liebesschmerz der Aphrodite bewog Zeus zu gestatten, daß Adonis nur die eine Hälfte des Jahres im Hades, die andere Hälfte aber bei der Aphrodite verweile.

Alljährlich um Johannis feierte man dem Adonis zu Ehren die Adonien, das Fest begann mit Trauertagen. An denselben überließen sich die Frauen zügellosem Schmerze, zerrauften sich das Haar und zerrissen sich unter Klagegesängen die Brust. Zu Byblos mußten sich Frauen das Haar abschneiden, ja in Hainen sich entehren lassen. In Alexandrien trug man am Trauerfeste in einem pomphaften Aufzuge das Bild des Adonis zum Meere, um es darin zu versenken und wurden alle Gebräuche, welche bei hohen Begräbnißfeierlichkeiten üblich waren, beobachtet, um den Schmerz über den Verlust des Adonis auszudrücken. Wie in Syrien die Adonien, wurde in Aegypten dem Osiris ein Trauerfest gefeiert und zwar wurde von Aegypten eigens ein Schiff nach Byblos gesandt, um zu beobachten, ob der vom Libanon kommende und bei Byblos mündende Adonisfluß sich bereits roth gefärbt habe. Um die Zeit des Festes soll derselbe, durch die von Regengüssen losgelöste Erde eine rothe Färbung annehmen und selbst dem Meere eine Strecke diese

Digitized by Google

Färbung mittheilen. Nach Beendigung des Trauerfestes begann sofort ein Freudenfest und zwar mit Bezug auf die Wiederauferstehung des Adonis und dessen Wiedervereinigung mit der Geliebten. — Am Feste der Adonien trug man auch Schalen mit Erde und schnell keimendem Samen darin umher, Adonisgärten genannt. Nach dem Adonis benennt selbst die heutige Botanik noch eine Pflanzengattung.

In Phönizien wurde Adonis auch unter dem Namen Thamuz verehrt. Nach den Rabbinen wurde Thamuz vom König der Assyrer getödtet. In der folgenden Nacht aber versammelten sich alle Götterbilder der Erde im Tempel zu Babylon, alle warfen sich zu Boden und begannen zu wehklagen über den Verlust des Thamimus (Thamuz) im Monat Thamuz (Juni).

Zur genaueren Kunde des Sublunarchen und besonders zur Kunde der Thiermaske dieser Gottheit liefert die Mythe des indischen Gottes Ganescha oder Pulnar einen wesentlichen Beitrag. Ganescha war der Sohn der Parwati, Gattin des Schiwa. Sie bildete ihn ohne ihren Gatten, indem sie beim Baden die Abgänge ihres Körpers zu einem Jüngling formirte. Schiwa, eifersüchtig, glaubte sich von Parwati hintergangen und schlug dem Jüngling den Kopf ab, welcher im Ganges fortschwamm und von Fischen verzehrt wurde. Als Schiwa seinen Irrthum erkannte, wollte er den Jüngling heilen und beleben, aber es fehlte der Kopf. Deshalb hieß Schiwa dem belebten Sohne seiner Gattin, demjenigen Geschöpf, welches ihm zuerst begegnen würde, mit dem Schwerte den Kopf abzuschlagen und sich selbst aufzusetzen. Dies erste Wesen aber, welches ihm begegnete, war ein Elephant. Nach einer andern Mythe entstand Ganescha auf folgende Weise. Als Schiwa und Parwati einst im Walde lustwandelten, sahen sie zwei Elephanten mit einander spielen und Parwati prägte sich das Bild so ein, daß der Sohn, den sie nachher gebar, einen Elephantenkopf hatte. Noch andere erzählen, Schiwa und Parwati hätten beim Anblick jener Elephanten selbst die Gestalt dieser Thiere angenommen und den Genescha mit dem Elephantenkopf gezeugt. — Ganescha hieß auch Egadenda d. i. Einzahn. Die Mythe erzählt, Schiwa habe ihm einen der beiden Zähne mit dem Beile abgehauen, weil er schon als Säugling mit der eigenen Mutter Buhlschaft trieb. Es wird sich hier wohl um den Zahn der bösen Begierde und der Sinnenlust handeln, ebenso wie bei dem Tenes oder Tennes dem König der Insel Tenedos, welcher seinem des Ehebruchs mit der Stiefmutter beschuldigten Sohne den Zahn der bösen Begierde mit dem Beile abhauen ließ. Dieser Sohn aber ist mit ihm selbst dieselbe mythische Person, nämlich der Sublunarch. Von Genescha wird ferner erzählt, daß er unglaublich stark war und so stark aß, daß er die ganze Welt essen würde, wenn er sie bekäme, nur das Zuckermeer, darin seine Wohnung schwimmt, gewährt ihm für seinen Hunge einigermaßen Befriedigung.

Vorstehende Mythe des indischen Ganescha erklärt uns manche Dunkelheiten in der Mythe des mit ihm identischen nordischen Gottes Heimdall.

Heimdall wurde von 9 Müttern geboren und war mit goldenen Zähnen ausgestattet. — Seine 9 Mütter sind die nordischen Walküren, welche mit den griechischen Musen und den indischen Gopias (Kuh- oder Milchmädchen) zusammenfallen. Die Gopias sind die singenden und tanzenden Gespielinnen des jungen (Präseptalibis) Krischna. Sie machten sich bisweilen den Scherz, dem liebenswürdigen Götterjüngling

Digitized by Google

als Trägerinnen zu dienen. Sie verschlangen in der anmuthigsten Weise derartig ihre Körper, daß dadurch die Gestalt des Elephanten entstand. Sie formirten somit die Thiermaske des Gottes Heimdall und konnten deshalb auch als dessen neun Mütter bezeichnet werden. Im Norden, wo der Elephant nicht heimisch, sondern fast unbekannt war, konnte seine Thiermaske, bis auf eine dunkle Erinnerung, leicht in Vergessenheit gerathen. Heimdall wird auch Gullintanni d. i. Goldzahn genannt. Es liegt auch hierin eine dunkle Erinnerung an die Stoßzähne des Elephanten, aus welchen das kostbare Elfenbein stammt. Der in Indien verehrte Elephant ist der weiße, deshalb heißt auch Heimdall der weiße As. Der Elephant ist das größte Landthier, darum wird auch Hemdall als „groß und hehr" bezeichnet. Des Elephanten Stimme gleicht dem Trompetenton, darum besitzt auch Heimdall das sogenannte Giallarhorn, dessen Klang in aller Welt gehört wird. Ganeschas Bruder ist der Kriegsgott Kartikeja, ebenso ist (der Präsolarch) Tyr Heimdalls Bruder. Ganescha schlürft süße Speise aus einem Zuckermeer, Heimdall schlürft in Himirbiörg, seinem speciellen Wohnsitz, süßen Meth. Ganescha ist überaus klug und weise, aber auch Heimdall, der hellste der Asen, ist weise gleich den Wanen. Ganescha galt als der Glück und Segen verleihende Hüter und Beförderer aller Unternehmungen und Geschäfte und fand man sein Bild deshalb überall an den Wegen, Heimdall ist der Wächter und Wärter im Kreise der Götter. — Vorstehende von Unruh gezogene Parallelen zwischen dem indischen und nordischen Gott lassen wohl keine Zweifel gegen die Identität beider aufkommen. — Schiwa soll dem Ganescha mit dem Schwerte den Kopf abgeschlagen und ihm dafür einen Elephantenkopf verliehen haben. Hierauf bezieht sich jedenfalls der dunkle Ausdruck der Edda, in welchem das Schwert als Heimdalls Haupt bezeichnet wird und die ebenso dunkle Behauptung, Heimdall sei mit einem Menschenhaupt durchbohrt worden. — Auf indischen Bildwerken trägt der Elephant zuweilen den Halbmond auf dem Kopfe. Es ist der Elephantengott wie der Stiergott Monatsrepräsentant und zwar beherrscht ersterer die drei letzten Nächte des 30tägigen Monats, nämlich zur Zeit, während welcher der Mond mit der Sonne sich in Konjunktion befindet. Man sieht deshalb auch den mythognostischen Elephanten auf indischen Bildwerken mit 3 Rüsseln abgebildet. Auch Heimdall zeigt den lunarischen Charakter, denn von ihm heißt es, er bedürfe weniger Schlaf als ein Vogel und sehe sowohl bei Nacht als bei Tage hundert Rasten weit. Die Griechen, welchen ebenfalls der Elephant als Thiermaske fremd geworden war, statteten den Riesen Geryon oder Geryones mit 3 Köpfen aus. Bei den Völkern, welche ihre Monate mit dem Neumonde begannen hatte der Sublunarch höheres Ansehen als der Prälunarch (der Stiergott). — Die Unbekanntschaft der Nordländer mit gewissen Thiermasken des Urkultus hat zu manchen irrthümlichen Darstellungen der Edda Veranlassung gegeben. So z. B. wenn erzählt wird, wie folgt: (Der Pseudoseptarch) Loki entwendete einst der (Subsolarchin) Freyja ihr kostbares Halsband Brisingamen. Die Lichtstrahlen, welche von diesem Geschmeide ausgingen, erregten Heimdalls Aufmerksamkeit und setzte er schnell dem Räuber (Loki) nach. Dieser verwandelte sich schnell in einen Robben und sprang ins Meer. Heimdall verwandelte sich gleichfalls in einen Robben und es entspann sich jetzt ein hitziges Gefecht, in welchem Loki von Heimdall mit seinem Haupte durchbohrt wurde, wodurch Loki

Digitized by Google

wieder seine wahre Gestalt annahm und das Halsband wieder herausgab. Lokis Thiermarke ist nicht der Robbe, sondern das Krokodil, welches aber im Norden unbekannt ist. Der Robbe ist Thiermaske des Pseudosolarchen, der im Norden eine große Rolle spielt. Heimdalls Thiermaske ist ebenfalls nicht der Robbe, sondern der Elephant. Wenn Loki von Heimdalls Haupt durchbohrt wird, so haben wir an die Stoßzähne des Elephanten zu denken.

Heimdall tritt in der Edda aber noch als Rigr auf und müssen wir ihn in dieser Personifikation noch besonders betrachten. Auch Gunnar, Sohn des Stiergottes Ginki und Bragi sind mit Heimdall identisch. Bragi, ein mit langem Gewande bekleideter, bärtiger Greis, übertrifft nicht allein die übrigen Götter an Weisheit und Beredsamkeit, sondern ist auch Meister der Dichtkunst und trägt in der Hand ein mit köstlichem Dichtermeth gefülltes Trinkhorn, welchem er fleißig zuspricht. Mit vorstehender Beschreibung Bragis ist das Wort des Pausanias zu vergleichen: „In einer von Weinstöcken, Apfel- und Granatbäumen umgebenen Höhle liegt ein bärtiger Dionysos mit einem goldnen Becher in der Hand und einem bis auf die Füße reichenden Unterkleid. — Gunnar versteht Zauberlieder zu singen und mit seinen Zehen die Harfe zu schlagen. Gunnars Leben endet im Schlangenthurme, wo eine Natter, d. i. der Urdrache, ihn tödtet. Im Nibelungenlied tritt an Gunnars Stelle Gunther, welcher gleich dem Ganescha enthauptet wird. Auch mit andern Personifikationen des Elephantengottes finden wir die Eigenthümlichkeiten, daß sie verstümmelt oder zerstückelt, dann aber wieder zu neuem Leben unversehrt erstehen.

2. Friedrich der Große in der Sage.

Von C. Trog. (Schluß.)

Folgende Sage erzählt Dr. Ulrich Jahn in seinen Volkssagen aus Pommern und Rügen (mündlich aus Marienfließ, Kreis Saazig): Einst ritt der alte Fritz über Feld und erblickte einen hochgewachsenen, starken Mann, der mit seinen Rossen das Feld bepflügte. „Was bist Du für ein kräftiger Kerl!“ rief ihm der König zu; da schaute der Bauer auf, ergriff den schweren Eisenpflug und wies damit quer über das Feld hin: „Dort, Königliche Majestät,“ sagte er, „steht mein Bruder, der ist noch zehnmal stärker wie ich.“ — Der alte Fritz hätte nun gern mehr gewußt von dem Manne und fragte ihn nach seinem Geburtsjahr. Antwortete der Bauer: „Die Zahl kenne ich nicht, nur das weiß ich, daß ihr Hinterstes und Vorderstes, Oberes und Unteres, alles ganz gleich ist.“ — Die Nuß war dem alten Fritz zu schwer, er kehrte ins Schloß zurück und erzählte seinem treuen Hofnarren den Handel. Nun dachten sie zu zweien nach, und da fanden sie endlich, der Bauer könne nur die Zahl 1691 gemeint haben; denn nur bei ihr sei das Hinterste gleich dem Vordersten und das Obere gleich dem Unteren. Der Bauer wurde herbeigerufen und richtig, es stimmte, er war im Jahre 1691 geboren. Der König aber lachte über das treffliche Räthsel und entließ den starken Mann, reich beschenkt, in seine Heimat.

Von ähnlichen starken Bauern erzählt Willibald von Schulenburg in seinen wendischen Volkssagen und Gebräuchen aus dem Spreewald. Dort heißt

Digitized by Google

es: „Einmal wollte der alte Fritz in Schlesien Revue halten, und ein Bauer wollte etwas von ihm. Aber der König hatte keine Zeit und ließ schnell weiterfahren mit seinen vier Schimmeln. Da griff der Bauer in das Rad und hielt den Wagen fest. Da sagte der alte Fritz: „Wenn ich zurückkomme, komm wieder heran," und zum Kutscher: „Wir wollen einen andern Weg zurückfahren," und ist nicht wieder da zurückgekommen.

In Österreich war auch ein solcher starker Bauer, und es machte der Kaiser von Österreich mit Friedrich dem Großen eine Wette, welcher den stärksten Bauer hätte. Da ließ der König den Schlesier holen, der in das Rad gegriffen hatte. Der Österreicher war sehr groß, der Schlesier nicht so groß, aber breit, und sie haben gekämpft. Der Schlesier setzte den Österreicher gleich beim erstenmale auf die Knie und das zweitemal warf er ihn hin und stürzte die ganze Tafel mit um, und alles was oben war, wurde erschüttert. Da sagte der König, er sollte sich das alles mit nach Hause nehmen.

„Viel Feind, viel Ehr!" so blitzt es vom Schilde des großen Friedrich. — Nein, an Feinden hat es ihm nicht gefehlt, sie umgaben ihn ringsum. Auch an solchen Feinden hat es ihm nicht gemangelt, deren Sinnen und Streben dahin ging, Preußens Helden auf meuchlerische Weise unschädlich zu machen. Schweigt auch heute noch die ernste Geschichte darüber, so wird sie schon reden, wenn ihre Stunde gekommen. Die Sage aber bindet sich an keine Zeit, sie spinnt und webt sofort und trägt ihre Mären ins Volk hinein, das alles als vollwichtige Münze aus ihrer Hand empfängt und nicht wissen mag, daß sie auch zuweilen die Verhüllerin der Wahrheit ist. Bald ist es ein liebliches Kind, das wie ein Schutzengel den großen König vor der Gefahr warnt; bald ist es ein Diener, der mit dem Golde des Feindes erkauft, zum Judasdienste bereit ist: doch der große Zoller stand in Gottes Hut. Gott regierte das Schifflein seines Lebens und führte es endlich in den sichern Hafen; mochten auch die Feinde toben und die Hölle schwarze Pläne schmieden: droben im Lichte stand der große Admiral am Ruder und sprach: Nicht wie ihr, wie ich es will, so soll es gehen! —

Eine dieser Sagen, die am wenigsten bekannt ist, möge hier kurze inhaltliche Erwähnung finden.

Des Königs Frühstückszimmer zu Sanssouci zeigt als Deckenschmuck das Bild einer großen Spinne, die von der Mitte aus nach allen Richtungen hin ihre Fäden gezogen hat. Den Grund zu dieser merkwürdigen Zimmerdekoration berichtet uns der weisheitsvolle Mund der Sage. In dem erwähnten Frühstücksgemache wurde eines Morgens dem Könige seine Chokolade servirt. Friedrich trat bald darauf ein, verließ jedoch das Zimmer noch einmal, ohne von der Chokolade genossen zu haben. Bei seiner Rückkehr bemerkte er, daß sich eine Spinne von der Zimmerdecke zur Tasse heruntergelassen und die Chokolade berührt hatte. Er trank nun die Chokolade nicht, sondern goß sie in den Napf seiner beiden Windspiele. Eine Viertelstunde später waren beide Hunde tot. Sofort wurde der Koch gerufen, doch — da krachte ein Schuß — und der Koch hatte sich entleibt. Die Feinde Friedrichs hatten ihn mit Gold erkauft, den König zu vergiften. Zum Andenken an diesen Vorgang wurde das Bild der Lebensretterin, der Spinne, an die Decke gemalt. (Eine ähnliche Sage hat man auch von Napoleon I. C.)

Digitized by Google

Wir schließen unsere Auslese aus dem Sagenkranze, welcher den alten Fritz umgrünt, mit zwei launigen Sagengeschichten, wie sie der Volksmund wiedergiebt.

Der alte Fritz kam einmal nach Frankfurt. Er hatte sich verkleidet und kein Mensch erkannte in ihm den König. Wie er in ein Wirthshaus kam, saß da so ein Dicker hinter einer gebratenen Gans und aß, als ob er gehenkt werden sollte. Der alte Fritz hatte Hunger und forderte auch ein Essen. Er bekam aber nichts, denn der Wirth glaubte, er könne nicht bezahlen, so arm sah er aus. Jetzt setzte sich der König zu dem Dicken und fing ein Gespräch mit ihm an und fragte: wo er hin wollte? — „Nach Berlin!" — „Was er in Berlin wollte?" — „Ich will mir das Fett abzapfen lassen!" — „Dann wäre es aber gut, wenn ihr zu dem König seinem Leibarzt kämet, bei dem kostet es nicht so viel. Ich kenne ihn ganz gut und will Euch etwas auf einen Zettel schreiben, dann könnt Ihr nicht fehl gehen." — Und da schrieb der alte Fritz in fremder Sprache auf einen Zettel: „Laß diesen faulen Bachusknecht bei Wasser und Brot in das Gefängniß werfen, bis ich wiederkomme. Friedrich." Darüber war nun der Dicke recht froh und er ließ den Fritz von der fetten Gans mitessen. Der Dicke kam auch richtig nach Berlin zu dem König seinem Leibarzt und zeigte diesem den Zettel vor. Wie der den Zettel gelesen hatte, ließ er ein paar Soldaten rufen und die packten den Dicken beim Kragen und steckten ihn richtig ins Gefängniß. Wie sechs Wochen herum waren, kam auch der König wieder nach Berlin. Da fragte ihn der Gefängnißwärter: „Was soll mit dem Kerl, der im Gefängniß steckt, geschehen?" — „Ach so," sagte der alte Fritz, „den Dicken hatte ich ganz vergessen; laßt ihn nur wieder heraus!" Als er nun aus dem Gefängniß kam, war er nicht mehr dick, sondern ganz mager, und er beschwerte sich und fragte: „Womit habe ich das verdient?" — „Soll man's Maul halten," sagten sie ihm da, „bei dem Abzapfen hat er keine Schmerzen gehabt!"

Ein andermal ritt der alte Fritz durch das Feld, und da begegnete er einem Bauer, der mit im siebenjährigen Kriege gewesen war. „Na, Alter, wie geht's?" fragte der König. — „Ja wie geht's!" sagte der Bauer, „man muß sich ums tägliche Brot sauer plagen!" Wie nun der Fritz fortreiten wollte, fragte ihn der Bauer: „Majestät, ich habe so gute eingelegte Kirschen, darf ich Ihnen etwas davon schicken?" — „Ei warum denn nicht?" sagte der König, „eingelegte Kirschen sind gut, die lasse ich mir gefallen!" Da schickte ihm der Bauer ein Topf voll eingelegter Kirschen.

Über eine Zeit begegnete der König demselben Bauer. Der Bauer war neugierig und fragte: „Majestät, wie haben die Kirschen geschmeckt?" — „Was für Kirschen?" fragte Friedrich. — „die eingelegten Kirschen, die ich Ihnen mit meiner Frau ins Schloß geschickt habe," antwortete der Bauer. — „Ach so," rief der König, „die habe ich aber gar nicht gekriegt!" Nun forschte der König im Schlosse nach und es stellte sich heraus, daß ein Diener die guten Kirschen für sich behalten hatte; der wurde aber gleich fortgejagt, denn unehrliche Leute kann der König nicht brauchen.

Der alte Fritz setzte sich aufs Pferd und ritt nun gleich zu dem Bauer hin und fragte: was er für die Kirschen haben wollte? — „O, nicht viel," sagte der Bauer, „aber wenn's sein kann, einen alten Sattel." — „Den sollst Du haben!"

Digitized by Google

sagte der König und wollte fortreiten. Der Bauer aber rief geschwind: „Majestät, wir sind zwei alte Leute und der Tod kann über Nacht kommen, geben Sie mir das lieber schriftlich!“ — Da schrieb der alte Fritz auf ein Stück Papier: „Der Bauer N. N. soll den alten Sattel haben. Friedrich.“

Das war gut. Nicht weit davon lag ein großes schönes Hofgut, das hieß Alten-Sattel. Der schlaue Bauer nahm nun seine Schrift vom alten Fritz und ging damit zu dem Gutsherrn auf Alten-Sattel und sagte: er kündigte ihm hiermit das Gut auf, denn er wollte selbst auf den Hof ziehen. Der Gutsherr wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte; wie er aber dem König seine Schrift sah, ging er gleich nach Berlin zum alten Fritz und wollte sich beschweren. Als der König die Geschichte hörte, war er erst ganz verdutzt, dann sagte er: „Hat mich der Kerl doch erwischt! Aber was ist zu machen? Der Bauer hat mein Wort, das kann ich nicht zurücknehmen. Wißt Ihr was? Laßt dem Kerl das Gut Alten-Sattel, ich will Euch ein anderes, weit größeres und schöneres Gut dafür schenken.“ Das war der Gutsherr gern zufrieden, und da war ihnen allen geholfen. Ja, ja, der alte Fritz, das war einmal ein König!

3. Die Inschrift des Ruhenthaler Steines.

Im Oktober des Jahres 1803 wurde, nach einem Berichte von Kortum, im Ruhenthale, Ruenthale oder Rauhenthale, einem großen Thale nordwärts der Ruhr, anderthalb Stunden von Bochum, zwischen dem Rittersitze und Kirchdorfe Weitmar und der Stadt Hattingen belegen, von Arbeitern eine uralte Grabstätte entdeckt. Eine genaue Untersuchung derselben unter Leitung des Bürgermeisters Wünneberg ergab Folgendes: Das Grab war 18 Fuß lang und 3½ Fuß breit und erstreckte sich von Abend nach Morgen, Es war ausgemauert. Die Mauern waren etwa 4 Fuß dick, äußerst fest und gingen senkrecht bis zum Grunde eine Lachter tief. Ihre Steine waren feste Sandsteine, ungemein fest zusammengekittet und nach innen hin gerade behauen. Der Boden war nicht mit Steinen belegt, auch war das Grab nicht überwölbt, sondern ganz mit Erde ausgefüllt.

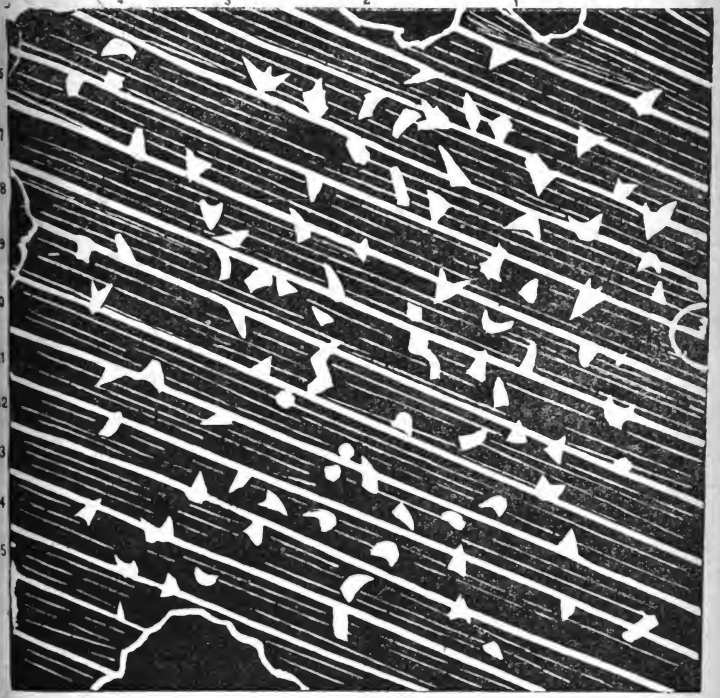
Als Ausbeute ergab es:

1) Eine gut erhaltene Urne. 2) Viele Scherben von mehreren Urnen, deren eine von bedeutender Größe gewesen sein mußte. 3) Viele Ziegelsteine und Platten von Schiefer. 4) Seifenartige Fettklumpen, die sich in den Urnen vorfanden. 5) Holzkohlen. 6) Knochen von Pferden und 7) Menschenknochen, welche größtentheils verbrannt waren. 8) Viele verrostete Eisenstücke von Waffen und Pferdegeschirr herstammend. 9) Eine kleine, zerbröckelte Schale von Silber, in der Kortum eine Opferschale vermuthet. 10) Eine meißelartig geformte Steinaxt, 11) Einen zungenförmig geformten Stein, den Kortum für einen Schleifstein hält. 12) Einen dicken Feuerstein. 13) Einen plattrunden, steinernen Knopf mit einem Loche; nach Kortums Meinung ein Spinnwirtel. 14) Einen kleinen eisernen Knopf, der nach Kortum als Halsschmuck oder Ohrgehänge gedient haben könnte. 15) Zwei versteinerte Fischzähne nebst einem zahnförmigen Stifte. Kortum hält diese Sachen für Heftnadeln. 16) Einen zinnernen Haarspieß. 17) Etwas von einem weißen Pulver, welches Kortum für Perlenkalk hält. 18) Ein kleines Stück, welches, nach dem Ausdrucke Kortums, einem Hörnlein ähnelt und in dem er die Krallen von einer Bären- oder Wolfstatze vermuthet. 19) Einen mit fremden Charakteren versehenen, großen Stein. Dieses letzte Fundstück ist es, dem wir unsere Aufmerksamkeit jetzt zuwenden wollen.

Digitized by Google

Der Stein, der seitwärts von der großen, zerbrochenen Urne lag, hat eine Höhe von 10 Zoll, die obere Fläche mißt 11 Zoll, die untere 8½ Zoll. An einer Seite ist die untere Fläche etwa anderthalb Zoll gerade abgehauen. Die obere Fläche ist etwas convex, die untere aber eben. Der Stein ist ein grober, gemeiner, weißgrauer, aber doch fester Sandstein und grob behauen. Auf der obern Fläche sind Furchen ziemlich tief, aber sehr roh ausgehauen, welche ohngefähr 1 Zoll breit von einander abstehen und schräg von einer Ecke nach der andern laufen. Zwischen diesen Furchen, welche als Hauptlinien erscheinen, sind noch viele unordentliche Linien. Zwischen den Furchenlinien und theilweise in Verbindung mit denselben, finden sich äußerst roh geformte Zeichen, theils oberflächlich, theils tief eingehauen, welche meistens 1½ Zoll lang sind.*)

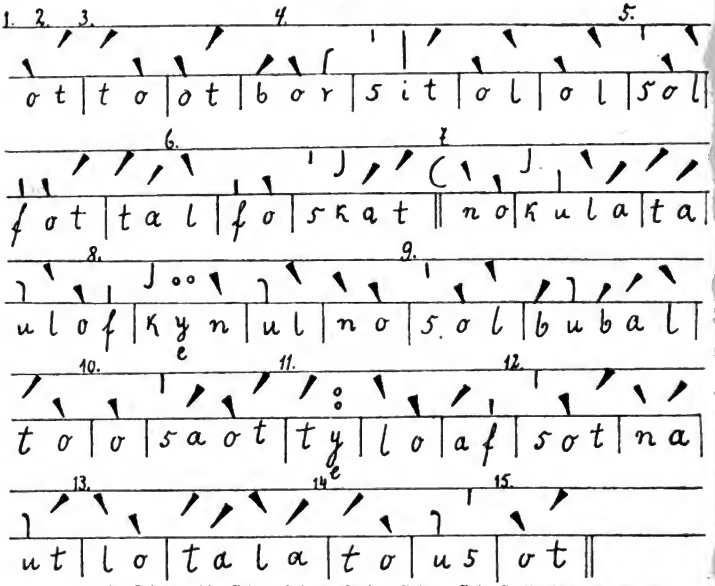
Tafel I.



*) Vergleiche Abbildung Nr. I der obigen Tafel. Nach Kortum, das möge hier noch bemerkt werden, soll die Formlosigkeit einer Anzahl von Zeichen nicht bloß ihren Grund in der Beschaffenheit des Materials und der rohen Bearbeitung desselben haben, sondern bei einer Anzahl

Wir kommen nun zur Inschrift. Dieselbe ist, soweit mir bekannt, noch nicht gelöst; wir wagen den Versuch.

Tafel II.



Die Zeichen, die sich auf dem Steine finden, sind Helsingsche Runen, die Inschrift ist keltisch-irisch und enthält ein Klagelied, einen Leichengesang auf den Oberpriester eines keltischen Stammes (Clans), dessen Asche wohl unzweifelhaft die große Urne, neben welcher der Stein lag, barg. Das Lied lautet:*)

In Uebersetzung:

ot[1] to[2] ot[3]	O Mann, o
bor[4] sit[5] ol[6]	Gelehrter, großer Held,
ol[7] sol[8] fot[9]	große Sonne der Wissenschaft,
tal[10] fo[11] skat.[12]	Oberhaupt des Stammes, [sein] Beschützer!

von Charakteren sollen des hohen Alters wegen (?) die Ränder und Ecken abgestoßen sein. Dieser Ansicht kann ich nicht beistimmen. Eine Beschädigung der Zeichen hätte nur vor der Einsenkung des Steines in das Grab stattfinden können, und das darf wohl nicht angenommen werden, oder aber die Beschädigung wäre bei Auffindung des Steines geschehen. Wäre dieses letztere der Fall, so hätte Kortum die fraglichen Beschädigungen nicht auf Rechnung des hohen Alters gesetzt. Da nun aber eine Beschädigung des Steines während der Zeit, wo er im Grabe lag, selbstverständlich ausgeschlossen ist, so sind wir gezwungen, den Stein als unbeschädigt gelten zu lassen und für die Rohheit der Zeichen können wir nur das Material, das jedenfalls leicht splitterte, und den Bearbeiter verantwortlich machen.

*) Vergl. hierzu die Abbildung Nr. II der obigen Tafel.

Digitized by Google

no[13] kula[14] ta[15]	Nicht ein Held der Waffen [warst] Du,
ulof[16] kyn (ken)[17]	[Du warst] Gelehrter, Leiter des Gerichtshofes!
ul[18] no[19] sol[20]	Große, erhabene Sonne,
bubal[21] to[22]	Klingendes Horn, Mann
o[23] saot[24] ty (te)[25]	von göttlicher Majestät,
lo af[26] sot[27]	gelinder Herr (Vater) des Stammes:
na[28] ut[29] lo[30]	Die Seele [ist] fort!
tala[31] to[32] us[33] ot.[34]	Stammesklage Dein Ruhm, o!

Wörter:

[1]) Ir. odh ach! o! [2]) Ir. to Mann. [3]) Ach! o! S. oben. [4]) Ir. bar Gelehrter. [5]) Ir. suidh Held. [6]) u. [7]) Ir. ol groß. [8]) Ir. sol Sonne. [9]) Ir. fod Wissenschaft. [10]) Ir. dal Stamm. [11]) Ir. fo König, Oberhaupt. [12]) Ir. sgath Beschützer, Vertheidiger. [13]) Ir. na nicht. [14]) Ir. cu Held, ir. lo Waffen. [15]) Ir. tu, mankisch too, cornisch ta Du. [16]) Ir. ollamh Gelehrter; Hebräisch aluf. [17]) Ir. ceann Oberhaupt, Leiter des Gerichtshofes. [18]) Ir. ull groß. [19]) Ir. no prächtig, erhaben. [20]) Sonne. S. oben. [21]) Ir. bubhal schallendes, klingendes Horn. [22]) Mann. S. oben. [23]) Ir. o von. [24]) Ir. saoth Majestät. [25]) Ir. de des Gottes. [26]) Ir. lo Stamm, ir. ab Herr, Vater. [27]) Ir. sodh gelinde. [28]) Ir. na Seele. [29]) Ir. ut heraus! fort! weg! [30]) Stamm. S. oben. [31]) Ir. tala Leichengesang, Klagelied. [32]) Ir. do Dein. [33]) Ir. us Ruhm, Ehre. [34]) Ach! o! S. oben.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen. Die Inschrift lag bereits nach der dem Kortum'schen Berichte entnommenen Abbildung in „Grimm, deutsche Runen" vor, als dieser Bericht in meine Hände gelangte. Um so erfreulicher war es mir, zu lesen, daß Grimm, ohne den Inhalt der Inschrift zu kennen, das Grab für ein „nicht gemeines Begräbniß" erklärt, in dem möglicherweise ein Druidenoberhaupt nebst seinen Unterpriestern ihre letzte Ruhestätte gefunden. Aus dem Vorkommen von weiblichem Schmuck folgert er, daß auch wohl hier eine „prophetische Jungfrau oder Alrune" möchte beigesetzt sein. Ich lasse die Vermuthung bezüglich der in diesem Massengrabe neben dem Oberpriester sonst noch beigesetzten Personen auf sich beruhen; Leute vornehmen Standes werden es aber gewesen sein, die man dort zur Ruhe bettete. Dafür zeugen die Pferdeknochen und dafür zeugt der Umstand, daß sie mit dem Oberpriester des Stammes in demselben Grabe ruhten.

Biere. Rabe.

4. Kleine Mittheilungen.

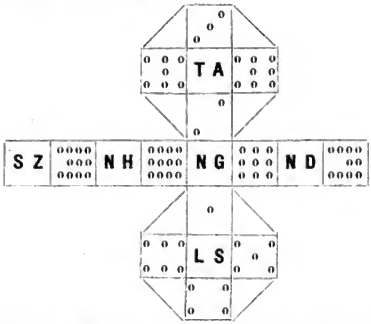
1. **Jemanden barbiren** für betrügen und auch jemanden heruntermachen hat in einer altgermanischen Sitte seinen Ursprung und bedeutet ursprünglich jemanden beschimpfen durch Abschneiden des Bartes. Noch jetzt gilt es dem Türken als der größte Schimpf, wenn ihm, als der Besiegte der Bart abgeschnitten wird. Aehnliches kommt auch bei Shakespeare vor; man vergleiche nur to beard bei demselben.

2. **Er muß auf dem breiten Stein stehen** sagt man in Dithmarschen und Hannover, wenn jemand zu Gevatter stehen soll. Aber auch von dem, der sich verheirathen will, heißt es: „Er sitzt oder steht auf dem breiten Stein," wie Volksreime aus Ditmarschen, den Vierlanden und von der Insel Rügen bezeugen. Werden aus einem Hause mehrere Töchter rasch nacheinander verheirathet, so sagt das Volk: „Dort muß ein breiter Stein im Hause sein. Auch im Pfänderspiel kommt ein „Auf dem breiten Stein stehen" vor, bei dem der Betreffende zu sagen hat: „Ich steh', ich steh' auf'm breiten Stein, und wer mich lieb hat, holt mich ein." Verlobungen wurden nämlich früher von einem breiten Stein aus feierlich verkündigt. Einen solchen breiten Stein gab es z. B. in Stralsund, in Greifswald und in Lübeck. (Vgl. Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 47 u. 108; niederd. Korrespondenzbl. III, 73 u. 87; volksthümliche Lieder II, 189 u. 198.)

Heinr. Carstens, Dahrenwurth.

Digitized by Google

3 **Knobel-Beitrag.** Gleichzeitig mit den in Nr. 6 S. 95 abgedruckten Erklärungen des von Herrn Frahm in Nr. 5 S. 79 besprochenen Knobels sandte Herr Rabe eine übereinstimmende Erklärung der Buchstabenbezeichnung desselben und hat Herr Rahlf die Güte gehabt, folgende Zeichnung zu liefern:



Außerdem hat Herr Rabe einen Kreisel übersandt, welcher aus einem Würfel besteht, der von einem zum Kreiseln dienenden, an einem Ende zugespitzten Stiel durchbohrt ist. Die beiden durchbohrten Würfelflächen haben selbstverständlich keine Bezeichnung, die 4 andern Quadratflächen des Würfels haben die Bezeichnung A. H. L. Z. Herr Rabe fügt in einem Briefe folgende Erklärung hinzu: „Der Kreisel wird zu Weihnachten gebraucht, wann die Kinder um Haselnüsse spielen. Die Buchstaben bedeuten: A = Alles; H = Halb; L = laß, d. h. laß stehen; S = setze; für S steht oft Z = zahle. Das Spiel wird so gespielt: Eine Anzahl Kinder thut sich zusammen; jedes derselben setzt eine Anzahl von Nüssen und nun wird der Reihe nach gekreiselt, (gekieselt). Fällt A oben, so nimmt der Betreffende Alles und es wird von Neuem gesetzt. Fällt H oben, so nimmt der Betreffende die Hälfte und es wird ohne neuen Einsatz weiter gespielt. Fällt L oben, so giebt es nichts, fällt S (Z) oben, so muß der Betreffende zusetzen. Die Kreisel sind an Größe verschieden. Vielfach sind die Buchstaben eingeschnitten."

4. Peter sett an! (S. 64.) Jetzt nur noch sehr vereinzelt, in meiner Jugend (1845 bis 1850) fast im Verschwinden begriffen, war das A — altolletje, d. h. Kreisel auf dem A = al. Es war sechsseitig, hatte einen Stift oben, den Kreisel in Bewegung zu setzen und einen Punkt unten, worauf er drehte. Er trug die Buchstaben A (al), B (bei), D (doppelt), N (niehts), S (setze) T (treh = zieh). Sie waren aus Bein, Elfenbein oder Silber. Nachdem der Spieler den Kreisel in drehende Bewegung gesetzt hatte, ließ er ihn sich ausdrehen und beim Fallen entschied der Buchstabe.

Taco H. de Beer, Amsterdam.

5. Briefkasten.

Eingegangen: Was man in der Gegend des Solinger Waldes am Johannistage noch zu sagen und zu thun pflegt, von Herrn S. in S. (Mit großem Interesse gelesen). Pfingstbrauch von S. in S. — Sonstige Einsendungen in nächster Nummer. Mehrere verehrl. Correspondenten und Einsender wollen eine verzögerte Beantwortung gütigst entschuldigen. H.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen
für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend."
(Odhin in Havamal.)

Nr. 8. **Band 5, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1) Eine historische Denkschrift Rendsburgs vom Jahre 1457. 2) Wiben Peter, de ditmarscher Landes Viendt. 3) Das Beckenbrennen. 4) Ortsnamen. 5) Kleine Mittheilungen. 6) Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet].

1. Eine historische Denkschrift Rendsburgs vom Jahre 1457.

Vorbemerkung. Nachfolgende Denkschrift befindet sich auf einem Pergamente, welches auf dem Rendsburger Rathhause aufgefunden worden ist und der Unverstand und die Unkunde früherer Zeit zum Attendeckel verwandt hatte. Sie ist kunstvoll ausgeführt, hat aber im Laufe der Jahrhunderte durch die entwürdigende Verwendung sehr gelitten und ist deshalb schwer zu lesen. Sie ist wahrscheinlich die älteste Chronikenaufzeichnung eines Rendsburgers. Besonders sind es einige Notizen aus der Geschichte der St. Marienkirche, welche zur Zeit des Jubiläums — die Kirche wurde 1287, also vor 600 Jahren gegründet —, interessiren werden. Außerdem giebt die Denkschrift Data aus der Geschichte der holsteinischen Grafen aus der Rendsburger Linie. Die geschichtlichen Notizen stehen in der Denkschrift nicht in chronologischer Reihenfolge geordnet, wie dieselben in nachfolgenden Zeilen, der besseren Uebersicht wegen, in genauer Fassung dem Leser vorgeführt werden. Sie enthält im Ganzen auffallend genaue Zahlenangaben und liegt hierin ein Zeichen der Zuverlässigkeit des Aufzeichners. Woher der Aufzeichner die älteren Angaben entlehnte, werden uns vielleicht Kundigere sagen, nachdem die Veröffentlichung erfolgt ist.

In deme Jare vnses heren alseme scref M. cc. xvjj wan de eddle greue alff van holsten deme konighe van dennemarken enen groten strit aff in der veltmarke to bornehouede vnde de sulue greve ward na der tid en graw monnich van kile vn toch to rome vnd vor warff dar he prester wart wol dat he in mengheme stride hade mede wesen vn licht to deme kile begrauen to den monniken.[1])

1) „In dem Jahre unsers Herrn, als man schrieb 1217, gewann der edle Graf Adolf von Holstein dem Könige von Dänemark einen großen Sieg (wörtlich Streit) ab in der Feldmark zu Bornehöved und derselbe Graf ward nach der Zeit ein Grau Mönch in Kiel und zog nach Rom

Anno M. cc. lxiiij do vor vil de ſtat van vures weghen dar minſchen . . . . . [2]) (nicht zu leſen wegen eines Loches im Pergament.)

Anno M. cc. lxxxvj vorbrande Reinaldesborch halff vp. In deme anderen iare dar na begunden de borghere de kerken to buwende von tegheliſtene. [3])

Anno dm. M. cc. xciij an ſunte margareten daghe koſten de ſwaren dat ſegherwerk. [4])

Anno M. ccc. iiij do ſtarf de eddele greue hinrik van holſten vnd deſulue buwede de twe torne vppe deme ſlote vnd des ſuluen daghes alſe he ſtarf worden dyſe rede maket dar he langhe auer buwet hadde. [5])

Anno M. ccc. xviij in deme daghe der delinghealler apoſtele thoghen de dithmerſchen mit groter monheit in dat lant to holſten vnde vorbranden dat kerſpel to ſegheberghe vnd bornehouede vnd den hof tor bopemolen vor den ſee tomale.

Anno M. ccc. xviij alſo vorſcreuen is don de ditmerſten weren umme toghen des anderen daghes dar na qvam Junk' Johan broder des koninghes van denne marken vn ſloch van ditmerſchen wol v hundert. [6])

---

und verwarf wohl (oder: mißbilligte es vielleicht) als er Prieſter ward, daß er in manchem Streite mitgewesen war und liegt begraben zum Kiel im Mönchskloſter." — Die Jahreszahl iſt vom Aufzeichner der Denkſchrift verſchrieben. Es iſt ein X (10) ausgelaſſen. Graf Adolf IV. mit ſeinen Bundesgenoſſen ſchlugen den König Waldemar II. am 29. Juli 1227, dem Tage der heiligen Maria Magdalena bei Bornhövede.

2) „Im Jahre 1264 verſiel die Stadt durch eine Feuersbrunſt und verdarben viele Menſchen". Die Büſchingſche Chronik hat: 1264 iſt die Stadt ganz abgebrannt, aber bald von den Bürgern bebauet worden ſeien und bemerkt die Büſchingſche in Betreff des Kirchenbaues, daß reiche Bürger in Rendsburg gewohnt haben müßten, die ihres Geldes Herr geweſen ſeien und zur Zeit der Noth hätten angreifen können und ebenſo die Camererſche Chronik, daß obgleich die Stadt zu zweien unterſchiedenen Malen abgebraunt ſei, die Bürger dennoch im Stande geweſen wären, eine ſchöne Kirche nach ihrer damaligen Gelegenheit zu bauen.

3) „Im Jahre des Herrn 1293, am Tage der heiligen Margaretha, kauften die Kirchgeſchworenen das Zeigerwerk," d. i. die Kirchenuhr.

4) „Im Jahre 1304 ſtarb der edle Graf Heinrich von Holſtein und bauete derſelbe die zwei Thürme auf dem (Rendsburger) Schloſſe und an demſelben Tage, an welchem er ſtarb, wurden dieſe Thürme, an denen er lange gebaut hatte, fertig." — Heinrich I., Graf ſeit 1240, ſtarb am 3. Aug. 1304. Er machte zuerſt Rendsburg zur Reſidenz. — Die Rendsburger Chroniken geben als Sterbejahr übereinſtimmend 1310, welche aber falſch iſt, an. — Nach der Camererſchen Chronik ſoll ſchon Heinrichs I. Vater, Gerhard I., der Stifter der Itzehoer Linie, Rendsburg zur Reſidenz gemacht haben. — Dr. Berblinger, (Gerhard der Große und ſeine Reſidenz), ſagt im Text: „Heinrich ſoll damals, (als er ſich mit der Tochter des Florenzius von Bronkhorſt, Namens Heilwig, der Brudertochter des Erzbiſchofs Gieſelbert von Bremen und Schweſter des Dompropſten Ludwig von Hamburg, vermählte), das Schloß Reinoldsburg mit ſeiner jungen Gemahlin bezogen haben, welches er weiter ausbauete und mit zwei Frontaltürmen verſah"; und ferner in einer Fußnote: „Von Reinoldesburg iſt die Urkunde vom 21. März 1304 datirt, in welcher Arnoldes de Bisbele als Burgvogt, Leo und Otto de Doſenrode und Bertram de Daame als Schloßhauptleute genannt werden."

6) „Im Jahre 1318, am Tage aller Apoſtel Theil (d. i. am 15. Juli) zogen die Ditmarſcher mit vieler Mannſchaft in das Land Holſtein und verbrannten das Kirchſpiel zu Segeberg

Anno M. ccc. xxx des mandaghes vor mid vasten vorbrande de Reynaldesborch vp vthghenamen etlike hus bi der wedeme. [7])

Anno dm. M. cc. xl wart vor raden vnd iammerliken ghemordet de eddele greue Ghert van holsten to randershusen van eneme de de het nickelz ebbesen vnd was sin eghene rat gheuer. [8])

Anno M. ccc. l do was de grote pestilence. [9])

---

und Bornehöved und zugleich den Hof zu Bovemolen (Bovemühlen) vor dem See. Im Jahre 1318 als vorher geschrieben ist, da die Dithmarscher umhergezogen, des andern Tages darnach, kam Junker Johann, der Bruder des Königs von Dänemark und schlug (erschlug) von den Dithmarschern wohl 500 Mann." — Jung Johann, welcher die Dithmarscher überfallen und ihrer 500 erschlagen haben soll, war Johann III. (der Milde oder Freigebige) von Plön (später von Kiel). Er war Stiefbruder des Königs Erich Menved von Dänemark, (regierte 1286 bis 1319). Es war die Agnes von Brandenburg, von 1273 bis 1286 mit König Erich Glipping, dann aber von 1293 bis 1312 mit dem Grafen Gerhard II. oder Blinden von Plön vermählt. Nach Waitz ist es auch Johann III. gewesen, der 1317 die Dithmarscher auf ihrem Verheerungszuge überfiel. Anderseits wird erzählt, die Dithmarscher seien unter großen Verwüstungen über Scheneseld, Nortorf und Neumünster nach Kiel gezogen, wo sie sich bei dem ihnen befreundeten Grafen Johann II. und bei den Kieler Bürgern einquartirten. Hier lästig fallend sollen sie mit List zur Stadt hinaus gelockt worden und nun nach Bornhöved gezogen sein, wo sie den tollsten Muthwillen trieben. Darauf soll sie Graf Gerhard der Große an der Bünzerane in der Nähe von Nortorf überfallen und fast die ganze Schaar niedergemacht haben. Dr. Berblinger bemerkt inbetreff der Zeit des Kampfes: „die Zeitangabe (17. Juli 1318) ist falsch, die Schlacht muß im Sommer 1317 stattgefunden haben, wie Detmar und Reimer Kock angeben, während Karsten Schröder 1318 angiebt. Unsere Denkschrift giebt gleichfalls 1318 an. Welche Zeit ist die richtige? Fast möchte man glauben, beide Zeitangaben seien richtig. Da in den Berichten die Zeitangaben und die Sieger verschiedene sind, möchte man glauben, die Dithmarscher hätten sich zu zweien Malen aufgemacht, in Holstein zu heeren.

7) „Im Jahre 1330 des Montages vor Mittfasten brannte die Reinaldesborch auf, ausgenommen einige Häuser bei der Wedeme" d. i. bei dem Pastorate. Nach den Rendsburger Chroniken hießen die Häuser hinter dem Kirchhofe welche verschont blieben auf der Witting, Wittung, Witterung. Letzteres ist selbstverständlich volksetymologische Verdrehung. Der Name deutet auf uralte Befestigungen am Stegengraben. — Die Denkschrift von 1457 aber zählt noch eine Feuersbrunst auf. Sie meldet: „Anno M. ccc. lxxxvjjj vorbrande reynaldesborch gantz vp vthghenamen ettlike hus bi der wedeme." Diese Notiz ist in der Wiedergabe der Denkschrift oben ausgelassen. — Es liegen hier Verwechselungen zweier verschiedener Rendsburger Feuerbrünste vor. Nicht 1288 fand gleich nach 1286 wiederum eine totale Feuersbrunst statt, wohl aber hatte Rendsburg 100 Jahre später wiederum eine große Feuersnoth, von welcher die Camererische Chronik meldet: „Anno 1388 am St. Doratheen Tage ist fast der dritte Theil der Stadt abgebrannt und weil damals die Stadt in großer Gefahr stand, haben sie (die Rendsburger), den Margarethentag (soll heißen: Doratheentag) zu feiern geordnet, gleich dem Ostertage." Der Text, den die Denkschrift zu 1288 bringt, ist der von der Feuersbrunst im Jahre 1330.

8) „Im Jahre 1240 ward verrathen und jämmerlich ermordet der edle Graf Gerhard von Holstein zu Randershusen, d. i. im Schlosse zu Randers, von einem, welcher Nickels Ebbesen (Niels Ebbesen) heißt und ist sein eigener Rathgeber gewesen. Demnach hat Niels Ebbesen auf eigene Faust gemordet; es ehrt aber die Dänen wenig, daß sie ungefähr um dieselbe Zeit, als die Stadt Rendsburg ihrem größten Wohlthäter das bescheidene Denkmal am Gerhardsbrunnen setzte, sie ihrerseits den Mörder Gerhards in ähnlicher Weise zu verherrlichen suchten.

9) „Im Jahre 1350 war die große Pest." In den Jahren 1348 bis 50 durchzog ganz Europa „der schwarze Tod." Auch die kimbrische Halbinsel wurde heimgesucht. In Lübeck starben gegen 9000 Menschen allein am 10. August 2500. In Schleswig blieb kaum der vierte Theil am Leben. Aus Spuren von Anbau in den Heiden hat man geschlossen, daß diese vor 1350 bebaut gewesen, darnach aber uncultivirt blieben. Schwerlich ist Rendsburg verschont geblieben.

Digitized by Google

Anno M. cccc. iij starff de edele greue Alberd van holsten. [10])

Anno M. cccc. iiij wart gheslaghen in de ditmersten Hamme de eddele hartoghe Ghert van slesswik mit velen siner manscop. [11])

Anno M. cccc. xxj worden de pilere vn dat fundament der kerken gebetert mit howe stenen. [12])

Anno M. cccc. xxvij belede hertoghe Hinrik to Sleswich vn greue to holsten den berch slens borch mid sinem broderen hertoghe Gerde vn hertoghe alff mit veleme anderen volke darsulues vnd wart gheslaghen hertoch Hinrik in deme auende der hemelvart des morghens eer de sunne vp gink. [13])

Anno M. cccc. xxxj in palme daghe wan de erscreuen here hertoch vnde sin broder slenzborch sunder vele hulpe dar to der tid wor slaghen riddere. [14])

Anno M. cccc. xxxvj don wart geghaten de grote clocke. [15])

Anno M. cccc. lijj wart ghewelvet de kerke to Rensborch vnde des anderen iares wart rede ghebuwet de torne dat schude vom erer twer gude ghenomet Otto poppe. clawes herseuelt dat en got gnedich si. do sulues wart vornyget dat orgelwerk. [16])

Anno M. cccc. lvj in sunte marcus daghe wart ghewiget der grote clocke. [17])

---

10) „Im Jahre 1403 starb der edle Graf Albert von Holstein." — Graf Albrecht, Sohn Heinrich II. oder des Eisernen, fand in der Norderhamme Dithmarschens durch einen Sturz vom Pferde seinen frühen Tod am 28. September 1403.

11) „Im Jahre 1404 wurde geschlagen in der dithmarscher Hamme der edle Herzog Gerhard von Schleswig mit vieler seiner Mannschaft." — Graf Albrecht von Holstein und Herzog Gerhard von Schleswig, Söhne Heinrich (II.) des Eisernen, überzogen Dithmarschen mit Krieg. Am 4. August 1404, am Abende des heil. Oswald, wurde Herzog Gerhard in der Süderhamme geschlagen. Der Herzog fiel, mit ihm kamen um Hemeke Limbeck, Heinrich von Siggen, Wolf Pogwisch u. s. w., im Ganzen über 300 von der Ritterschaft. Die Leichen der Erschlagenen wurden den Hunden preisgegeben. Die Dithmarscher gelobten den Oswaldtag dem Ostertage gleich zu feiern.

12) „Im Jahre 1421 wurden die Pfeiler und das Fundament der (St. Marien-) Kirche gebessert mit Howe Steinen." Vielleicht sind behauene Steine gemeint.

13) „Im Jahre 1427 belagerten Heinrich, Herzog zu Schleswig und Graf zu Holstein, den Berg (die Burg) Flensburg mit seinen Brüdern, Herzog Gerhard und Herzog Adolf mit vielem Volk und ward erschlagen daselbst am Himmelfahrtsabende (am Tage vor Himmelfahrt) morgens, bevor die Sonne aufging." Er wurde bei einer voreiligen Bestürmung der Burg durch einen Dänen erstochen am 28. Mai 1427.

14) „Im Jahre 1431 am Palmsonntage gewannen die ebengenannten Herren Herzog Adolf und sein Bruder Flensburg ohne viele Hülfe und wurden zu der Zeit zum Ritter geschlagen." — Die Sieger empfingen am Palmsonntage auf dem Markte den feierlichen Ritterschlag und ertheilten ihn zehn ihrer Begleiter. So feierten sie die kaum gemachte Eroberung. (Waitz.)

15) Im Jahre 1436 ward die große Glocke (der St. Marien-Kirche) gegossen."

16) Im Jahre 1453 wurde die Kirche zu Rendsburg gewölbt und im folgende Jahre w urde der Thurm fertig gebaut. Das geschah aus Mitteln (Gütern) zweier Rendsburger, namens Otto Poppe und Claus Herseveld, daß ihnen Gott gnädig sei. Zur selben Zeit ward das Orgelwerk erneuert." Otto Poppe beschenkte auch nach dem Kirchenbuche von 1487 die Kirche mit e iner der ältesten Renten.

17) „Im Jahre 1456 am St. Markus-Tage (25. April) wurde die große Glocke zum Läuten wörtlich: Wiegen) aufgehängt." Nachdem im Jahre 1454 der Thurm fertig gebaut worden war, urde im Jahre 1456 die Glocke aufgehängt. Bisher stand also ein Glockenstuhl zur ebenen Erde.

Digitized by Google

Anno dm. M. cccc. ljx in sunte barbaren nachte starf hertochen Alff vor vruomet to Segheberghe naturliken dodes.[18])

Orate pro eo.

Screuen na gades bort M. cccc. lvjj.[19])

Her . . . . . (ausgelöscht.)

de dit gherne hebben.

2. Wiben Peter, de ditmarscher Landes Viendt.

Nach den Quellen von L. Frahm.

Wi lest so gern, wat uns de Krönk v tellt
Vun Land un Volk in slichte Modersp'ne,
Se malt uns tru de ole Tid vör't Oog,
Er Hartleed un er Lust, er Licht un Schatten.
De ole Marsentied! Se's längst verswunn',
Se dämmert as'n Küst ut graue Feern,
Wit, wit torügg, een reckt dat Öwer ni,
Keen Schipper seilt, keen Fährboot driggt een röwer.
So'n dree Jahrhunnert hebbt doch er Gewalt! . . . .

G. Hinrichs.

I.

In die große Zeit des dithmarsischen Freistaates, in die alte Marsenzeit, wie der vorgenannte Dichter sie nennt, fällt die Geschichte des Landesfeindes Wiben Peter. Unter allen andern Landesfeinden ragt seine Gestalt mächtig empor. Seine Geschichte haben darum die Chronisten, vor allen Neocorus, ausführlicher behandelt, an seinem Geschick hat seine Mit- und Nachwelt besonders Theil genommen und ihre Theilnahme in mehreren alten Liedern bekundet. Wiben Peter ist der Doppelgänger von Michel Kohlhaas, jenes rechtschaffensten und zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit, wie Kleist ihn bezeichnet. Beider Leben fällt in die Zeit der Reformation, beider Heimath führt sie den hervorragendsten Männern, Luther in Wittenberg und Heinrich von Zütphen in Meldorf nahe, ja selbst in Beziehung. Beide gelten bis zum Mannesalter als Muster guter Staatsbürger, beiden wohnt eine hohe Gerechtigkeitsliebe inne, und als Zeit und Geschick einen Akt schreiender Ungerechtigkeit auf ihren Lebenspfad werfen, als ihnen von den Landesherren Recht und Billigkeit ihrer Sache abgesprochen, da macht ihr Rechtsgefühl sie zu Räubern und Mördern. Beider Ausgang ist daher auch hochtragisch.

18) „Im Jahre 1459, in der Nacht der heiligen Barbara starb Herzog Adolf zu Segeberg eines natürlichen Todes." Betet für ihn! — Adolf VIII., der letzte regierende Graf von Holstein starb auf dem Schlosse zu Segeberg am 4. December 1459. Er gehörte zu den beliebtesten der Fürsten. Noch lange führte das Holstenvolk das Sprichwort im Munde: „Es ist nicht mehr, wie zu Adolfs Zeiten." — Der Aufzeichner der Denkschrift fügt hinzu: Orate pro eo! Betet für ihn! In diesen Worten scheint der Aufzeichner seine Verehrung für den geliebten Herrscher ausdrücken zu wollen.

19) „Geschrieben nach Gottes, d. i. Christi, Geburt 1458." — Aus dieser Jahreszahl geht hervor, daß der Aufzeichner die Graf Adolf VIII. betreffende Notiz nachträglich eintrug; — der Name des Aufzeichners scheint abgekratzt zu sein. Möglich auch ist, daß die letzten Zeilen eine Widmung haben sein sollen.

Digitized by Google

Wiben Peter stammte aus einem alten angesehenen dithmarsischen Geschlecht. Neocorus, der uns seine Geschichte auf 10 Seiten seiner Chronik berichtet, stellt ihn uns vor als einen feinen, ansehnlichen (angesehenen) und beredten Mann. Eine besondere Zierde war sein langer, goldner oder genauer langer, breiter, gelber Bart. Ehe Wiben Peter als Landesfeind auftritt, war er des Landes Hüter. Neocorus schreibt nämlich in seiner Chronik: „Ao. 1531 in der Bonenarne, ungefehr umme Michaeli, was dat Land in Rusting unnd heelden starke Wacht tho Brunsbüttel, uth Besorging, König Christian darsulvst einen Infall mit sinem Volke doen mochte, worvan dit Leedt vorhanden“:

„Dar is ein nie Radt geraden,
Tho Rostorpe up der Heide,
Dat hebbt de Acht unnd Vertig gedaen,
De besten in unsen Lande,
Dat dar scholden vifftundert Man
Tho Brunsbuttel up der Wachte.
Claes Marcus Hergen stund im Dore,
He sprak: Gott si gelavet!
Ick seh so mannigen finen Man
Van Norden heer gedravet.
Se togen ein lüttik bi Dikelang,
Wol na der Dikes Horne;
Dar schlogen se de Speisen schwank,
Wol na der Landsknecht Wise;
Wiben Peter unnd Claes Marx Hergen,
De schoten de groten Bussen aff,
Dartho de witten Schlangen,
Se stelden de Bussen upt Sand,
Se schoten aver in dat Kedinger Land.
Den Kedingern den wardt bange.
Dat hebben de Ditmarschen Buren gedahn,
Se mögen wol Heren wesen.
Levende se noch föven Jare,
Ditmarschen worden Landesheren.“

Ein zweiter Gesang stimmt nicht nur mit dem Inhalt des vorstehenden überein, sondern weicht in der Form auch nur wenig von demselben ab. Einen Erfolg hatte diese „Landeshöde“ nicht. Wir sehen aber, daß Wiben Peter nicht nur mit der Truppenführung und der Kriegsführung der damaligen Zeit vertraut war, sondern auch das Vertrauen der Achtundvierziger und seiner übrigen Landsleute genoß.

II.

Ob Wiben Peter schon vor diesem Feldzuge im Kriegsdienst geschult war, ob er ihn bei Fürsten oder Herren außerhalb Dithmarschens erlernte, oder ob er die Schwertleite bei den damals so sehr waffenkundigen Marsen erlernte, wir erfahren darüber nichts. Vielleicht ging er nach diesem Feldzuge auf's Abenteuern, ward mit den Adligen Holsteins, Dänemarks und Deutschlands bekannt, denn da er sich als Landesfeind erklärt, betheuert er, die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit „Koning, Forsten, Adel unnd Unadel tho klagen.“ Wir wissen auch nicht, welch' innerer Grund Wiben Peter veranlaßt, seiner Heimath Fehde zu bieten.

Der dänische Schriftsteller Carit Etlar führt uns in seinem feinsinnigen

Digitized by Google

Roman „Der Landesfeind“ in einen alten Familienzwist, in den immer mehr Anhänger verwickelt werden, und der endlich zwischen Wiben Peter und seinem Todfeinde, Reimer Groth, zum Austrag kommt. Nach einer andern Quelle, die mir augenblicklich nicht zu Händen ist, wäre die innere Zerfahrenheit Wiben Peters, besonders durch den Religionswechsel herbeigeführt, das Motiv für sein Handeln. Neocorus läßt den Helden einen Erbschaftsstreit eines nahen Verwandten, des lahmen Ties, ergreifen, und zwar kaufte Wiben Peter ihm seine Streitsache ab. Wir sehen also, daß er ein vermögender Mann war; erwähnt doch auch Neocorus, daß er sich ein Haus in Meldorf erbaut habe, wo später der Notar Johannes Bolt wohnte. „In Meldorf wurde damals jeder Streit zwischen den Bewohnern von zwei Bürgermeistern entschieden, deren Macht sich so weit erstreckte, wie der städtische Grund reichte. Wenn die streitenden Parteien mit dem Urtheil nicht zufrieden waren, hatten sie Erlaubniß, ihre Sache vor zwölf von den Bürgern gewählte Rathsherren zu bringen, wovon acht Stimmen den Ausschlag gaben. Das Urtheil der Rathsherren konnte wiederum von den achtundvierzig Regenten in Heide abgeändert werden. In Sachen dagegen, die das Wohl und Wehe des Landes betrafen, wenn neue Gesetze erlassen oder Steuern aufgelegt werden sollten, wenn es galt, über Krieg und Frieden zu beschließen, oder wie früher, Eisenprobe zu halten, ließen die Achtundvierziger durch den Vogt in Weddingstedt einen Aufruf in alle Kirchspiele ergehen, worauf die Dithmarscher an einem bestimmten Sonnabend auf dem großen Marktplatz in Heide zusammenkamen, und eine Anzahl von fünfhundert Vögten, Rathsherren und Regenten bildeten dort eine Landesversammlung, welche für oder wider eine Sache durch Ja oder Nein Beschluß faßte.“ (Etlar.)

Diesen Weg ging auch Wiben Peters Sache. Alle Instanzen verwarfen seine Sache. Wir sehen ihn, den Abgeurtheilten, zuletzt auf dem Marktplatz zu Heide der Landesversammlung gegenüber. Der Landschreiber Günther verliest das Nein derselben. Da richtet sich Wiben Peter auf seinem mächtigen Schimmel, hebt den gewaltigen Folianten des dithmarscher Gesetzbuches empor und erklärt das Urtheil als ein falsches und sich — zum Landesfeind, wendet sein Pferd und zieht mit wenigen Getreuen von dannen.

III.

So war Wiben Peter nun Landesfeind. Bis Sonnenuntergang gewährte das Gesetz ihm noch Sicherheit, nach der Zeit war er geächtet. Kein Schutz, kein Recht ward ihm gewährt, er konnte nicht erben und nicht theilen, Haus und Hof war nicht mehr sein Eigenthum. Die Riesengestalt des Helden beugt sich diesem furchtbaren Wechsel nicht. Zunächst wendet er sich nach Holstein und führt bei dem Adel die bittersten Klagen. Darnach richtet er sich an den König Christian III., nachdem er das Landesbuch 1539 in Druck gegeben hatte; jedoch der König ist nicht geneigt, sich der Sache anzunehmen. So war er denn auf sein eignes Schwert angewiesen. Bald jedoch gesellte sich ein Haufe loser Leute zu ihm. Von Holstein aus wurden Einfälle in Dithmarschen gemacht, Diebstähle verübt, Brand in die friedlichen Heimstätten geworfen, Mordthaten gethan und andere Gräuelthaten mehr. So stahl der Landesfeind mit seiner Bande einem Eingesessenen Meldorfs sämmtliche Pferde aus dem Stall, legte ganz Schafstedt in Asche, fuhr seine Landsleute auf Wegen

Digitized by Google

und Stegen an. Das feste Haus zu Veerenbottling (Fehrenbötel), in dem mächtigen Segeberger Walde gelegen, scheint längere Zeit das Nest des Feindes gewesen zu sein. Denn hier setzte er Reimer Groth, der seinen Sohn auf die Schule zu Lübeck bringen wollte, gefangen, bis es ihm gelang, zu entfliehen. Wahrscheinlich wurde Wiben Peter auf einem folgenden Zuge gegen Dithmarschen gefangen, denn ein altes Lied, als dessen Verfasser sich Reinhold Junge am Schlusse ausgiebt, sagt:

„Darna wart he gefangen schon,
Dat man ehm scholde geven sin Lohn,
Na sinen Verdenst unnd Rechte.
Tho Renßborch wart he gefunden loß
Vam Adelichen Geschlechte."

Wiben Peter hat also vermuthlich im Fürstendienst gestanden, hatte die Ritterwürde erlangt, und sein „Wrevel", seine Landsleute angefahren zu haben, war bei den zu Gericht sitzenden Adeligen nicht schwerwiegend genug, ihn zu bestrafen. Dennoch endigt hiermit sein Reiten und Rauben „tho Lande", weil den Dithmarschern von der Landseite aus kein empfindlicher Schlag versetzt werden konnte.

IV.

„It warde nicht gar lag Tidt,
Toch he in Dütschlandt witt,
Na Carol dem R. Keiser,
Umme sin Mandate tho halen dar;
Ungelucklich wart sin Reise."

Dadurch ward also dem Landesfeind jeder Grund der Rechtmäßigkeit entzogen. Aber seine Findigkeit hat bereits einen andern Plan geschmiedet, der schnell realisirt wird. Auf seiner Rückreise vom Kaiser Karl kommt er in's Jeverland, wirbt dort eine Schar von handfesten und wetterharten Knechten und siedelt mit ihnen nach Helgoland über, „welches eine Klippe midden in der Sehe, dar man ehrmalß Kalk uthgegraven unnd alleine einen Upgang hefft." Die Zahl seiner Genossen wird verschieden angegeben; außer seinem Bruder Hans, der ihm in Gefahren und Kämpfen stets treu zur Seite stand, sollen es 16 gewesen sein. Wiben Peter trat unter einem andern Namen auf, er nannte sich jetzt Hans Pomerenink. Doch nicht lange konnte er unter dieser Larve verborgen bleiben; denn seine Ueberfälle richteten sich zumeist auf die dithmarsischen Schiffe, während andere unbehelligt ausgingen. Reimer Groth aus Büsum war es, der die Schifffahrttreibenden der Kirchspiele Weßlingburen und Oldenworden zum Angriff auf den Landesfeind aufforderte. Bald waren 3 angesehene Schiffer geworben: Boldes Johann aus Oldenworden, Claweß Fake thom Suderdike und Rode Reimer tho Weßlingburen. Ein Jeder von diesen erkieste nun in seinem Kreise fernere Theilnehmer, bis 100 Mann gewonnen waren. Mit einem gewaltigen Victualienvorrath von Brot, Butter, 24 Tonnen Bier und soviel Speck, daß sie noch 50 Seiten wieder nach Hause brachten, traten sie unter Führung eines Claveß Suwel auf einem „Boier vor Buesen, Tieß Reimerß Carsten thostendlich" und einer Jacht, Grotienß Jahans Maeß gehörig, die Fahrt bei Sonnenaufgang an. Es war am Sonntag vor Pfingsten des Jahres 1445. Schon um 9 Uhr war das Felseneiland erreicht, doch stellten sich die Dithmarscher, als ob sie vorüber segeln wollten, und die Mann-

Digitized by Google

schaft hielt sich im Schiffsraum, vermuthlich bei dem lieben Proviant, verborgen. Als sie dann aber plötzlich dem Lande zusteuerten, merkte Wiben Peter, daß es ihm gelte, und schlug zwei Knoten in seinen langen, gelben Bart. Er hatte wohl Ursache sich zu schürzen und zu gürten, denn er hatte 14 Mann nach dem Süderlande geschickt, um Lebensmittel zu holen, so daß er mit seinem Bruder Hans und zwei Landsknechten einer Schaar von 80 Mann, die den einzigen Weg zum Felsen empor kommen, gegenüber stand. Zunächst begann eine Unterhandlung, auf die Wiben Peter nicht einging. Sein ganzer Haß wird zu wildem Trutz, sein Muth zur Tollkühnheit. Er hält den Speer aus dem Hause, schwingt das Schwert über den Kopf und entsendet drei Schüsse aus seinen „isern Barsen unnd ernen Haken" auf die Angreifer, ohne diese zu treffen. Nun flüchtet Wiben Peter in die Kirche mit den wenigen Getreuen und verriegelt die Thür. Doch ehe der Vogt, Mikelß Erik, den Schlüssel zur Kirche holen läßt, gelangen die Dithmarscher durch ein Fenster und eine andere, gesprengte Thür in das Innere. Diesem Treiben hat Peter aus einer Dachluke angesehen, „alß awerst de Ditmerschen siner gewahr werden, thuet he de Nese in, dat he wol gedachte, it nicht wol ruken worde." — „Darna hebben se mit samender Handt loßgedruckt unnd in unnd dorch den Bone geschaten, dat man vor Roke kume sehen können, darmede se ahne Twiffel gedrapen, den balt darup dat Blott vam Bone herdael gelopen unnd up de Bilder up dem Altare gerunnen, van dar dat Altar dal up de Erde in eine kleine Kuleken thosamen gelopen." Wiben Peter war durch drei Schüsse in den Kopf getödtet, sein Bruder Hans und der eine der Knechte waren ebenfalls den ergrimmten Dithmarschern zum Opfer gefallen. Johann Adolph Köster hätte mit dem Tode des Landesfeindes seine Historie schließen können. Nein, er ist ein getreuer Chronist, sondern erzählt uns noch, wie die „Ditmerschen lopen up den Kerkenböne", wie ihre eigene und die Rohheit der Zeit sich an den beiden noch lebenden Knechten ausläßt, wie sie nach dieser „Victorie" mit den Helgoländern eine Zeche entrirten, in welcher 4 Tonnen „Berß geleddigt" wurden. Wahrscheinlich in Folge dieses Umstandes haben sie das Pech, daß die Mastleinen, mit denen man Wiben Peter und seine Getreuen „herdall gelaten", reißen, daß unterdessen ein Wind die See beunruhigt, bei dem sie nicht abfahren können, und daß sie endlich, als sie schon bei Dielsand angelangt, inne werden, Körbe und Fässer mit Fleisch und Victualien vergessen zu haben.

Endlich langen sie des Abends „up den Stert vor Busen" an und erst am Freitag Nachmittag im Dickhusener Hafen. Die Nachricht von ihrer Ankunft lockte eine Menschenmenge herbei, die den Weg von Lohe bis Heide und dann den großen Marktplatz füllte. Voran gingen die hundert Sieger mit ihren Waffen, haben „gewaldich loß geschaten" und dann bei der Papegoienstange Halt gemacht. Da lief eine Frau aus Schafstedt herzu und riß unter Verwünschungen dem Landesfeind einen „Fluß" Haare aus dem Bart. Auch der lebende Knecht mußte sterben, denn die Todten und der Lebendige wurden geköpft und ihre verwegenen Häupter auf Pfähle gesteckt als erschreckendes Exempel. Und noch hat die Geschichte des Landesfeinds nicht ihren Abschluß erreicht, sie bildet eine Mitursache zur „letzten Fehde" und nach der Freiheit Untergang 1559 müssen die Dithmarscher den Verwandten Wiben Peter ein Sühngeld von tausend Mark auszahlen. Neocorus

Digitized by Google

zieht am Schluß eine Reihe guter Lehren aus der „Historie.“ Uns ist sie ein Fingerzeig in die Krebsschäden des Bauernfreistaates, dem die Kraft durch innere Fehden geschwächt, der Seherblick nach außen getrübt ist.

3. Das Beekenbrennen.

Von Heinr. Carstens.

Herr Frahm giebt mir durch seine „heiligen Flammen“ im Jahrg. V, S. 129 Veranlassung über das Beekenbrennen eine kleine Arbeit zu liefern, weil man diese Feuer auf den Donar bezieht, was schwerlich richtig sein dürfte.

In ganz Schleswig-Holstein werden noch alljährlich, wenn im Winter die Tage wieder länger werden, auf Hügeln und Anhöhen die Beeken angezündet. In Stapelholm findet das Beekenbrennen am Lichtmeßabend statt. Die Knaben machen sich dazu große Strohfackeln, die dann an dem betreffenden Abend, wenn die Sonne ins Thal gesunken ist, angezündet und lärmend und jauchzend umhergetragen werden, während alte Leute, dem Treiben der munteren Jugend zuschauend, es sich nicht nehmen lassen, aus dem helleren und dunkleren Schein der Feuer Schlüsse auf die Zukunft zu machen. Sind die Beeken so kurz gebrannt, daß sie sich nicht gut mehr tragen lassen, so werden alle Reste auf einen Haufen geworfen, die Flamme tüchtig geschürt und auch wohl hier und da durch dieselbe gesprungen, bis auch die letzte Flamme verlöscht und bis das lustige Treiben der fröhlichen Kinderschar aufhören muß.

In Dithmarschen geschieht das Beekenbrennen stets am Maiabend. Nur in der Dorfschaft Feddringen, die, als Norderdithmarschen unter den Herzögen von Gottorp stand, zu Süderdithmarschen und somit zu Dänemark gehörte, wurden früher auch am Lichtmeßabend [1]) die Beeken gebrannt und hier war dieser seltsame Brauch noch ein Fest für Jung und Alt und schloß stets mit einem Tanzvergnügen; weshalb man es auch stets auf den Sonntag nach Lichtmeß zu verlegen pflegte. Am Tage vor diesem Feste gingen nun die größeren Knaben des Dorfes von Haus zu Haus und erbaten sich Stroh von den Bauern, was denn auch in reichlicher Menge und gerne gegeben ward. In die einzelnen Strohbündel wurden große Stäbe gesteckt und so dieselben dann hinausgetragen nach dem Hoßberge, der eben außerhalb des Dorfes lag. Zwei große Knaben legten hier das Stroh in einen großen Haufen, gewöhnlich in Form eines Hauses, zusammen. Am nächsten Tage nun, wenn die Sonne untergegangen war, zogen alle Kinder festlich geschmückt, mit einem Musikchor an der Spitze, unter Aufsicht des Lehrers und begleitet von ihren Eltern und anderen Erwachsenen hinaus nach dem Hoßberge, wo der Strohhaufen angezündet ward unter dem Jubel und Gejauchze der Kinder. War der Haufen niedergebrannt, so ordnete sich wiederum der Festzug und zurück gings unter den Klängen der Musik und dem Gesange der Jugend, zurück nach dem Dorfe, wo ein

1) Es scheint ziemlich wahrscheinlich, daß man wenigstens in Norderdithmarschen früher überall am Lichtmeßabend die Beeken gebrannt hat, zumal ein alter Schwienhusener mir mittheilte, daß das Beekenbrennen daher rühre, daß die Mutter Maria am Lichtmeßabend ihr Bettstroh (Marienbettstroh = Thymus serpyllum) verbrannt habe.

Digitized by Google

Kinderbier das Fest beschloß. Jetzt ist der Hoßberg, in dem man früher auch eine kleine Grabkammer gefunden und der höchstwahrscheinlich ehedem ein Opferhügel war, dem Materialismus zum Opfer gefallen und mit ihm hat auch dieses Fest aufgehört. Vor einigen Jahren war noch ein kleiner Rest vom Hoßberge übrig, aber die Becken wurden schon damals an einem andern Platze und auch, wie im übrigen Dithmarschen, am Maiabend gebraunt.

Ueber das Beckenbrennen im östlichen Holstein schreibt Herr E. Pörksen im schleswig-holsteinischen Sonntagsblatt Nr. 23 vom Jahre 1879: „Auch bei uns schleppten viele Tage vorher die Knaben gröberes Holz, Stroh rc. herbei und schichteten alles zu einem hohen Haufen zusammen, und wenn es am Maiabend dann anfängt zu dunkeln, dann zieht Alt und Jung hinaus und der Stoß wird angezündet. Die Jugend jauchzt hoch auf in kindlicher Lust und schwingt zum Schluß mit lautem Gesang die erlöschenden Brände, springt über den verglimmenden Kohlenhaufen hin und wieder, und setzt sich um die letzte flackernde Flamme, bis der wachthabende Sittenrichter dem seltsamen Treiben Einhalt gebietet und der Brand gelöscht werden muß.

Auch auf Fehmarn brennt man am Maiabend die Becken, aber in anderen Gegenden Holsteins geschieht das auch am Osterabend. In der Wilstermarsch stecken die Knechte und Jungen große brennende Schoofe am Osterabend in die Weiden; das nennt man Ostermaenlüchten und man ruft hier und auch in der Kremper Marsch beim Aufsteigen eines neuen Feuers dessen man ansichtig wird: „Ostermaen, Ostermaen!" (Müllenhof 598).

Daß wir es in dem Beckenbrennen mit den Ueberresten eines heidnischen Festes zu thun haben, ist sicher. Aber welcher Gottheit zu Ehren loderten denn nun die Becken? Waren sie wirklich dem Donar, der freilich zu dem Ackerbau in naher Beziehung steht, geweiht? Wollen sehen!

In Dithmarschen heißt es: „So viele Becken als man am Maiabend sehen kann, so viele Tapp[1]) Flachs giebt es im nächsten Jahr. Diese Worte enthalten einen deutlichen Hinweis, daß die Gottheit, der zu Ehren die Becken brannten, in naher Beziehung zum Flachsbau steht. Und dies ist die Holde, die im Winter die ganze Vegetation der Erde in ihrem Innern birgt. Mehrere Sagen deuten darauf hin, daß die Holde zum Flachse in Beziehung steht. So heißt es z. B., daß in der Christnacht, als alles voll Schnee lag, ein Fuhrmann die weiße Jungfrau (d. i. die Holde) trifft, mit einem Sommerhut bekleidet, wie sie ausgebreitete Flachsbollen mit dem Rechen umwendet. (Mannhardt 467). Ebenso heißt es bei Baader, Badische Sagen 261 und 277: Sehr oft erscheint die weiße Frau auf diese Weise Flachsbollen oder Weizenkörner sonnend. Holde und ihre Begleiterinnen werden als Beschützerinnen des irdischen Flachsbaues vorzugsweise verehrt. Als Opfer ließ man ihr daher u. a. auch einen Bündel Flachs auf dem Felde zurück. Holde ist daher auch Vorsteherin oder Göttin der Spinnerinnen. Um Weihnachten fand ihr Einzug ins Land statt. Dann legte man alle Spinnrocken reichlich an. Um Fastnacht kehrt sie heim und dann müssen alle Rocken ab-

1) Beim Flachsbrechen werden nämlich 40 Handvoll in einem Bündel gebunden, und 2 solche Bündel machen einen (eine?) Tapp aus. (top, Zopf. 1 Top—40 handvoll oder Risten.)

gesponnen sein. Trifft sie dieselbe so an, dann spricht sie ihren Segen über das Haus: „So manches (gesponnene) Haar, so manches gute Jahr;“ wo nicht, dann spricht sie ihren Fluch: „So manches (ungesponnene) Haar, so manches böse Jahr!“ Fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren, oder spinnt ihnen Nachts die Spulen voll, faulen zündet sie den Rocken an. (Wolf, Deutsche Götterlehre 35).

Ueber das Biikenbrennen bei den Nordfriesen berichtet der verstorbene C. P. Hansen folgendes: „Am Tage Petri Stuhlfeier dem 22. Februar ward in Nordfriesland früher ein großes Fest gefeiert. Es war ein Frühlingsfest; denn dann verließen die Schiffer das Land und begaben sich wieder zur See. Am Abend des Tags zündete man auf gewissen Hügeln große Feuer, Biiken, an, und alle tanzten mit ihren Frauen und Bräuten dann um die Flammen herum, jeder Tänzer hielt in der Hand einen brennenden Strohwisch und diesen schwingend riefen sie in einem fort: „Wedke teare!“ oder „Biike tare!“ Die Morsumer brannten ihre Feuer auf dem Hilligenhoog ab, der auf dem Hilligenört liegt, und früher mit Bäumen umgeben war. Die Archsumer, in deren Feldmark der Hügel liegt, hatten oft mit den Morsumern Streit darum; die Morsumer ließen sich aber nicht vertreiben. — Die Keitumer hatten ihre Biiken anfänglich auf dem Wedes-Wends- oder Winjshoog, auf der Anhöhe Weenken. Um Feuersgefahr zu vermeiden, wählte man später den Tipkenhügel. — Die Timmumer benutzten je nach der Richtung des Windes bald den südlichen Wedhog, bald den nördlichen Winjshoog

Noch im vorigen Jahrhundert, alte Leute wissen es zu erzählen, wurde überall das Fest gefeiert und am andern Tage dann geschmauft. Die Prediger hatten schon lange dagegen geeifert, konnten aber die Sitte nicht ausrotten. Einst in einer Nacht vor dem Petritage hatten die Rantumer wie gewöhnlich den Wede angerufen, die Feuer waren erloschen und die Leute waren schon alle zu Bette gegangen, als sie um Mitternacht wieder geweckt wurden und zu ihrer Verwunderung auf dem Biikenhoog abermals ein gewaltiges Feuer lodern sehen. Sie eilten dahin, um es zu löschen. Da sahen sie ein schwarzes Ungeheuer, gleich einem großen Pudel von dem Hügel schleichen; und weil sie nun fürchteten, den Teufel leicht für immer beherbergen zu müssen, oder er doch seinen Besuch bei ihnen wiederholen möchte, so gelobten sie von nun an das Biikenbrennen zu unterlassen. Doch auf Osterlandföhr und Westerlandföhr zünden Kinder am 22. Februar noch heute die Feuer an. An demselben Tage ward früher auch auf Silt auf den Thinghügeln das Frühlings- oder Petrithing gehalten. (Müllenhof S. 167).

Die Nordfriesen aber brannten die Biiken nicht der Holda, sondern dem Wed oder Wodan zu Ehren, wie der Ruf: „Wedke“ oder „Wode tare!“ = Wodan zehre (nämlich das Opfer) deutlich zeigt. Bei ihnen nahm die Schiffahrt die erste Stelle ein, und Wodan, der den Schiffern günstigen Wind, sogenannten Wunschwind, gab, war auch Gott der Schiffer.

Es erübrigt nun noch den Namen Beeken, Böken, Baaken, Biiken oder wie die Formen alle lauten, zu erklären. In der Bedeutung Feuersignal kommt das Wort schon im Dithmarscher Landrecht von 1447 § 32 vor. Dieselbe Bedeutung hat auch agf. beacan, altfr. boakan und altf. bokan. Beacon heißt im heutigen Englisch: Feuerbake, Feuerthurm. Noch jetzt nennt man in Dithmarschen

Digitized by Google

ein großes helles Feuer im Ofen und auf dem Heerde Becken. Daraus dürfte sich denn nun ergeben, daß Becken überhaupt Feuer oder wenn man will: Feuersignal bedeutet.

4. Ortsnamen.

Erklärt von Heinrich Carstens.

9. Gar, Gaard, Gaarde, Garden, Garding. In Nordschleswig und in Dänemark kommen viele Oerter, besonders auch einzelne Höfe vor, die den Namen Gaard und Garde tragen; und dieses Wort hat im Dänischen noch jetzt eine vierfache Bedeutung. Gaard bedeutet nämlich Hof, Gut, Platz beim Hause, ein großes Haus mit einer Thür zum Einfahren und jeden zu einem gewissen Gebrauch eingefriedigten Platz (Garten). Das Gaard (in der Bedeutung von Platz beim Hause entspricht genau dem Plattdeutschen (und Nordfriesischen) Gaardruum, d. i. der ganze Platz beim Hause und nicht nur der Garten. Es wird also das Gaard für Haus, Wohnung, wie der Name Gaardruum zeigt, sich einst weiter nach Süden hin erstreckt haben, und zwar wenigstens so weit als Gaardruum Bezeichnung für den Platz beim Hause ist. Diese Vermuthung bestätigt sich; denn schon Ulphilas hat ein gaards in der Bedeutung von Haus und auch im Altf. und Agf. hat gard, geard neben Gehege, Umzäunung, Einfriedigung die Bedeutung von Haus, Wohnung. Im Nordfries. bedeutet gaard, gard, gord, gord, gurd noch jetzt Haus, Hof, Garten und Zaun. Im Schwedischen ist gård = Haus, Schloß, Stadt, Hof und Garten. Auch in der Edda wird (Asgaard, Midgaard u. s. w.) Gaard stets in der Bedeutung von Wohnung, Wohnort gebraucht.

Der Garten heißt im Niederd. Gaarden, oder, da e vor n stumm geworden ist, Gkard'n, Gaarn; und es liegt die Annahme nahe, daß Gaard und Gaard'n ursprünglich zusammengehörten und die Urbedeutung ein umzäuntes Gebiet, ein Schutzort ist, wie denn auch in verschiedenen Sprachen bezw. Dialecten Gaard und Garten lautlich gleich sind. Es dürfte also keineswegs gewagt erscheinen, den Ortsnamen Garden, „Dörpgaarden", bei Kiel, mit Gaard sowohl als auch mit Gaarn zusammenzustellen und mit umzäunter Ort, Schutzort, oder kurz: Wohnort zu übersetzen. Auch das — garden in Puttgarden, alt Potgaerde, auf Fehmarn und Rügen (s. Bd. I, H. 5, S. 20 u. H. 11, S. 20) wird hierher gehören, und also zu Gaard und Gaard'n sprachlich in Beziehung stehen.

Eine andere Bedeutung hat der Name der Stadt Garding, niederd. Gard'n, Garrn, alt Gherding, in Eiderstedt. Garding liegt nämlich auf einer Geesthöhe, die nach Feddersen, Beschreibung von Eiderstedt, den Namen Gar trägt, und urkundlich auch Garsand heißt. Noch jetzt heißen einzelne Landstücke bei Garding am Abhange nach der Marsch Gaar und im städtischen Erdbuche Gaarde. Nach Schütze heißt Gaard in Eiderstedt auch ein erhöhter Platz hinter dem Hause. Aber Gaar wird nimmermehr, wie Feddersen meint, Sand bedeuten. Auf dem Garsande nun ist die Stadt Garding erbaut worden. Urkundlich heißt es nämlich, wie Herr Dr. Sach mir gütigst mittheilt: „Anno 1109 da ward gebuwet eine holtene Capelle op deme Cleve (Kliff) by deme Garsande. 1147 ward eine ander Stenkerke gebuwet uppe Garsand in dat Osten unde ward genömet Gar-

Digitized by Google

dinghe." Daraus ergiebt sich zur Evidenz, daß der Ort, der sich um die Kapelle bildete, nach dem Flurnamen Garsande benannt ist. Aber was bedeutet nun Gaar oder Gaarde? Das Wort hängt ohne Zweifel zusammen mit dem mnd. gere = ein in eine Spitze auslaufendes Ackerstück, ostfr. gäre, gere, was ein längliches, dreieckiges Stück Land bedeutet; und das gehört zu geren, ndl. geeren, ostfr. gären, geren d. i. sich in keilförmiger Form nach oben hin ausweiten, spitz oder schräg zulaufen, einen Winkel oder einen längliches Dreieck bilden. Mit diesem mnd. gere, ostfr. gäre, eiderst. gar (kommt auch im Angs. vor) werden alle Namen mit Gar im östlichen Holstein zusammenhängen, als Garz, alt Garse, adl. Gut am Gruber See; Garbek im Gute Wensin; Garkau, nordöstlich von Ahrensbök; Garstedt, nordöstlich von Altona.

Aber die weiter in Deutschland vorkommenden Namen mit Gaard in Gardelegen, Stuttgart u. s. w. dürften wohl richtiger durch umzäunter Ort, Wohnort erklärt werden. Sogar das wendische gard (grad, gorod) = Burg, scheint mit Gaard und Gaard'n verwandt zu sein, da zwischen Haus bezw. umzäuntes Gebiet und die ersten primitiven Burgen wohl kaum ein Unterschied gewesen sein dürfte.

5. Kleine Mittheilungen.

1. Heilspruch gegen Verrenkung. (Dreimal zu sprechen.)

„Es ging ein Hirsch über die Haide
er ging nach einer grünen Weide.
Da verrenkte er sein Bein
an einem Stein.
Da kam der Herr Jesus Christ
und schmierte mit Schmalz und Schmeer.
Er ging hin wie her. + + +"

Aus einer handschriftlichen Sammlung im Kreise Rendsburg. — Dieser Spruch ist zu kennzeichnen als ein letzter Ausläufer des altheidnischen Merseburger Runenzaubers (besprochen u. a. in den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein Bd. III, H. 1, S. 11.) Der Hirsch ist an die Stelle des kranken Fohlens getreten, das dem Lichtgotte Baldur, dem Herrn Jesus oder dem heiligen Stephanus gehörte. In den älteren Formeln ist nur von einer Besprechung durch Wodan oder Jesus die Rede; hier aber von einer Einreibung oder einem Verbande, ähnlich wie in einer dänischen Formel Jesus ein Blatt auflegt. H. in K.

Für diejenigen Leser, welche den Merseburger Runenzauber nicht kennen, lassen wir denselben hier folgen:

Phol und Wodan fuhren in den Wald,
da ward dem Pferde Balders der Fuß verrenkt.
Da besprach ihn Linthgunt und ihre Schwester Sunna.
Da besprach ihn Frua und ihre Schwester Folla.
Da besprach ihn Wodan, der es gut konnte;
wie des Knochens Verrenkung, so des Blutes Ergießung,
Knochen zu Knochen, Blut zu Blut,
Glied zu Glied, das sie verleimet sind."

Der oben mitgetheilte Heilspruch findet sich ähnlich auch in Albertus Magnus, Egyptische Geheimnisse Th. I S. 9:

„Es ging ein Hirsch über eine Haide,
er ging nach einer grünen Weide,

Digitized by Google

da verrückt er sein Bein
an einem Stein;
da kam der Herr Jesus Christ
und schmiert's mit Schmalz und Schmeer,
daß es ging hin und her." † † † dreimal. C.

2. Trinkspruch. (S. V, 16, 22) In Liebstadt in Ostpreußen hörte ich folgenden Trinkspruch: A. Gott wolls uns, Meester! B. In Gott's Namen, Fritzchen!
Hoch-Paleschken b. Alt-Kischau (W.-Pr.) A. Treichel.

3. Heilspruch gegen den Brand aus dem Hausjochenwinkel.

Hoch ist der Hewen (Himmel),
sied sünd de Gräwen (Gräber?),
kot (kalt) is de Döin- (Todten-) hand —
drückt alles überhand. Im Namen u. s. w.
Duisberg a. Rh. Meyer-Markau.

In Dithmarschen lautet dieser Spruch:

Hoch is der Himmel,
rot is dat Blut;
ich habe eines Todten Hand —
heile mir diesen Brand.

Mit einer Todtenhand vertreibt man den Brand aus Brandwunden, indem man diese mit einer solchen überstreicht. Ach bei anderen sympathetischen Kuren spielt die Todtenhand eine Rolle. So erzählte mir ein Freund, daß sein Vater zu einer Leiche gegangen sei, die kalte Todtenhand genommen und damit eine Karbunkel bestrichen habe, die darauf auch, wie nach und nach die Hand in der Erde verweste, verschwunden sei. C.

4. Baßlösereime aus Nordböhmen. (Bd. II, S. 163, 198, 243; Bd. III, 24, 96, —).

Pfeisla, Pfeisla gieb mer Soft;
wenn du mr ken Soft gebst,
schneis ich dich an Grobn,
dort frassn dich die Robn,
kennst du obr wieder raus,
best du wie ana gebodte (gebadete) Maus.
Witkowitz im Riesengebirge.

Pfeisla, Pfeisla, gieb mr Soft,
weil dr Bauer Hover rosst,
ich ga dir en Löffels Buttermelch,
gieb mir a Trepla Saft.
Parschnitz. Mitgetheilt vom Herrn Fortbildungsschullehrer J. Böhm-Trautenau.

5. Blämischer Ringelreihen. Ein Kind, welches einen Topf oder Krug in der Hand hält, steht in der Mitte; die andern tanzen im Kreis herum und singen:

Machogel, Machogel,
van waer komt gy getreten?
Machogelken.
„Ik kom van onder de Aerde."
Wat hebt gy daer gevonden?
„Een Kanneken met wat Aschen."
Aen wien sult gy dat gewen?
„Aen een von myn beste Brienden."
Wie gyn uv beste Brienden?
„Dat zal ik u eens gaaen zeggen."

Dann laufen alle auseinander, und wen Macholken erhascht, der muß seine Stelle vertreten. — Macholken scheint der Magog der Bibel; es ist also ein höheres geistiges

Digitized by Google

Wesen schlimmer Art, ein Dämon, und solche sah das Christenthum allerdings in den Zwergen (Unterirdischen) des heidnischen Glaubens. Daß ein Zwerg gemeint ist, darauf deutet der unter der Erde gefundene Topf (Urne; solche gelten als Werk der Zwerge, vgl. Müllenhof Nr. 385, S. 283). Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 312.

Mitgetheilt von H. in K.

6. Mäikäfer flieg! (S. Jahrg. III, 123). In Dithmarschen heißt es:

„Maikäfer flieg weg!
bring' mi Morrn gut Wedder mit."

Aehnliche Sprüche scheinen auch anderswo bekannt zu sein. Wer weiß mehr?

Frau A. Carstens, Dahrenaurth.

7. Abzählreime aus Hartb bei Coburg.

Euche, beuche, dupera—te,
tifel, tafel, nummera—ne;
Ackerbrot in der Not —
euche beuche, tuß!

Der Anfang lautet auch: Euche, beuche, tupra—de. Brückner, Coburg.

8. Krune Krane wickle Schwone.

Krune Krane, wekle wahne,
we well met no England fahren,
England ös vöschlote,
De Schlötel ös gebroke;
we hät dat gedon, we hät dat gedon?
Dat hät de Hölländermuf gedon.

Krune, Krane (Kranich) weckle wane,
wen will mit nach Holland fahren?
Holland ist geschlote,
de Schötel ist gebroke.
Wen hätt dat gedohn.
Dat hewwen de ollen Wiwer gedohn.

Oder von 4 ab:

Mit Steine, mit Beine.
Kriech als durch die Leine.

Krone — Kranach, wickle Schwone,
we well met no Holland fahren?
Holland is geschlote,
De Schlötel is gebroke.
Wen hätt gedohn?
Dat hewen de ollen Wiewer gedohn.

Aufgezeichnet in der Rheinprovinz von Meyer-Markau, Duisburg.

wekle wane ist nach Mannhardt, germ. Mythen S. 328, entstanden aus swekle swane. Altsächs. svigli = weiß. Durch Abfall des s entstand wickle, wekle und wane. Der Schwan ist ein heiliger Vogel; darum kehrt er nach Engelland zurück. Holland ist ohne Zweifel gleich dem Engelland. C.

6. Briefkasten.

Eingegangen: Ueber die prähistorischen Wurthen Dithmarschens I. Von C. in D. Der Name Kiel und die wagrische Bevölkerung. Von v. Sz. — Schloß Panfin. von Frl. H. — Zur Gudrunsage, von einem Urdsbruder. — Allen geehrten Einsendern herzlichen Dank!

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Ards-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich sah und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 9. Band 5, Jahrgang 6. 1886/87.

Inhalt: 1) Was man in der Gegend des Sollinger Waldes am Johannistage noch heute zu sagen und zu thun pflegt. 2) Hexenwesen und Hexensagen aus den Alpen. 3) Der Name Kiel und die wagrische Bevölkerung. 4) Die Königstochter im Thurm. 5) Verschollene Namen und Ausdrucksweisen. 6) Kleine Mittheilungen. 7) Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet].

1. Was man in der Gegend des Sollinger Waldes[1] am Johannistage heute noch zu sagen und zu thun pflegt.

Aus dem Volksmunde mitgetheilt von Heinrich Sohnrey, früher Nienhagen, jetzt Sibbesse.

Trotzdem es rasch zu Ende geht mit dem sinnigen alten Volksthum, schimmert doch hinter dem Johannistage noch deutlich vernehmbar der altheidnische Sonnenwendtag, an welchem nach den Vorstellungen unserer Urahnen der Sonnengott mit seinen beiden Sonnenrossen den höchsten Punkt am Himmel erreichte, die Fluren mit Glanz und Segen überschüttete und Rosse und Wagen zur Rückfahrt umwenden ließ. — Man muß sich nur ein wenig herablassen zu den einsamen Dörflern und die Sinne offen halten für ihre Sprache, wie für ihr Thun und Treiben.

„Seht da, die Laweuiseweesche[2]) aus dem Sollinge! Na, wackeres Mütterchen, was wißt Ihr denn noch vorzubringen vom Johannistage?"

— „Hären se tau! Drei Doge vor oder drei Doge nah Johannesdag maut me Lien ßägen, denn werd hei düchtig lank un slank. Mien Ale hilt strenge darup kann eck ßei ßeggen! Hären se wegger (weiter) tau! Up Johannesdag maut me bei Kisselenblaumen (Fliederblüthe) afplücken — denn sind se chrade an besten."

„Mank den Büschen un Bämen reget ßeck up düssen Dag ak chanz wat Heimelkes: Wenn't Middag is twischen ölmen un twölwe, stoht uppen mol alle Baukköppe[3]) open. — Up Johannesdag deut Busch un Bam den Johannesschuß. — Up Johannesdag dräget (dreht) ßeck dat Blatt, denn hölt Busch un Bam nein Schöuer[4]) mähret reent 'erdor (regnet durch). Me ßegt denn: Dat Blatt hät ßeck edräget. — Eins is vor allen nech te vercheten (vergessen): Wenn Kindere up Johannesdag afewehnt (abgewöhnt) werd, ßau werd se höllesch klauk. — Un

1) Zwischen Harz und Weser. — 2) Soviel wie Base Luise im südlichen Hannover. — 3) Blüthenkapsel der Buche — 4) Schauer = Obdach.

Digitized by Google

nöu härre 't bale wat vercheten: Hexenkrütere maut me plücken up düssen leimen Dag, Hexenkrütere. . . ."

„Na, na, Lawenisewessche, glaubt Ihr denn wirklich noch an Hexen?"

„Ehrend ßei nech? (Vielleicht Sie nicht?) Denn ßind ßei woll noch neinmol beheret un beraupen? Chewiß hewet ßei't ower alle mol erlewet, dat de bösen Loie [1]) an öhren Kindern un an öhren Rindern eßeten (gesessen) hewet? Ak nech? Na, denn weit eck ak, denn hewet ßei weer Rindere, noch Kindere . . . Eck ßegge ßei, enne Dracht Hexenkrütere recket (reicht) nech. Wenn't ichtens (irgend) geiht, lange we öfch (uns) twei Drächte. Un min Ale hucket forwahr nech lichte up."

„Lawenisewessche — und das ist wirklich Euer harter Ernst? Für so arg habe ich Euch nicht mehr angesehen. Und da schreiben die städtischen Kulturforscher von der Hexerei als einem vor hundert Jahren überwundenen Standpunkte! Mütterchen . . . Doch wozu uns heute aufregen, ereifern um ein Ding, das gänzlich abzuthun mindestens noch hundert Jahre erforderlich sind! Erzählt mir lieber noch etwas Sinnigeres vom Johannestage."

— „Na, ßei ßind owert (aber) ak ßau niefärig (neugierig)! Hären se tau. Me ßegt, dei Minschen, dei in der Johannesnacht cheboren ßind, dei können mähr eßein as andre Leue — un eck hewe 't mährfach erlewet, dat 't wahr is. Owert nöu (nun) tümmt de Hauptßoke, wovon ßau fiene Stadtleue wol ßwärleck (schwerlich) 'ne Ahnunge hewet: Dei Johannesdag liegt in'n hachbeinten (hochbeinigen) Verteljahre. Jo, jo, — ßei ßitzet de Ahren, as wenn ßei nöu wimder wat te hären kregen. Danken se 'n leimen Chotte, wenn hei ßei noch kein hachbeinte Verteljahr ekennen lährt hät! Dat is de deure Tied in' Jahre: Dat Ale is uppecheten (aufgegessen) und dat Negge is noch nech weer annekomen. Me seggt: Et is Johannesdag, in der Heunderfmacht (Hühnerschmacht), da mötet ßeben Fröuen in ennen Backomen backen. Wer denn ßau ne Riegele (Reihe) ümme 'n Disch herümmer ßitten hät as we cheplogeten Minschenkindere, dei ßoll d'r wahrhaftigen denken, mannichmol midden manke rut (zwischen 'raus) lapen; — ower da bringet ja dei leiwe Johannesdag ak'ne chaue Hopenunge: Möget dei Früchte in Felle ak noch ßau slecht stohn — et hät, up Johannesdag kann ebenßauchaut noch'n Feld ewärn as verdarmen." —

„Ich habe verschiedene Leute erzählen hören, daß sich am Johannismittage zwischen elf und zwölf Uhr eine wunderholde weiße Jungfrau sehen läßt, die ein Bund Schlüssel an der Seite trägt . . ."

— „Chanz recht, chanz recht! Sneiwitte Kläre (schneeweiße Kleider) hät se anne un an der Siete 'n Bund Slötele (Schlüssel). Chanz recht! Enne lätt ßeck alle ßeben Jahre cherade up Johannesdag twischen ölmen un twölwe in'n Hilgencheistbusche ßein; an der Siete dat Bund Slötele, in der Hand drei Blaumen: 'ne Nilge (Lilie), 'ne Rose un 'n Verchißmeinnicht. Enne bedüt Starmen, enne Riekdum (Reichthum) un enne himmelsche Freuden. Lätt ßeck nöu 'n Minsche ßeihn, ßau wenket se den met öhren Slötelbumne. Cheit dei Minsche den Winke nah, ßau maut hei ßeck von den drei Blaumen enne utwählen, um je nahdem, wat de Blaume bedüt, dei hei ßeck wählt, dat kriegt hei ak — assau entweder Dot oder Riek-

1) Böse Leute = Hexen.

dum oder himmelsche Seligkeit, — — — Ümme bei Jungfrau te erläsen, maut einer ßei dreimol ümme den Hilgencheistbusch drogen. Is dat chlücklich eschehn, ßau chiff't up einmal 'ne löuen (lauten) Knall — un denn steiht 'n chrat wunderhübsch Sloß da, ßau as me ßeck't mant edenken kann — Vor der Sloßdör ligt 'ne chrate Slange, dei maut dei Chlückliche, dei dei Jungfrau erläset hät, dreimol up'n Swanz kloppen, upper Steh is dei Slange 'n blank Cholbstriepen eworen." —

Gewiß eine äußerst sinnvolle Volkssage, die wir nicht besser deuten können, als wenn wir sie als Symbolisirung von Natur und Menschenleben (zur Johanniszeit) auffassen.

Und nun erzählt die unverdrossene Sollingsweesche noch ein eben so heilles wie heitres „Stippstörken" aus der Johannisnacht, das sich auf hochdeutsch etwa so anhören würde:

Sind einmal drei Soldaten desertirt, die haben sich längere Zeit in einem großen Walde versteckt gehalten. Weil ihnen am Ende aber Geld und Lebensmittel ausgehen, gerathen sie in schwere Noth. Gesellt sich mit einemmal ein Fremder zu ihnen, ein gar zuthunlicher Herr. Sagt, sie sollten nur keine Angst haben, daß er sie verrathe, er wäre auch ein Deserteur. Dann fragt er sie, ob ihnen was fehle — und sie klagen ihm, daß sie keinen Kreuzer Geld mehr in der Tasche hätten. Sagt der Fremde: Wenn's weiter nichts wäre, da wollten sie schon zukommen. Er wolle ihnen so viel Geld verschaffen, als sie nur verlangten, aber — sie müßten sich ihm — verschreiben. Da merken die Drei, mit wem sie's zu thun haben und trotz ihrer Noth bedanken sie sich für das Geld. Fängt nun der Herr Stöpke an: „Ich will euch zwei Räthsel aufgeben, könnt ihr dieselben richtig lösen, so will ich kein Recht an euch haben." Jetzt wurden die Ausreißer muthig: „Es sei — Düwel, bring Geld!" Und er brachte Geld, soviel, daß sie all' ihre Taschen vollpfropfen konnten.

Geld und gute Tage hatten sie nun, allein der Gedanke an den Teufel war ihnen gar sehr peinlich, ließ sie keine Freude finden an den Genüssen, die ihnen das viele Geld verstattete. Fällt nun einem von den Dreien plötzlich ein, daß ja der Johannistag vor der Thür steht und er sagt: Kameraden, es gilt ein kleines Wagniß. Wie ihr wißt, versammeln sich in der Johannisnacht alle Teufel auf dem Kreuzwege, um ihrem Oberherrn anzugeben, welche Eroberungen sie im verflossenen Jahre gemacht haben. Was meint ihr, wenn ich mich in der Nähe des Kreuzweges unter eine Egge verkröche? Vielleicht, daß ich dann hinter das Räthsel komme. Damit waren die Kameraden gern einverstanden.

Die Johannisnacht bricht herein, und auf dem Kreuzwege geschieht, was jener vorausgesagt: Die Teufel beichten ihrem Oberherrn, welche Eroberungen sie gemacht und welche Mittelchen sie dabei angewandt haben. So kommt nun auch die Reihe an einen Satanas, welcher seinen Bericht anhebt: „Ich habe drei Deserteure geschnappt!" Der unter der Egge, obwohl er Angstschweiß schwitzt, spitzt die Ohren. — „Womit?" fragt der Höllenfürst. „Mit Geld und zwei Räthseln!" „Wie lauten die Räthsel und ihre Lösungen?" — „Ich verblende den Deserteuren die Sinne, führe ihnen einen Hahn vor und frage: Ist das nicht ein schönes Reitpferd? Dann bringe ich ihnen eine schäbige Kuhhaut und frage: Ist das nicht ein schöner Purpurmantel? Sie antworten natürlich beide Male — ja und schwupp

Digitized by Google

nehme ich sie beim Kragen." — — Als die Mitternachtsstunde um war und die Teufel wieder in alle Winde zerstoben waren, kroch der kühne Lauscher unter der Egge hervor und eilte frohlockend zu seinen Kameraden zurück. — Als nun nach einiger Zeit der Teufel mit dem schönen Reitpferde und dem schönen Purpurmantel ankam, lachten sie ihm ins Gesicht und sagten: „Dat kannst de user Katten wies'emoken! 'n Honeken for 'n Rietperd un 'ne ale Kauhut for 'ne Porpormantel uttecheben! — — Weg war der Teufel; so hatte ihn lange keiner angeführt.

— „Doch jetz will'k uphären, den leimen Johannesdag te beraupen; — ower da fällt meck noch in, dat jetz ak de Kukuk anhalen maut met raupen, wenigstens hewet we armen Hümpelers den Wunsch, denn use Alen pleget jümmer te seggen: Sau vele mol, as de Kukuk nah Johannesdag noch röppet, ümme sau vele Chröschen stigt dat Koarn in Prieße (Preise)."

2. Hexenwesen und Hexensagen in den Alpen.

(Von Dr. L. Freytag in Berlin.)

Je mehr über Hexentum und Hexenwesen im allgemeinen geschrieben, gedacht und deklamiert worden ist, um so mehr verlohnt es sich wol der Mühe in knappen Zügen das zusammenzustellen, was die in sich mehr abgeschlossenen Alpengegenden an Traditionen in dieser Beziehung bieten. Die Quellen sind sehr zahlreich: es genüge hier an erster Stelle die Schriften von Zingerle, Rochholz, Leoprechting, Jäcklin und Krauß zu erwähnen; sie umfassen das Wichtigste über die germanischen, slawischen und romanischen Alpenländer. Daß sich auch aus ihnen ein bestimmtes Resultat nur mit Hilfe der allgemeinen vergleichenden Mythologie gewinnen läßt, versteht sich von selbst.

Betrachten wir nun die Lebensäußerungen des Hexenglaubens und Hexentums im einzelnen und suchen wir die dadurch erzielten Resultate schließlich zusammenzufassen.

Den Hexen nahe verwandt sind der Alp und die Trude. Kleine Kinder werden oft vom Alp gedrückt; man erkennt dies am Hervorströmen von Milch aus der Brust. In diesem Falle legt man ein mit 9 Mondsicheln und 9 Kreuzen bezeichnetes Messer in die Wiege oder bezeichnet diese mit einem Trudenfuße. Wenn einem Kinde die Haare emporstehen, hat es der „Haarlecker", der Alp gethan. Ueber die Truden sagt der Tiroler Volksglaube, daß es die Seelen noch lebender Menschen sind, bei deren Taufe das Glaubensbekenntnis nicht richtig gebetet worden. Eine solche Seele muß nachts umgehen und Blut aus richtig getauften Menschen saugen. Ein solcher liegt wehrlos da, bis ihn jemand berührt und dadurch die Trude verscheucht. Will man sich von ihr befreien, so soll man im Bette wachen, aber sich schlafend stellen. Kommt dann die Seele mitternachts, so soll man schnell mit der Hand hinfahren, als ob man eine Fliege fangen wolle; glückt es, sie zu erhaschen, so bleibt sie einem in Gestalt eines Strohhalms in der Hand. Brennt man diesen nun an beiden Enden an, so werden die Füße und Haare des unrichtig getauften Menschen versengt. Manche sagen aber: „Du verhextes Weib, komm morgen bereit um Salz und um Feuer mit den Haaren gekreuzt!" Kommt dann morgens diese

Digitized by Google

Person hinkend, mit verbrannten, über der Stirn gekreuzten Haaren, zwei kleine Gefäße tragend, in die sie Salz und Feuer nehmen will, so ist in ihr die saugende Trude erkannt und in dieser oder jener Weise leicht unschädlich zu machen. Auch Diejenigen werden Truden, die vor der Taufe an der Kirchenmauer angestoßen sind, ebenso unaufgesegnete Weiber; ebenfalls solche Frauen, die recht große Augenbrauen haben, werden mitderzeit zu Truden. Dieselben gehen besonders auf Pferde, denen sie die Haare ausraufen oder die sie drücken; eben so gern auf Kinder, die sie bis zum Blauwerden würgen. In die Zimmer stehlen sie sich oft in Gestalt von Schmetterlingen; wird man von einer geplagt, so soll man sich eine Hechel so auf die Brust legen, daß die Stacheln aufwärts stehen. Doch ist dies gefährlich, da auch schon einmal eine Trude die Hechel umgedreht hat. Der Trudenfuß, das Pentagramm aus Tannenholz, in die Wiege der Kinder gelegt und an Haus- und Stallthüren angeheftet, ist ein bewährtes Mittel. Verscheuchen kann man sie auch im Augenblick des ersten Drückens dadurch, daß man einen heiligen Namen ausspricht oder sagt: „Komm um drei Almosen"; diese letzteren muß man dann aber auch richtig spenden. Der Volksglaube kennt übrigens die Truden erstens nur als weibliche Wesen, sodann als von großer Schönheit. Da nun aus ihnen erst Hexen *werden*, so wirft diese allgemeine Auffassung auf das ursprüngliche Wesen auch der Letzteren ein helles Licht.

Hat eine Trude von den Menschen abgelassen, so setzt sie sich besonders gerne auf die Eschen. Daher kommt es, daß dieser Baum so oft verkrüppelte Bildungen aufzuweisen hat. Ebenso ist es mit Fichten und Lärchen; kann eine Trude keinen Menschen heimsuchen, so drückt sie die Bäume, und daher kommen knollenartige Auswüchse.

Einer Trude rechtzeitig von ihrem Banne zu helfen ist wol möglich. Gestattet man einer als Trude bekannten Magd ein beliebiges Tier tot zu drücken, so ist sie erlöst und für immer frei. Die Dankbarkeit von Truden wird öfters erwähnt; ebenso aber auch ihre schwere Rache für Geiz und Mißgunst.

Der berüchtigte „*böse Blick*" spielt auch im Hexentum seine Rolle. Wenn Tiere oder Menschen von einem bösen Auge angeblickt werden, so sind sie „vermeint"; deswegen soll man nicht jeden in den Stall sehen lassen. Der „Vermeinte" kann weder essen uoch trinken und liegt mit lockeren Zähnen kraftlos da; „vermeinte" Tiere sehen den Menschen starr an. Diesen bösen Blick nennt man im Bayrischen „verneiden", wogegen „vermeinen" das in böser Absicht erfolgende Rühmen oder Loben bezeichnet.

Die Hexen kann man an vielem *erkennen*. Sie haben meist triefende, entzündete Augen, oft auch einen Bart. Rote Strümpfe sind verdächtig; ein altes Weib, die als die letzte in einer Prozession eine *blaue* Schürze trägt, ist eine Hexe. Ebenso, wenn ein Weib auf christlichen Gruß nicht dankt; wenn es in der hl. Nacht beim Opfergange sich vor dem Altare umkehrt; wenn ein altes Weib weiße Schnecken sucht; wenn die Besen in der Küche aufwärts stehen, so ist die Köchin eine Hexe. „So viel Besen, so viel Hexen", sagt das Sprichwort. Mitunter erscheinen sie nach dem Aveläuten auf der Straße, mit einem Strick oder einer Kette aneinandergebunden. Sicher ist vor ihnen keiner; im Bette eines Behexten hangen die Federn zusammen und bilden allerlei seltsame Gestalten; man

Digitized by Google

nennt dieſelben Hexeneier oder Hexenneſter. Wenn der Prieſter die Monſtranz beim Segen in den Händen hält, ſo ſieht er durch dieſelbe hindurch alle in der Kirche befindlichen Hexen; ſie haben den Rücken gegen den Altar gekehrt oder ſprengen ſich das Weihwaſſer über die Achſel ſtatt auf die Stirn. Wenn man einen Schemel aus gleichem Holze fertigt und auf der Oberſeite eine kleine Oeffnung macht, ſo ſieht man alle Hexen, wenn man in der Kirche durch die Oeffnung ſchaut; ſie ſtehen ſtets auswärts gekehrt; daß ein ſolcher Hexenkenner von ihnen beſonders verfolgt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Glaubt man, ein vorübergehendes Weib ſei eine Hexe, ſo ſoll man ſie halblaut eine ſolche nennen, doch ſo, daß ſie es natürlicherweiſe nicht hören kann; ſieht ſie ſich dann doch um, ſo iſt der Verdacht begründet. Findet man im friſchen Schnee Fußtapfen und geht genau in denſelben, ſo kann die Perſon, von der ſie herrühren, nicht weiter, wenn es eine Hexe iſt. Ebenſo kann eine ſolche das Zimmer nicht verlaſſen, wenn man gegen die Thüre einen mit dem Stiel abwärts gekehrten Beſen anlehnt.

Langes ſtarres Daliegen Schlafender iſt höchſt verdächtig. Der Körper liegt gefühllos da, aber die Seele hat in der Geſtalt einer Biene oder Weſpe oder gar einer Kröte den Leib verlaſſen und ſchlüpft hernach durch den Mund wieder zurück. Kehrt man einen ſo ſtarr Daliegenden um, ſo daß der Seelengeiſt nicht durch den Mund zurückkehren kann, ſo iſt der Menſch verloren; ebenſo iſt es, wenn alle Fenſter und Oeffnungen des Zimmers dicht verſchloſſen werden. Seltener erſcheint dieſe Seele in Katzengeſtalt.

Ein ſicheres Mittel die Hexen zu erkennen iſt der Beſitz eines Eies, das eine ſchwarze Henne am Karfreitagmorgen gelegt hat. Wer mit dieſem Ei an demſelben Tage zur Kirche geht, kann die Hexen, die am Karfreitag das Haus des Herrn beſuchen müſſen, daran erkennen, daß ſie, die Hände im Schoß gefaltet, die Daumen übereinanderdrehen und leiſe murmeln „weißer Faden, ſchwarzer Faden“. Die heidniſchen Schickſalsſchweſtern ſind unverkennbar.

Es liegt durchaus im Weſen des Hexentums eine fratzenhafte Nachäffung des Chriſtentums und chriſtlicher Gebräuche begründet. Selbſt chriſtliche Begräbniſſe äffen die Hexen nach, indem ſie mit Kreuz und Bahre und allen kirchlichen Attributen aufziehn, aber ſtatt der Leiche einen Schweinsfuß in der Totentruhe haben. Und wie ein chriſtliches Brautpaar nach alter Sitte im Kreiſe der Angehörigen ſich die Hand reicht, ſo legt auch der Hexenzögling im Kreiſe der Böſen ſein Gelübde ab; der berüchtigte Zauberkreis ſcheint keine andere als dieſe Bedeutung zu haben. Und wiederum, wie die Eheverlöbniſſe ins Kirchenbuch eingetragen werden und der Küſter daſſelbe vorlegt, ſo bringt auch der Küſter des Teufels in Geſtalt eines kleinen ſchwarzen Männchens dem Hexenzögling das Hexenbuch, in dem alle Hexennamen verzeichnet ſtehen, zum Unterſchreiben und iſt nur wegzubannen, wenn man heilige Namen hineinſchreibt. Dadurch wird das Buch ſo ſchwer, daß der Böſe es nicht forttragen kann.

Die Macht der Hexen währt bis ins Grab hinein. Ueber ein offenes Grab muß man kreuzweiſe die Schaufel und die Haue legen, mit denen das Grab gemacht worden; dann haben die Hexen keine Macht. Hat eine Hexe einem Menſchen zuliebe ihr Hexenwerk verrichtet (z. B. die Ernte vor einem drohenden Regen durch einen Machtſpruch in die Scheune fliegen laſſen) und iſt ſie dafür auf

Digitized by Google

Veranlassung des undankbaren Dienstherrn dem Feuertode überliefert worden, so geht ihre über Jenen ausgesprochene Verwünschung in Erfüllung, daß er und seine Söhne, die zu ihrer Verurteilung geholfen haben, mit Blindheit und Stummheit geschlagen werden sollen. Ein uralt mythischer Zug findet sich in einer Graubündener Sage: da wird eine schon tote Hexe durch einen Hahnenschrei wieder ins Leben zurückgerufen.

Damit zusammen hängt ihre Lust den Wöchnerinnen zu schaden. Die für Wöchnerinnen bestimmten Speisen dürfen nicht an die freie Luft kommen, weil sie sonst verhext werden; auch sollen die Wöchnerinnen nie den Ehering ablegen; sonst schaden ihnen Hexen und Geister. Deshalb sollen sie auch vor der Aufsegnung nicht allein ausgehen, weil sie sonst leicht entrückt werden.

Die Feindschaft der Hexen gegen Kinder tritt in den alpinen Traditionen besonders scharf hervor. Ein Kind, das nichts Geweihtes an sich trägt, wird leicht verhext; nach dem Abendessen soll man Kinderwäsche nicht im Freien lassen, weil sonst „böse Leute“ und Hexen darüber Gewalt bekommen und dadurch den Kindern schaden können. Es blieben einmal Windeln nach dem Aveläuten in einem Garten hangen, da kam ein großer Vogel und beschmutzte sie. Als das Kind in diese Windeln gewickelt war, begann es zu kränkeln. Der große Vogel war eine Hexe gewesen. Auch soll man deshalb spät abends ein Kind nicht aus dem Hause tragen, ebensowenig es allein im Zimmer lassen, und beim Aufsegnen darf sich die Mutter nicht von der Amme trennen. Damit im Zusammenhange steht das drohende Vertauschen kleiner Kinder mit Wechselbälgen und das „Vermeintwerden“, d. h. das unaufhörliche Schreien der Kinder. Anderswo werden Wöchnerinnen entführt und Kinder vertauscht durch Zwerge oder Elfen; in den Alpen treten meist Hexen auf, aber es ist klar, daß in allen drei Fällen das heidnische Element das drohend vorhandene ist. Dieses ist Freund der nächtlichen Finsternis; deshalb dürfen auch Kinder nicht gegen den Willen der Eltern nachts ausgehen; wenn die Hexen es vermögen, entrücken sie die geraubten Kinder oder auch Frauen ins unterirdische Reich, wie es die Zwerge thun. Weigert sich einmal eine Hexe, ihre eigenen Kinder dem Bösen preiszugeben, so muß sie es fürchterlich büßen; unsere Traditionen sind reich an Zügen von Mutterliebe, die man bei Hexen nicht suchen sollte.

Selbstverständlich ist es, daß die Hexen auch den Feldern zu schaden suchen. Wenn die Kornähren manchmal übernacht streckenweise knapp am Halm abgeschnitten sind, so nennt man dies Hexengetreidschnitt, Durchschnitt, Bockschnitt, Bilmezschnitt. Der Bilwißschneider setzt sich auf den als schwarzer Bock erscheinenden Teufel, schnallt an den linken Fuß ein scharfes Messer und reitet nun von einer Ecke des Getreidefeldes zur andern. Es gibt nur drei Abende, an denen dies geschehen kann, am St. Veitstage, am Sonnwendstage und am Peter- und Paulstage, allemal nur während des Abendläutens, welches darum auch an diesen Tagen möglichst kurz geläutet wird. Während der Bilwißschneider auf dem Bocke sitzt, sind beide unsichtbar; das so geschnittene noch blühende Getreide reift in der Scheune des Schnitters verborgen. Die Mittel, sich, wenn es im Stall oder auf den Feldern „fehlt“, zu schützen oder wenigstens künftigem Schaden vorzubeugen, sind sehr zahlreich; Leoprechting in seinem prächtigen Buche „Aus dem Lechrain“ hat Seite 19 ff. des eingehenden darüber gehandelt.

Digitized by Google

Von den Pflanzen sind dem Teufel wie den Hexen besonders verhaßt der Hollunder, der Wacholder, das Johanniskraut, das Karwendelkraut, die Palm- (Weiden-) Kätzchen, die Raute (namentlich die Edelraute), der Sewenbaum [Juniperus sabina]. Ihre Lieblingspflanze aber ist die Mistel; sie heißt geradezu „Trudenfuß“ und ist ein echtes Hexenkraut. Auch die schöne Pflanze Statice alpina, die oft auf dem Schlern wächst, heißt „Schlernhexe“. In Gras- und Strohhalmen und in die Schmehlen verwandeln sich die Teufel und Hexen oft, ebenso die Truden. Alle an gesunden Bäumen verdorrenden Aeste, Zweigverfilzungen, Schmarotzergewächse auf Bäumen nennt man Hexenbesen und hält sie für Schlupfwinkel der Unholde. Auch in Tannen verwandeln sich Hexen, um sich in dieser Gestalt den Jägern, so oft sie auf ein Wild abdrücken wollen, hindernd in den Weg zu stellen; es ist eben die Waldbeherrscherin, die ihr Volk schützt. Auch in Aehren verwandeln sie sich oder gar in Federn; die Aehre weist auf Feldgottheiten, die Feder auf das Schwanengewand der Valkyrien. Die Macht der Hexen ist so groß, daß sie durch bloße Berührung und Bestreichung das Vieh krank machen und die gesundesten Bäume zum Verdorren bringen.

Das Wettermachen der Hexen ist ein uralter Glaube. Darum soll man Haare, die beim Zopfen ausgehen, dreimal anspeien und dann erst wegwerfen; sonst werden sie von den Hexen zum Ausfüllen der Hagelsteine gebraucht; oder dieselben bekommen die Gewalt, dem die Haare Wegwerfenden alle Haare ausgehen zu lassen. Man kann die Haare auch verbrennen. Wenn ein altes Weib einem Mädchen über die Haare fährt, so werden diese in soviel Jahren grau, als Finger darüber gestrichen sind. Darum soll man den Dreifuß nicht über Nacht auf dem Herde stehen lassen, damit nicht die Hexen darauf kochen können. Wenn ein von Hexen heraufbeschworenes Wetter heranzieht, soll man Kräuter, die am Tage von Mariä Himmelfahrt oder Mariä Geburt geweiht waren, verbrennen und dadurch das Wetter samt den Wetterhexen vertreiben. Ein anderes Mittel gegen Hexengewitter ist Gebet und Segen von Geistlichen und das Läuten der Kirchenglocken, oder man soll zwei Brotläden kreuzweise auf den Weg legen. Wenn man bei einem Hexenwetter mit einer geweihten Kugel in die Wolken schießt, so stürzt die Hexe tot herab, oder man wirft, um diese mittelbar zu verwunden, Sensen, Sicheln, Messer vor die Hausthüre. Wollen die Hexen nun Unheil stiften, namentlich zum Wettermachen ausfahren, so bereiten sie sich aus Alpenblumen die ihren Körper federleicht machende Hexensalbe; sie reiten auf Haselgerten. Zuerst lassen sie sich an den Bächen nieder und schlagen eine zeitlang das Wasser mit der Gerte; dann erheben sie sich in die Luft und lassen hageln; die älteste Hexe nennt die Plätze, wo es hageln soll.

Leichtverständlich ist es, daß Teufel und Hexen sich bemühen, die ihnen verhaßten Wetterglocken zu vernichten. Darum schleicht sich auch nach schweizerischen und salzburgischen Traditionen eine Hexe um Mitternacht in den Glockenturm, um die Glocke mit einem Höllenhammer und einem Nagel zu zersplittern. Aber bis Ein Uhr, wo sie weichen muß, glückt es ihr nur, in die Glocken einen Zackenkranz zu schlagen; dieselbe hat damit zwar ihren reinen Ton, nicht aber ihre Kraft verloren. Oder die Hexen bemühen sich auch die Glocke mit den Zähnen zu zerbeißen, und daher sollen dann die Zacken rühren.

Digitized by Google

Die Macht der Hexen ist so ungleich wie die ihnen günstige Zeit. Der Donnerstag ist der Hexentag; abends nach dem Aveläuten fahren sie zu ihren Tänzen aus, die sie an bestimmten Plätzen abhalten. Nach acht Uhr abends darf man dieselben nicht betreten. Wenn jemand in einer Quatemberzeit nach dem Gebetläuten vor die Thür geht, wird er von Hexen geholt, auf einen hohen Berg getragen und dort in zwei Teile zerrissen; einen Teil lassen sie dort, den andern tragen sie auf eine andere Bergspitze.

Merkwürdig ist, daß der Volksglaube die Reinlichkeit so streng empfiehlt. Weggeworfene Sachen, wie Scherben, Kehricht, werden vom Teufel und den Hexen zum Bösen benutzt; ebenso haben sie Gewalt über den, der ungewaschen ausgeht.

Die Unabhängigkeit von den Elementen ist ein sicheres Kennzeichen der Hexen. Sie können unter Dachtraufen trocken hindurchgehen, Eiszapfen wie Pechfackeln anbrennen, unmögliche Dinge tragen, ganz nach Art der Walkyrien, zu kurze Baumstämme in die gewünschte Länge ausdehnen, ebensolche wie Gänse den Berg hinunter laufen lassen. Ihr eigenes und eigentliches Element aber ist die mütterliche Erde, und wenn gefangene Hexen durch Berührung selbst des kleinsten Erdteilchens ihrer Fesseln ledig, frei und unsichtbar wurden und man sie deshalb, wie es heißt, in einem Kupferkessel anzuschmieden pflegte, so weist das wiederum auf ihr Heidentum hin. Ein Schwarzkünstler kann Wiesen im Nu abmähen, Millionen von Kornähren durch Eine Berührung mit der Sichel niederlegen, den Entfernungen von Zeit und Raum gebieten, kurz, Kunststücke verrichten, die in unsern Volksmärchen der durch dankbare Tiere, Geister, Elfen oder Teufelstöchter begünstigte Held zu vollenden pflegt. Daher werden denn auch unzählige solcher oft possenhaft entstellter Züge (wie in der Faust- und der Rübezalssage) auf besonders berühmte Hexenmeister zusammengetragen. Die oft auftretenden riesen-, drachen- oder göttermäßigen Züge sind also völlig klar; es ist nicht selten, daß man den Hexen Bezeichnungen und Namen gibt, die sich auf anderem Wege garnicht erklären lassen. Der Wolkenmantel des Himmelsgottes wird übrigens nicht selten deutlich gekennzeichnet; die Hexe setzt sich mit dem, welchen sie entrücken will, auf das Fell eines schwarzen Bockes, und so fliegen sie durch die Luft. Der Himmelswagen des Gottes Porr ist mit Böcken bespannt.

Daß sich die Hexen verwandeln können, ist ein beinahe selbstverständlicher Volksglaube. Ehe eine Hexe nachts ausfährt, legt sie einen Strohhalm ins Bett, damit der getäuschte Gatte ihre Abwesenheit nicht bemerke. Auf ihren Tanzplätzen (z. B. den Purenwiesen und den Marlingerwiesen bei Meran, dem Schloßhügel bei Nauders, dem Juffinger Joch zwischen Häring und Söll u. s. w.) sieht man sie oft mit Esels- oder Katzenköpfen. Wenn man einen Wirbelwind sieht, so sagt man, daß die Hexen tanzen, und man nennt ihn geradezu Hexentanz. Wenn man ein Messer in einen solchen Sand- oder Laubstrudel wirft, so wird die Hexe verwundet. Dieser Wirbelwind ist gefährlich, weil die Hexen in diesem das Tuch von der Bleiche und die Schober von der Wiese entführen. Daß sie sich in Katzen verwandeln, ist das gewöhnlichste; fast eben so oft aber nehmen sie auch Hasengestalt an. Bei den Tieren sind daher unheimlich namentlich die Katzen, vor denen man sich hüten soll, am meisten aber nachts. Diejenigen Katzen, welche Hexen sind, haben einen viel längeren Schwanz mit besonders beweglicher Spitze. Außerdem

Google

aber nehmen die Hexen mit besonderer Vorliebe die Gestalt von Mäusen und Nachtfaltern an; die letzteren nennt man geradezu Hexen. Die Irrlichter sind entweder verwünschte Seelen oder geradezu Hexen; sieht man solche blauen Lichter daherschweben und spricht dabei Schmähworte gegen die Hexen aus, so wird man verfolgt und zerrissen, wenn man sich nicht schnell in ein Haus rettet. Wie den Hexen das Mäusemachen geläufig ist, so nehmen sie auch die Gestalt dieses Tieres am liebsten an, und wie der Unberufene, der zufällig ein Zauberbuch liest, das Zimmer mit Geistern füllt, so sieht er es ebenso oft sich mit Mäusen füllen; das Rückwärtslesen ist hier die einzige Hilfe. Werden Hexen gefangen, so suchen sie rechtzeitig die Gestalt möglichst unscheinbarer stets aber an sich schädlicher Tiere, z. B. von Bremsen oder Wespen anzunehmen. Wird ein Zauberer zum Richtplatze geführt, so ruft er vergebens die Hilfe des Teufels an. Wohl sucht derselbe die auf dem Wege befindliche Brücke zu zerstören, wohl setzen sich schwarze Teufelsvögel zum Schutze auf die Schultern des Delinquenten, wie die Raben auf Odins Schultern sitzen; aber all der Spuk ist leicht zu bannen. Oder die Hexe jagt auf einem Sattel ohne Pferd oder auch mit einem solchen durch die Lüfte davon; das ist offenbar das Wolkenroß des Himmelsgottes.

Nicht selten wird es auch erwähnt, daß sich die Hexe, um einen Feind in den Abgrund zu stürzen, plötzlich als Baumwurzel über den Weg legt oder, um eine Viehherde zu zersprengen, in Gestalt eines feurigen Rades unter dieselbe stürzt: das heilige Sonnenrad ist unverkennbar. Ertappt man sie und will man sie fangen, so weiß sie wol ihrem Verfolger eine Ohrfeige zu geben, daß er am hellen Tage die „Sterne sieht"; das ist der berüchtigte „Hexenschuß". (Schluß folgt.)

3. Der Name Kiel und die wagrische Bevölkerung.

(Vgl. Jahrg. V. 84, 96).

In Nr. 7 Bd. III ist der Name Kiel besprochen worden und wurde dabei auf die Lage der Stadt an einem rivus oder stagnum und auf deren älteste urkundliche Bezeichnung „tom Kyl" und „Kyl" hingewiesen, woraus ersichtlich ist, daß der Name Kiel von einem Wasserabfluß oder -behälter herrührt. Diese Erklärung hat auch am meisten für sich, denn an einem Seehafen wird man eine Niederlassung nur da gründen, wo Süßwasser zu finden ist. Sollte auch gegenwärtig ein Bach oder eine Quelle im Bereich der Stadt nicht mehr vorgefunden werden, so ist zu berücksichtigen, daß dergleichen Gewässer mit der zunehmenden Landeskultur zuweilen einen anderen Lauf erhalten oder versinken. Aus diesem wie aus vielen anderen Gründen ist es immer wünschenswerth, daß den Fragen nach der Bedeutung von Ortsnamen nicht allein eine kurze Uebersicht über die ältesten Daten der Entwickelung des Orts, sondern auch eine Beschreibung der Lokalitäten beigegeben werde, was ja in aller Kürze vermittelst vereinbarter Wortkürzungen geschehen könnte. In zweifelhaften Fällen müßten älteste Flur- und Wegenamen herbeigezogen werden, denn die Ortsnamen haben zuweilen sonderbare Wandelungen erlitten, besonders in Gegenden, welche politischen und kriegerischen Wechselfällen unterworfen waren. Welcher Lokalforscher oder moderne Lautschieber würde z. B. in dem heutigen Rinderen das römische Arenacum ohne Weiteres herausfinden?

Digitized by Google

Jenem Verfahren steht dasjenige gewisser Forscher, wie Mone, Obermüller, Rabe und Anderer gegenüber, die ganze Gegenden durch irgend eine Sprach-Schablone quetschen, welche eine willkürlich vorgestellte Vorzeit ihnen liefert, sei es eine indische, keltische oder wendische. Es scheint mir gerathener zu sein, von historischen Anhaltspunkten rückwärts, als von bloßen Vermuthungen aus vorwärts zu schreiten.

Wie Herr H. richtig bemerkt hat, steht die Annahme, Kiel sei ein slavisches Wort, gänzlich in der Luft. Die slavischen Ortsnamen auf Kiel werden oder wurden wenigstens mit einem harten l geschrieben, welches beinahe wie uo lautet, und die Ausnahmen sind auf slavisirte finnische, tatarische oder germanische Bezeichnungen zurückzuführen. Slav. ie wird wie i—ě ausgesprochen, nicht wie ie in „Kiel", dem Namen der Hafenstadt. Kielnia z. B. ist das deutsche „Kelle", Kielichowa Kelchheim (calix), Kielce hieß ehedem Kiel mit hartem l, slavisches Kila mit hartem l bedeutet einen Nabelbruch, und ist auf eine Lokalität schwer anwendbar, ein „Gilgenbach" in der Rheinprovinz ist mir unbekannt, der „Gilbach", im 9. Jahrh. Gilibechi, liegt in der fruchtbaren Erftgegend und ist deutsch leicht zu deuten, u. s. w. Ich bemerke nur noch, daß die Gründer des russischen Reiches Norweger, also Germanen waren, ferner, daß schon früh deutsche Ansiedler nach Polen und Rußland gezogen wurden, endlich auch, daß die Tataren ein ackerbauendes Volk und mit den Mongolen nicht zu verwechseln sind, von denen sie sich durch regelmäßige Körperbildung, in Sitten und Gewohnheiten zu ihrem Vortheil unterscheiden. Ortsbezeichnungen nichtslavischer Zunge in slavischen Ländern sind daher nicht selten.

Wann Slaven in Nordalbingien eingedrungen sein mögen, ist schwer zu ermitteln. Wir wissen nicht, wohin die Heerhaufen des von Caesar geschlagenen Arioviſt sich zerstreut haben, nur so viel läßt sich vermuthen, daß entweder Slaven darunter waren oder Caesar einen slavischen Dolmetscher gehabt haben muß, und daß sie, nach ihrer 14jähr. Wanderung aus dem Südosten, vielleicht aus Thrakien und Dakien, gekommen sein mögen, Stammsitzen littauischer und serbischer Völkerschaften.

Für diese Vermuthung ließe sich Folgendes anführen: Arioviſt hatte zwei Frauen, eine Suevin aus seiner Heimath, woraus folgt, daß er selber ein Sueve war, und eine norische, welche ihm deren Bruder, der König Vocio (slav. wodz Führer) nachgeschickt hatte. Bigamie gehörte aber nicht zu germanischer Sitte und Noricum nicht zu den germanischen Gebieten, endlich auch sind unter den Sueven des Südostens, die nach Strabo den Geten benachbart waren, also auf heutigem serbischen Boden wohnten, keine Germanen, sondern die für Griechen, Römer und Germanen gleich unaussprechlichen Srby d. h. Serben zu verstehen, deren Name in Svevi und griech. Suoboi, später in Serbly, Syrby corrumpirt wurde. Mit Arioviſt zu gleicher Zeit erschienen auch am Mittelrhein 100 Gaue der Sueven unter Cimberius und Nasua, die aber auf die Nachricht von der Niederlage des Arioviſt umkehrten und schließlich in entferntere Gegenden Germaniens als den Wald Bacenis, wo sie noch einmal Front machten, sich zurückzogen. Im 10. und 11. Jahrh. finden wir serbische Stämme nicht allein im heutigen Serbien, sondern auch in der Ostseegegend angesiedelt, und daß die in letzterer Ansässigen schon zu Plinius Zeiten dort wohnten, geht aus dessen Erwähnung der Oconae, woraus Tacitus Oxionae machte, hervor. Wie die aus griechischen Nachrichten überlieferten Hippopoden Norddeutschlands, sind den Römern auch die „Oconae" durch

Google

ein griechisches Wort vermittelt worden, welches die Uebersetzung des slavischen raróg (der Blaufuß, eine Falkenart) enthält. Raroger hießen nach Adam von Bremen und den Ann. Saxo die Obotriten d. h. die Bodrizer, vielleicht nach ihrer vermittels Waid blaugefärbten Fußbekleidung. Daß aber die Bodrizer in Wagrien ansässig waren, ist bekannt. Wahrscheinlich fand also die Einwanderung serbischer Stämme vor Plinius, und zwar schon nach dem oben erwähnten verunglückten, westlichen Zuge des Ariovist statt. Daß auch thrakisch-littauisches Volk unter denselben sich befand, schließe ich aus der Erwähnung der Harudes (litt. arudai Kornkasten, Fouragekasten) im Heere des Ariovist, und des Cimberius und Nasua, unter welchen jedoch nur eine Person zu verstehen ist, denn Cimberius nazwa, wie richtig geschrieben werden müßte, bedeutet „Namens Cimberius" d. h. einen Führer, der entweder den Namen des littauischen Erdgottes Zemberys gen. Zemberio (der Erdstreuer) trug oder dieser Gott selbst sein sollte. Zu Harudes für arudai vergleiche man Hadria statt Adria u. s. w.

Schafarik (Slowanské starozitnosti Prag 1837) ist der Ansicht, daß Slaven erst nach dem Auszuge der Vandalen in jene Gegenden vorgerückt seien. Den Namen Bodrizer leitet er von einem in slavischen Schriftwerken nicht vorkommenden bodr (wachsam) ab, wozu ihn wohl litt. budrus, fem. — i veranlaßt hat; eine Ableitung, welche wohl zu den Namendeutungen der Romantiker zu stellen ist. Es scheint vielmehr wahrscheinlich, daß die Bodrizer ein aus littauischer und später eingedrungener, slavischer Bevölkerung zusammengesetzter Stamm gewesen, denn die bekannten uns überlieferten Ortsnamen lassen sich einseitig weder aus der einen noch der anderen Sprache, sondern nur aus beiden erklären.

Während slav. Rarog mit littauisch raraga auch in der Bedeutung übereinstimmt, scheint mir Utin (Eutin) nur aus der littauischen Sprache deutbar, worin adj. utin einen Ausflug oder wörtlicher etwas dem Flugloch eines Bienenkorbes Aehnliches bezeichnen kann und, wie schon die undeutsche Betonung lehrt, mit althd. uhta, agf. uhto Morgendämmerung, nichts zu schaffen hat. Plona (Plön) ist das latinisirte slav. Femin. plon, auch plonia, beide mit hartem l, und bedeutet eine Wuhne zum Zweck des Fischfanges; die letztere von beiden Formen kann jedoch auch trocknes Ackerland oder unfruchtbaren Boden bedeuten. Hier muß die Lokalität selbst den Ausschlag geben. Oldenburg soll früher Starogard (alte Burg), Lübeck Bukowec (Buchendorf) geheißen haben. Lütjenburg, das von Sch. zu den vormals slavischen Orten gerechnet wird, müßte etwa „Malograd" oder „Sametz" (Sameczek) benannt gewesen sein, welche beiden Wörter „Kleinburg" bedeuten; der Name Lutilenburg ist ebenfalls deutsch.

Kiel hingegen, tom Kyl und Kyl, darf vielleicht zu altisl. kyla (eingießen), wovon kyll Schlauch, agf. cylle Behälter gestellt werden. Wenn Egilsson Recht hat, daß isländischem y ein älteres u zu Grunde liegt, so ließe sich weiter hin das gleichbedeutende lettische kulis und lat. culeus (auch culleus geschrieben) vergleichen. Agf. cele (auch cile) Frost, ferner Kiel von einem Schiff, oder Keil scheinen für eine Lokalität, wo sich ein Wasserbehälter (Teich oder dergl.) gebildet hatte, weniger zu passen. Förstemann hat in seinem Namenbuch (1872) keinen der oben angeführten Ortsnamen behandelt, auch keine Lokalität beschrieben; das fleißige Werk in der angedeuteten Weise zu vervollständigen, dazu würden vereinigte Kräfte erforderlich sein.

Digitized by Google

4. Die Königstochter im Thurm.

(S. VI, S. 10. 61 u. f.)

Wenn ich mir erlaube, nochmals auf die Königstochter im Thurm zurückzukommen, so geschieht das aus dem Grunde, weil ich noch Einiges, was darauf Bezug hat, gefunden habe. Es sind das 3 Baſtlöſereime. Der erſte findet ſich im niederd. Korreſpondenzblatt Jahrg. II, S. 52, und ſtammt aus Nieder-Maßen in Weſtfalen. Er lautet:

„Sippe, ſappe, ſunne,
min Mäuer es 'ne Nunne,
min Fäer es de Pape,
dä kann de Pipkes maken.
'T Kättken laip 'n Täurn 'ran,
dat woll 'n Täurn decken;
dä käm de dulle Heſſe
med ſinem langen Meſſe,
dä woll dat Kättken ſtiäken,
dä ſagh dat Kättken: kwik, kwik,
es dat Pipken noch nitt ut?"

Der 2. Baſtlöſereim findet ſich eben daſelbſt und ſtammt aus Brakel in Weſtfalen. Er lautet:

„Sipe, ſape, ſunne,
min Mäuer es 'ne Nunne,
min Fäer es en Pape,
dä kann de Pipkes maken.
Dä käm de dulle Heſſe
med'm ſtummelgen Meſſe,
woll dat Kättken ſtiäken;
Kättken laip den Täurn heran,
woll den Täurn decken;
Täurn decken is wuäl gedän.
Pipken woſtu utgän?
Näi, näi — jä, jä,
ik well gärne ütgän."

Der 3. Reim ſtammt aus Dortmund und iſt gedruckt in den volksthümlichen Liedern aus Norddeutſchland ꝛc., Heft 1, S. 107, und lautet:

„Siepe, ſape, ſunne!
mien Mooder was 'ne Nunne,
mien Bader was 'ne Pape,
de kunn ſo Piepke's maken.
. . . . . .
Da kam de dulle Heſſe
met dat blanke Meſſe,
wull dat Kättken ſteken.
Kättken leip den Thaurn heran,
wull den Thaurn bedecken;
Thaurn bedecken was gedohn,
Piepken, du moßt los gohn!

Offenbar iſt hier der Thurm unſeres Kinderſpiels gemeint. Die Katze will den Thurm decken, d. i. bedecken, wie auch im letzten Liede ſteht. Sie will alſo verhindern, daß der Thurm aufgeſchloſſen und die gefangene Prinzeſſin erlöſt werde.

Digitized by Google

In Linden, Norderdithmarschen, heißt die Fortsetzung des Spielreims:

De Dær de is verslåten,
de Slætel is in't Lock afbraken.
Anna, Anna, bunte Rock,
kumm und fåt mi achter an."

Also auch hier heißt die Göttin, gleichwie in der von Höft mitgetheilten Variante, Anna, und ist als solche gekennzeichnet durch den bunten Rock.

In Obermüllers Wörterbuch (II, 119) heißt es:

„Wer sitzt in diesem Thurm?
Eines Königs Töchterlein;
das Thor ist geschlossen,
der Schlüssel zu Engelland zerbrochen."

Ein aus der Rheinprovinz stammendes Lied, das mir von Meyer-Markau mitgetheilt wurde, ist offenbar Spielreim zu der Königstochter im Thurm und hat große Aehnlichkeit mit der von Höft mitgetheilten Fortsetzung des Liedes. Es lautet:

Gi, ga, Goria!
Maria kam auf die Treppe rauf
und hatte einen rothen Rock an,
da hingen 70 Locken (verschr. statt Glocken?) an,
die fingen an zu klingen,
Maria fing an zu singen:
„Mutter, Mutter, ein Butterbrot!
Legts auf die Bank
bis daß ich aus der Schule kaom!"
„Mutter, Mutter, wo ist mein Butterbrot geblieben?
Hat wohl Miesekatz gefressen.
Hau' ihr doch den Schwanz ab,
hau' ihn nicht zu lang ab,
Laß 'n kleines Stückchen dran,
ist die kleine Emma dran.

Hier heißt also die im Thurm gefangene Göttin Maria, und es darf wohl daran erinnert werden, daß die Mutter Maria an die Stelle der Frau Holle getreten ist. Das Butterbrot aber, wodurch die Seele in dem Körper gefestigt werden soll, wird von der Katze gefressen um dadurch die völlige Erlösung zu verhindern. Aber jedenfalls soll dadurch, daß man der Katze ein Stück vom Schwanz abhaut, die völlige Erlösung dennoch bewerkstelligt werden.

Ganz derselbe Mythus wird in dem folgenden auch aus der Rheinprovinz und zwar aus derselben Quelle stammenden Liede dargestellt.

„Maria kam die Trepp herab,
hatte einer rothen Rock an,
da hingen 70 Schellen dran,
Maria fing an zu singen,
die Schellen fingen an zu klingen:
„Mutter, schmier mir ein Butterbrot,
leg es auf die Bank bis ich aus der Schule komm."
„Mutter, wo ist mein Butterbrot?"
Hat gewiß die Katz gefressen.
Hau' die Katz den Schwanz ab,
hau' ihn nicht zu lang ab,

Digitized by Google

laß' einen Stumpfen dran,
daß die kleine Anna drauf tanzen kann.

Endlich will ich noch eine niederländische Sage mittheilen, welche die Vorstellung von dem schon in alten Sagen vorkommendem Thurm deutlich bewahrt hat. „De oude Hof", ein Thurm in Leeuwarden soll auf einem Stück Land oder einem Kohlblatt auf dem Wasser daher geschwommen sein. In ihm saß eine alte Frau und spann. (Manuhardt, germ. Mythen S. 506.) Die alte Frau ist die Frau Holle, und als solche deutlich gekennzeichnet durch das Spinnen. Darüber ein Mehreres in dem 2. Kinderspiel.

Dahrenwurth bei Lunden. H. Carstens.

5. Verschollene Namen und Ausdrucksweisen. Wer nennt ihre Bedeutung und ihren Ursprung?

1. Kaak. In Lübeck und in allen Städten Schleswig-Holsteins, welche Lübsches Recht hatten, standen bis in unser Jahrhundert hinein auf den Richtplätzen vor den Rathhäusern Säulen mit (hölzernen) Figuren, richtige Bildsäulen.

Die Figuren, welche in der äußeren Ausstattung zuweilen von einander abwichen, trugen immer ein Schwerdt, einige auch noch die Geißelruthe oder den Staupbesen. Eine solche Säule nannte man den Kaak.

Christiani führt in seiner Schleswig-Holsteinischen Geschichte aus, daß schon die alten Sachsen auf ihren Gerichtsstätten Bildsäulen aufrichteten, welche Weichbilder (Wytbelde) hießen, und erklärt „Wyk" für einen „sicheren Ort". Weichbild sei das Bild gewesen, welches an einem sicheren Orte aufgestellt wurde, um die Gerichtsstätte anzudeuten.

Gewiß hängt Wyk mit weichen zusammen und bezeichnet einen Ort, wohin man weichen, wo man sich bergen konnte. Vielleicht aber haben die Ortschaften, welche Wyk hießen, zuerst von dem Weichbilde ihre Namen erhalten. Das Weichbild mag dem von seinen Widersachern Verfolgten Schutz und Zuflucht gewährt haben, bis das Urtheil über ihn gesprochen war, also eine Freistätte, ein Asyl bezeichnet haben. Später hieß dann auch der Platz, auf welchem es stand, oder der Ort, in welchem es errichtet war, Wyk, wie z. B. Bardewyk, Brunswyk.

Noch später wurde die Bezeichnung ausgedehnt auf Ortschaften, welche, ohne ein Weichbild zu haben, eine sichere Zuflucht gewährten, z. B. für Schiffe, wie Wyk auf Föhr, Wiek in der Kieler Bucht.

Es erscheint nicht unglaubhaft, daß die ersten Missionäre unter den Sachsen jene Bildsäulen für Götzen oder Idole ansahen und diese zu vernichten bestrebt waren, daß auch die Irmensäule, welche Karl der Große zerstören ließ, ein solches Weichbild war.

Die Säulen haben die Einführung des Christenthums überdauert Unter dem deutschen Kaiser Otto II. schmückte man sie häufig mit dem Bildnisse dieses für die Verbesserung der Rechtspflege thätigen Kaisers und nannte sie Rothlandssäulen, Rolandssäulen, weil sie standen auf dem rothen Lande, der vom Blute der Gerichteten roth gefärbten Erde. In Holstein haben wir bekanntlich noch die Rolande in Wedel und Bramstedt. In beiden Ortschaften befanden sich einst Gerichtsstätten,

Digitized by Google

in Bramstedt die Gaudingstätte „zum jarischen Balken", welche 1559 aufgehoben wurde.

In den Schleswig-Holsteinischen Städten aber behielten die Bildsäulen den alten Namen Kaak.

Bemerkenswerth ist, daß an vielen Orten noch ein Kinderspiel in Uebung ist: „nach dem Kaak werfen". Auch hier besteht der Kaak aus einer Säule, auf welcher statt des Bildes ein Stein liegt, und die Aufgabe der Spieler besteht darin, den Stein von der Säule zu werfen.

Was heißt Kaak und woher stammt das Wort?

2. Joduthe. In alter Zeit, als man die Blutrache noch für ein heiliges Recht der Verwandten des Erschlagenen ansah, schrie das Volk, wenn es einen Mord begehen sah oder einen Ermordeten auffand, „Joduthe", um den Bluträcher oder den Richter des Blutbannes herbeizurufen.

Und im Blutgerichte sprach der Frohn, wenn der Todtschläger abwesend war, die Worte: „Ich rufe dir zu, Joduthe über dir, Timmo von Withory, und esche (fordere) dich zum ersten, andern und dritten Mal, daß du kommst zu meiner Herren Gehäge, gebest und nehmest Recht".

Wenn der Vorgeforderte nicht erschien, so sprach der Frohn, das entblößte Richtschwerdt in der Hand haltend, unter dem Läuten der Schandglocke: „Ich rufe dir zu, Joduthe über dir, du Timmo von Withory, weil du nicht erschienen bist auf die erste, andere und dritte Eschung, will ich dich frei machen wie einen Vogel in der Luft, in Kirchen und Klusen (Kirchen und Klusen waren sonst sichere Zufluchtsstätten), du sollst da sein rechtlos, friedlos und weggenommen werden, wie Recht ist, von meiner Herren wegen". — Was bedeutet Joduthe?

3. Breyde. Im Mittelalter führten viele Personen den Vor- und Zunamen Breyde. Es gab eine Familie von Breyde. Als Vornamen finden wir das Wort häufig in dem Geschlechte der Rantzau.

Auch war in katholischer Zeit ein Tag mit dem Namen Breyden-Montag ausgezeichnet. In der Stadt Plön begann um 1390 der Jahrmarkt am ersten Sonnabend nach Breyden-Montag zur Vesperzeit und dauerte acht Tage lang.

Was heißt Breyde und welcher Montag trug diesen Namen?

Plön. Kinder.

6. Kleine Mittheilungen.

In Nr. 5 der Zeitschrift: „An Urdsbrunnen" befindet sich unter den kleinen Mittheilungen eine Notiz aus dem Theater Europ. V. Im Anschluß hieran mache ich die verehrliche Redaction auf die poesievolle Behandlung dieses Sagenstoffes durch Andersen in dem Märchen: „Das Mädchen, welches auf Brot trat" aufmerksam.

Halle, a. S. v. Rohrscheidt, Regierungs-Referendar.

7. Briefkasten.

Eingegangen: Verschollene Namen, von Hrn. K. in P. Versunkene Eilande, von Hrn. F. in R. Herzlichen Dank. — Die Freunde des Blattes werden um fernere literarische Beiträge freundlichst gebeten.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 10. **Band 5, Jahrgang 6.** **1886/87.**

Inhalt: 1) Hexenwesen und Hexensagen aus den Alpen. 2) Ditmarscher Märchen. 3) Verschollene Namen und Ausdrucksweisen. 4) Kleine Mittheilungen. 5) Briefkasten.

Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.

1. Hexenwesen und Hexensagen in den Alpen.

(Von Dr. L. Freytag in Berlin.)

(Schluß.)

Der Werwolf als Hexentier ist nichts seltenes; überhaupt ist in jedem Tiere, das nicht auf natürlichem Wege zu erschießen ist, eine Hexe verborgen; silberne oder geweihte Kugeln, Gersten- oder Erbsenkörner, die aus einem Totenschädel hervorwachsen, sind ein sicheres Mittel. Statt des Werwolfs tritt selten der Bär, häufiger der Fuchs auf, der auf alle Weise den Jäger neckt, nie aber getroffen wird. Einmal findet ein Jäger einen jungen Fuchs angebunden und erledigt ihn aus Mitleid; nach Jahren erweist sich die Hexe dankbar, eine vornehme Dame, die damals vom Teufel wegen Verspätung beim Hexentanz angebunden worden war, um gepeitscht zu werden.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich eine Hexe als Kuh, Ziege oder Henne unter das Hausvieh mischt, um dann sicheren Schaden zu stiften. Sie hier zu erkennen ist schwer und meist Sache eines Glückszufalles. Am gefährlichsten ist sie da, wo sie die Gestalt einer unbescholtenen und unschuldigen Person annimmt, in dieser Gestalt todeswürdige Dinge begeht und so die Unschuldige zum Prozeß und zum Feuertode bringt.

Bekanntlich kommt es in den Volkstraditionen oft vor, daß eine Hexe einen männlichen Hausgenossen, seis ihr Mann oder ihr Knecht, wenn er schläft, durch Ueberwerfen eines Zauberhalfters in ein Pferd verwandelt und ihn die Nacht hindurch reitet. Glückt es ihm, ihr zu rechter Zeit den Halfter zu entreißen und überzuwerfen, so wird sie in eine Stute verwandelt.

Ihre Leidenschaft für Musik und Tanz ist besonders auffallend; ihre Verwandtschaft mit den heidnischen Elfen zeigt sich auch darin, daß an ihren Tanz-

Digitized by Google

plätzen kein Gras wachsen will. Wenn sich auf Wiesen und Feldern gelbe oder grüne Kreise zeigen, so sinds Hexenkreise, in denen die Hexen ihre Tänze gefeiert haben. Es ist nichts seltenes, daß Hexen auch in verschlossene Weinkeller eindringen und hier einen Genuß haben, der bei ihren eigentlichen Hexenorgien nur aus Trug und Schein besteht. Um leichter durch die Luft auf ihren Tanzplatz zu fliegen, können die Hexen sogar vor der Fahrt ihre Eingeweide heraus nehmen und zurücklassen; wer dieselben findet und verletzt, tötet damit unfehlbar die betreffende Person. Wer sich verführen läßt zu einem Hexengelage zu folgen, sieht sich in einem Kreise Tanzender und Schmausender, denen Katzen aufspielen; so gehts die Nacht hindurch. Dann werden die Gesichter gelb und blaß, und die Glieder scheinen von Fieberfrost geschüttelt; vor dem frühen Aveläuten gibt die Hexenmeisterin ein Zeichen mit dem Besen, und im Nu ist alles zerstoben. Der nicht Eingeweihte, der sich in eine solche Hexenorgie hat verleiten lassen, findet sich früh morgens auf einem Richtplatz, in einem Sumpfe oder auf einem Misthaufen, übel zerschunden und zerkratzt. Namentlich der Sinnig bei Meran war früher übel berüchtigt. Man sieht auch wol die Hexen in ihrem schattenhaften Hexenschlosse, dessen Pracht sich mit der Nacht in Nichts auflöst, in Katzengestalt auf den Hinterpfoten tanzen und hat unter ihnen wol gar mit Entsetzen die eigene Hauskatze erkannt. Sie versammeln sich im Allgemeinen auf entlegenen Höhen oder Wiesen, die von uralten Bäumen (namentlich Eichen) beschattet werden. Albrecht von Halberstadt in seinen „Deutschen Metamorphosen" zeigt recht deutlich, daß die Hexen, Saligenfräulein oder Elbinnen identisch sind, wenn er sagt:

wan dirre boum heilec was,
den hiez er nider houwen,
bî dem man die waltfrouwen
dicke hât hoeren lachen,
ir wilde getemere machen,
singen ir wîse süeze,
man spürte im tou ir füeze:
wilen in eins ringes schranc
sungens zesamen ir gesanc.

Diese Elfen- und Hexentänze heißen oder hießen in der Schweiz Wuttisen oder Wuotisen; die Ableitung aus „Wuotan" ist ebensowenig zweifelhaft wie die von „Muotesheer", „Wuotesheer" oder „wütendes Heer".

Wie alles, was der Teufel den Hexen *schenkt*, Lug und Trug ist, so steht es auch mit dem, was sie Anderen schenken. Wenn man von Hexen die besten Feigen, Torten oder Braten erhält, so sind es in Wirklichkeit bloß Hobelspäne, Roßäpfel und ähnlicher Unrat. Der trügende Schein verschwindet stets beim Benedizieren oder beim Aussprechen heiliger Namen. Ebenso sind auch die Geräte, in denen die Hexen bei ihren Gelagen kochen, keine wirklichen, sondern oft bloße Eierschalen. Daher zerdrückt man auch die geleerten Schalen, damit sie den Hexen nicht dienen sollen: das ist eine Reminiscenz, die sich noch heutzutage findet.

Sinnliche Erregung und Leidenschaft tritt bei den Hexen oft genug hervor. Eine solche kann einen Mann, den sie liebt, zu ihr kommen lassen, so oft sie will; zieht er aber die Schuhe aus, so laufen diese allein zu ihr. Das Trudendrücken wird ganz richtig mit sinnlicher Erregung in Verbindung gebracht, und

Digitized by Google

es unterliegt keinem Zweifel, daß verhaltene sexuelle Leidenschaft manches hysterische Weib mit der Idee befangen hat, sie sei wirklich eine Hexe.

Es war schon erwähnt, daß sich die Zahl der Hexen zu den Hexenmeistern wie tausend zu Eins verhält; das ist auch in der Sache begründet und hat sich erst seit der Zeit verändert, wo die humanistischen Juristen des 16. und 17. Jahrhunderts das ganze Hexenwesen in ein förmliches System brachten. In den Hexenprozessen überwiegen an einzelnen Orten dann sogar die Hexenmeister. Nebenbei mag bemerkt werden, daß in den Gegenden der beiden damals bekanntlich bitter verfeindeten christlichen Konfessionen gegenseitige Unliebenswürdigkeit sich in schlimmen Verdächtigungen Luft macht. In den protestantischen Traditionen sind namentlich die Klostergeistlichen Leute, die mehr können „als Brot essen", die den Teufel bannen, Schätze heben, auch wohl als Werwölfe umherlaufen und protestantische Kinder fressen.

Von den Mitteln gegen Hexenwirkung war bereits hie und da die Rede; sie sind teils christlich, teils aber auch ursprünglich heidnischer Natur. In manchen Dörfern ist beinahe über jeder Stallthür ein Rad mit Kreuzform angebracht; solche Räder vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht; jedes Rad, dessen vier Speichen Kreuzform bilden, hat solche Wirkung. Auch gekreuzte Eisenstangen vor den Fenstern sind gleichwertig, wie überhaupt alle unheimlichen Wesen an Kreuzen und Bildstöcken nicht vorbeikommen, sondern sie umgehen müssen. Wenn jemand nach dem Aveläuten noch ausgehen muß, so soll er, um vor Hexen sicher zu sein, den Wagengeleisen nachgehen. Mitunter kann ein Schlächter ein Vieh nicht umbringen; es ist verhext, und man soll dann dem Tiere in einen Fuß hacken; die schadende Person ist dann an einem Arme oder Fuße verwundet und damit machtlos. Gegen „Vermeinung" ist St.-Johanniswein das beste Mittel. Wenn die Hexen einen Vorwitzigen zur Strafe in Tiergestalt verwandelt haben, so pflegt ihm ein Mittel zu helfen, das die Hexen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften selbst zu verraten pflegen; das heidnische Element bricht auch hier immer wieder durch. Suchen Hexen Berge zu stürzen oder zusammenzulahmen, damit Seen und Bäche übertreten, oder rufen sie Ungewitter herauf, so wird ihre Gewalt durch das „Wetterläuten" gebrochen; wie also in den Volkstraditionen die Riesen begonnene Kirchenbauten zu stören versuchen, so bemühen sich Hexen und Hexenmeister die ihnen gefährlichen Kirchenglocken auf alle Weise zu verderben; der verhängnisvolle Zaubergürtel, der alles, um das er geschlungen wird, zum Zerspringen bringt, spielt auch hier seine Rolle. Der Trudenfuß oder das Hufeisen an den Thürschwellen sind das gewöhnlichste Mittel; von den Beschwörungsformeln erwähnt Panzer (Beiträge 1, 269) eine besonders interessante: „Trudenkopf, ich verbiete dir mein Haus und Hof, ich verbiete dir meinen Pferd- und Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, daß du mich nicht trudest; trude in ein anderes Haus, bis du alle Berge steigst und alle Zaunstecken zählst und über aller Wässer steigst, so komm der liebe Tag wieder in mein Haus."

Es ist eine im Volksglauben allgemein feststehende Thatsache, daß das Reich des Bösen stets in sich uneins ist. Es ist nichts seltenes, daß ein von den Hexen Verfolgter bei Hexenmeistern Hilfe sucht und findet; die eine Hexe bezaubert ein Kind oder ein Stück Vieh, und die andre befreit es aus reiner Gefälligkeit. Ebenso

Digitized by Google

hilft ihnen der Teufel Jahre lang ihre Frevel treiben, bis er sie bei einem neuen trügerisch im Stiche läßt oder ihnen gar selber den Hals bricht. Auch ist die Rede davon, daß Hexen ins Balgen kommen, und eine reißt der andern den Zopf aus und und hängt ihn an einen eisernen Nagel, so daß die Beraubte ihn nur mit Hilfe eines Gutmütigen losbekommen kann; diesem schenkt sie dann drei Haare, die seinem Hause Glück bringen, so lange er von der Sache schweigt. Wenn eine Hexe zum Tanze zu spät kommt oder die Satzungen ihrer Zunft übertritt, oder wenn sie einer mächtigeren Mithexe oder gar dem Teufel trotzt, so harrt ihrer die schwerste Strafe. Oefters wird erwähnt, daß eine Hexe von ihren Genossinnen in Stücke gerissen wird; dieselben werden hernach wieder zusammengesucht und die Tote wiederbelebt; geht da einmal ein Knöchlein verloren, so wird ihr wol ein Stück Erlenholz stattdessen eingesetzt; aber sie fällt für immer tot auseinander, wenn jemand sie daraufhin anredet. So schlachtet hörr seinen Bock und belebt ihn hernach wieder, indem er die Knochen zusammenlegt; in deutschen Tiersagen ist von ganz ähnlichen Dingen die Rede.

Ueber die Hexenprozesse ist unendlich oft gehandelt worden; zu den wichtigsten Werken gehört weniger Soldans oberflächlich und tendenziös geschriebenes Buch als Jacobs' Werk über den Brocken. Namentlich interessant ist die Schrift des verdienstvollen Ignaz Zingerle „Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe, und Matthias Perger, der Lauterfresser". Der erste Prozeß stammt aus dem Jahre 1540, der zweite ist 105 Jahre jünger; die in beiden Prozessen vorherrschenden Züge sind mit denen aller anderen Hexenprozesse identisch, und man kann hier wie immer sagen, daß man nach sorgfältiger Durchforschung etwa eines Dutzends so ziemlich alle kennt. Die Resultate der beiden Prozesse sind also: ad 1): Der Donnerstag ist der allgemeine Hexentag; Hexen sind verpflichtet ihre Kinder das Zaubern zu lehren; der Teufel betrügt seine Klienten stets und verwandelt die ihnen gespendeten Schätze in wertloses Zeug; Hexen müssen Gott ausdrücklich abschwören; die Hexen schaden dem Vieh, entziehen Milch und Butter, machen Mäuse; der Teufel bringt die Salbe, um Besen, Ofengabeln u. s. w. damit zu schmieren; die Hexen fahren mit Vorliebe an Plätze, wo vor alters Gericht gehalten wurde; man bindet Hexen wie Wasserjungfrauen auf Karren, um sie an der Berührung des Erdbodens zu verhindern; Hexen machen Sturm, Hagel und Wetter; sie bringen zu ihren Gelagen mit besonderer Vorliebe Kinder mit, um dieselben zu verzehren; die Hexenwetter sind davon abhängig, daß sie an Gewässern oder wenigstens in Gefäßen mit Wasser gemacht werden; Hexen können entfernte Menschen und Tiere im Bilde töten; die Zeit der beiden Sonnenwenden ist die vorzüglichste Zeit der Hexen; dieselben haben beim hl. Abendmahle die empfangene Hostie aus dem Munde zu nehmen und hernach zum Mißhandeln und andern bösen Dingen zu mißbrauchen; die Hexen tanzen im Wirbelwind und treiben mit dem Teufel Buhlerei; ad 2) Zauberer verstehen sich auf den Diebssegen; sie können das Butterschlagen verhindern; sie können vor Wasserschaden die von ihnen Begünstigten schützen; sie können Liebeszauber bewirken; der Teufel drückt jedem seiner Klienten ein Stigma auf, welches an dieser Stelle unempfindlich macht; Zauberer können auf der Folter weder Schweiß noch Thränen vergießen; sie werden von Teufelinnen zur Unzucht verführt und dann gezüchtigt, wenn sie sich irgendwie weigern; die

Teufelsfarbe ist die rote; Tierfüße an menschlichen Körpern verraten den Teufel, besonders Geißfüße, Hahnenfüße und Pferdehufe; Salz und Brot sind dem Teufel widerwärtig; Hexenmeister verwandeln sich mit Vorliebe in Werwölfe, Bären und Füchse; sie bedienen sich des Alrauns, des Galgenmännleins, um reich zu werden; Sachen, die Toten angehört haben, sind zum Zaubern besonders dienlich; Glocken vertreiben das Hexenwetter; verurteilte Hexenmeister verschwinden, wenn sie die Erde erreichen können und man sie nicht in kupfernen Kesseln zur Richtstätte führt.

In dem Prozeß ad 2) spielt die Tortur die Hauptrolle; das war die Zeit des 17. Jahrhunderts, wo die humanistische römische Jurisprudenz ihre Triumphe feierte; die gerichtliche Folterung und die unbedingte Geltung der durch sie erpreßten Geständnisse ist recht eigentlich römisch. Was der Delinquent ad 2) hat ausstehen müssen, ist einfach grauenhaft; selbst die Entziehung des Schlafes, das tormentum insomniae, hat er kosten müssen. Es ist ein Gräuel schlimmster Art, aber es ist lächerlich ihn dem Volksbewußtsein oder der Kirche zur Last zu legen.

Ziehen wir nun die Resultate!

Das Wort Hexe zunächst hat schon in den älteren germanischen Dialekten so viele Formen und Schreibarten, daß man daraus auf eine vom Siege des Christentums ab eintretende Verwirrung in der Auffassung schließen darf. Es stehen sich drei oder eigentlich bloß zwei Deutungen des Wortes gegenüber: die Einen leiten das altdeutsche Hagazussa ab von dem Nordischen hagr d. h. klug, verschmitzt, die Andern von Hag, hegen, und diese erklären das Wort als „Waldweib" oder mit versuchter Deutung der schwierigen Endung als „die das Eingehegte Verderbende". Die erste Deutung ist trotz der besten Autoritäten mehr als zweifelhaft, weil sich das Wort „Hexe" gerade in den deutschen Dialekten findet, das vorausgesetzte Grundwort aber nicht. Das Wort „Hexe" in der Bedeutung des „Waldweibes" ist ursprünglich wol heidnisch, in der lange üblichen unfreundlichen Auffassung aber ohne Frage christlich.

Daß über das Wesen der Hexen Tacitus (in seiner Germania namentlich) die erste Aufklärung gibt, ist schon oft mit recht hervorgehoben worden. „Die Germanen schreiben den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles zu"; dieser taciteische Ausspruch bewährt sich auch im Hexenglauben. Die Veleda des Tacitus ist eine dieser priesterlichen Frauen, die in der Einsamkeit der heiligen Haine aus dem Rauschen der Eichen den Willen der Götter erkannten, über Frieden und Krieg entschieden, Kranke und Verwundete heilten, bei den feierlichen Opfermahlzeiten das Fleisch der geschlachteten Rosse sotten und, wie J. Grimm meint, vielleicht auch die heiligen Salzquellen in ihrer Obhut hatten. Da die wichtigsten Kriegsgefangenen den Göttern zu Ehren geschlachtet wurden und die Thatsache feststeht, daß bei gewissen Landeskalamitäten selbst Kinderopfer vorfielen, so liegt der Gedanke nahe, daß diese priesterlichen Frauen auch diese Opfer zu vollziehen hatten. So fahren auch die Hexen zu nächtlichen Festen an entlegene Malstätten, so überwiegt auch bei ihnen eine übernatürliche Wissenschaft, so sieden auch sie in ihren Zauberkesseln ekle Speisen, und Kinderopfer sind bei ihnen ein hervorstechender Zug.

Das zweite Element ist das der Zauberei und das der Verwandlungsfähigkeit, und hier verschmelzen die irdischen Priesterinnen mit den teils segnenden, teils schadenden Himmelsjungfrauen. Das ist die Himmelskönigin, die ihren segnenden

Google

Umzug hält, und in ihrem Gefolge sind die weissagenden Schwanenjungfrauen, die Walkyrien, die Elben und die Holden. Diese Göttinnen haben seit dem Siege des Christentums, dessen Verkündiger an ihrer Existenz nicht zweifelten, sie aber zu Unholden und bösen Wesen degradierten, von ihrem Glanze vieles eingebüßt, ihn aber durchaus nicht ganz verloren. Die alpine Göttin Bercht, „Die Glänzende", hat samt ihrem Gefolge den doppelten Zug des Heidnischen, Unheimlichen, Spukhaften, und den des Segnenden, Mütterlichen, Lieblichen. Gerade die alpinen Länder haben ihr strahlendes Urbild mit großer Treue festgehalten: die Saligenjungfrauen sind die idealsten Bilder zarter, segnender Weiblichkeit, und es fehlt ihnen jeder widerwärtige Zug. Nur so ist es auch zu erklären, daß sogar die eigentlichen Hexen nicht selten mildere Züge zeigen; sie nehmen nicht selten die häßliche Maske ab, und das wahre Bild blickt unter der widerwärtigen Larve hervor.

Von dem Götterzauber, d. h. von der natürlichen Fähigkeit der Gottheit den Naturgesetzen zu gebieten und das natürlich Unmögliche möglich zu machen, ist laufs sorgfältigste die schwarze Kunst, der bösartige Menschenzauber zu trennen, und dieser eben ist das schlimme Element des Hexentums, gleichviel ob in den Alpen oder auf Island, in Amerika oder in Afrika oder in Neuseeland. Das treibende Motiv dazu ist kein anderes als die faustische Sucht des Menschen sich an die Stelle der zu verdrängenden Gottheit zu setzen; was bei den besseren titanenhafter Trotz oder stoische Resignation wird, artet bei den schlechteren Naturen in die Sucht zu schaden aus. Der böse Zauberer, den der Volksglaube des nordamerikanischen Indianers als bösen Manitu dem guten und der Glaube des Zendvolkes als finsteren Agramainyus dem lichten Ahuramasda gegenüberstellt, ist ein so altes Wesen, wie die zum Heidentum entartete Menschheit; selbst diejenigen ganz verkommenen Völker, bei denen sich der Glaube an Gott fast bis auf die letzten Spuren ausgelöscht findet, halten den Glauben an die Kraft böser Zauberer furchtsam fest, und sogar bei den allermodernsten Kulturvölkern, die den Glauben an einen ewigen Gott und an eine selige oder unselige Unsterblichkeit längst hinwegräsonniert und hinwegphilosophiert haben, findet sich doch ein oft kindischer und lächerlich alberner Aberglaube.

Dieser Doppelstreit des lichten und des finsteren Elements prägt sich in den indoeuropäischen Traditionen deutlich genug aus; es ist die weiße und die schwarze Kunst, es sind die Lichtalfen und die Schwarzalfen, Baldur und Loki; die guten Zauberer wirken ihre Kunst durch die lichten Götter, die bösen durch die unterirdischen, durch die Riesen, Trollen und Hexen; was im Hintergrunde steht, ist der Kampf der veredelten und gereinigten Göttergewalten gegen die älteren, roheren, der Kampf der Lichtgötter gegen die Titanen und Giganten. Und wie bei den Indianern der böse Manitu ebensogut seine Priester und Opfer hat, wie der gute, so auch bei den Ariern. Die Priester und Opfer für die finsteren Götter waren auch in unserm Heidentum etwas sehr Reales, und die Verehrer der lichten Götter und die staatlichen Gewalten stiegen in gewissen Fällen selbst zur Versöhnung des bösen Prinzips herab, um in anderen Fällen die Priester desselben wiederum zu verfolgen. Diese letzteren sind nun eben die heidnischen Zauberer und Hexen, und darum findet man bereits Hexenprozesse bei allen heidnischen Völkern der Erde. Daher ist es auch kein Zufall, daß der Feuertod die allgemeine Strafe der Hexen

Digitized by Google

und Hexenmeister ist und daß man in Europa auch später, als die Hexen zur Enthauptung oder Erhängung „begnadigt“ wurden, doch bis zuletzt ihre Leichen verbrannte. Der Grund ist dieser, daß man selbst von den Leichen noch Schädigung fürchtete und nur dann sicher zu sein glaubte, wenn der ganze Körper völlig vernichtet und in Asche verwandelt war; die letztere warf man deshalb auch nicht auf die Felder, sondern schüttete sie sorgfältig in fließendes Wasser. Wo der Glaube an Vampyre lebendig war, hielt man ebenfalls die völlige Verbrennung des verdächtigen Körpers für die einzig zuverlässige Sicherung der Lebendigen.

In dem eigentlichen Mittelalter, das man mit dem Ende der Hohenstaufen abschließen sollte, spielen die Hexenprozesse eine sehr untergeordnete Rolle. Ihre Zahl steigt allmählich, aber sehr langsam, mit der Zunahme des sogenannten Ketzertums; wir wissen aus der Geschichte der Stedinger und verschiedener Sekten, daß die sich von der Kirche Absondernden allgemein im Verdachte böser Zauberei standen. Wenn man die Kirche im allgemeinen von dem systematischen Betreiben der Hexenprozesse freisprechen muß, so bildet allerdings der berüchtigte „Hexenhammer“ Innocenz' VIII. eine verhängnisvolle Ausnahme; es war eine Konzession an einen Aberglauben, der damit aufhörte ein Vorurteil des Pöbels zu sein, da die höchste kirchliche Autorität ihn als berechtigt anerkannte.

Daß die Blüte der Hexenprozesse ins 16. und namentlich ins 17. Jahrhundert fällt, ist ganz bekannt; seit der Zeit, wo das römische Recht das nationale und Volksrecht verdrängte, kam der dem römischen Recht entlehnte furchtbare Grundsatz auf, daß das auf der Folter erpreßte Geständnis völlig glaubwürdig sei. Von dieser Zeit ab verwildert Hexenwesen und Hexenprozeß ins Gräßliche: stets leugnet der Angeschuldigte, stets erpreßt ihm die Folter ein Geständnis, dessen Widerruf ihn unfehlbar auf die verschärfte Folter bringt; stets wird er gezwungen immer neue angebliche Mitschuldige zu nennen, gegen die dann ebenso verfahren wird, und so ist jeder Hexenprozeß ein Ungeheuer, das sich verzehnfacht, ja verhundertfacht. Es bedarf keines näheren Eingehens; wer die Hexenakten einer Stadt gelesen hat, hat sie alle gelesen; alles wiederholt sich in demselben ewigen fürchterlichen Einerlei.

Die Hexenprozesse sind nun eine traurige Ueberlieferung der Vergangenheit, und auch über die herrlichen Alpenlande ist das Licht gekommen; Staat und Kirche haben redlich gewetteifert, die finsteren Nachtnebel des 16. und 17. Jahrhunderts zu verbannen. Was jetzt noch von dem Hexenglauben übrig ist, ist völlig harmlos, und Hexenbrände lodern nur noch unter einzelnen verwilderten Stämmen Afrikas und Asiens.

2. Ditmarscher Märchen.

Von Heinrich Carstens. (Fortsetzung aus Jahrg. III, S. 119 u. 120.)

2. Die 12 Räuber. I.

In einer Stadt wohnten zwei Brüder, ein Kaufmann und ein Besenbinder. Der Kaufmann war reich, der Besenbinder aber arm, und wenn er sich und die Seinen ehrlich ernähren wollte, so mußte er weite Reisen machen. Um nun seine Besen bequem fortbringen zu können, benutzte er einen kleinen Wagen. Einstmal führte ihn sein Weg durch einen großen, großen Wald; und weil er müde war,

Digitized by Google

fuhr er ein klein wenig vom Wege ab in den Wald hinein, und setzte sich hier hinter einen Wall um auszuruhen. Lange hatte er hier noch nicht gesessen, als er auf der andern Seite des Walles Stimmen hörte. Er blickte hinüber, und siehe! auf der andern Seite traten 12 schrecklich bewaffnete Räuber aus einer Höhle heraus. Der letzte schloß die Thür zu und legte den Schlüssel in einen Versteck über der Thür, und alle entfernten sich. Der Besenbinder verhielt sich einen Augenblick ruhig, dann kletterte er über den Wall, nahm den Schlüssel aus dem Versteck, schloß auf und ging hinein in die Höhle. Hier fand er ein Zimmer ganz voll von Gold. Davon lud er sich so viel auf seinen Wagen, als er fortschaffen konnte, schloß die Höhle wieder zu, legte den Schlüssel an seinen Ort und fuhr nach Hause. Den andern Morgen ging er zu seinem Bruder, um sich ein Halbschipp zu leihen.

„Was willst Du denn damit machen? fragte sein Bruder.

„Das kann ich Dir nicht gut sagen," antwortete der Besenbinder.

Er bekam aber ein Halbschipp und maß damit sein Geld.

Nicht lange darnach fuhr er einmal wieder hin und holte sich einen Wagen voll Gold. Auch diesmal lieh er sich wieder ein Halbschipp von seinem Bruder. Dieser aber hatte jetzt in die eine Ecke etwas Wachs geklebt, und als der Besenbinder es wieder ablieferte, war in der Ecke ein Goldstück sitzen geblieben. Als der Kaufmann das gewahr ward, rief er verwundert aus: „Du hast ja Geld damit gemessen. Wie kommst Du dabei?" Da theilte der Besenbinder dem Bruder seine Entdeckung mit und sagte: „Wenn Du schweigen kannst, so will ich Dich auch einmal mitnehmen; denn in der Höhle ist noch sehr viel Gold."

Bald darauf ging der Besenbinder mit seinem Bruder hin nach der Räuberhöhle. Sie sahen von ihrem Versteck aus alle Räuber fortgehen; und kaum waren sie fort, so gingen die beiden hinein in die Höhle und holten sich so viel Gold, als sie nur irgend fortbringen konnten. Als der Kaufmann nun mit dem Gelde nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Es ist doch eigentlich schade, daß ich das schöne Gold mit meinem Bruder theilen muß; nächstens will ich einmal ganz alleine hin. Gesagt, gethan! Er reiste hin, legte sich auf die Lauer, und als die Räuber aus der Höhle heraustraten, gingen nur 11 fort; einer war zurückgeblieben. Der Kaufmann aber zählte die Räuber nicht erst, sondern, als sie nur eben fort waren, stürzte er hinein in die Höhle und war schon bei dem Schatz, da packte ihn der zurückgebliebene Räuber, schoß eine Pistole ab, und als nun die 11 Räuber wiederkamen, war's um den armen Kaufmann geschehen. Man hieb ihm den Kopf, die Arme und die Beine ab, und nagelte die Stücke über der Thür, die zu dem Schatz führte, fest. Wie nun der Kaufmann gar nicht heimkehrte, ward seine Frau besorgt, ging zu dem Besenbinder und klagte dem ihre Noth. Als dieser nun hörte, daß sein Bruder nach der Höhle hin sei, ahnte er nichts Gutes, gab aber seiner Schwiegerin das Versprechen, sofort hinzureisen und nachzuforschen. Er reiste hin, legte sich hinter den Wall, sahe alle 12 Räuber fortgehen, ging hinein und fand denn auch bald den verstümmelten Leichnam seines Bruders. Er nahm alle Theile ab, steckte sie in einen Sack und ging heim. Nun ward ein armer Schuster gefragt, ob er schweigen könne. Wenn er das könne, so solle er königlich belohnt werden. Als der Schuster das bejahte, verband man ihm die Augen, führte ihn kreuz und quer durch die Stadt hin nach dem Hause des Kaufmannes. Hier nahm

Digitized by Google

man ihm die Binde von den Augen, und nun mußte er dem Kaufmann wieder Kopf, Arme und Beine annähen. Nachdem er dann seinen Lohn empfangen hatte, ward er wieder mit verbundenen Augen nach seinem Hause hingeführt. Von dem Kaufmann aber hieß es nun, er sei eines natürlichen Todes gestorben.

Aber die Räuber vermißten den Leichnam, und der Räuberhauptmann forschte überall verkleidet herum, ob um die oder die Zeit irgendwo ein verstümmelter Leichnam gewesen sei. So kam er auch in jene Stadt und zu dem Schuster, und als er merkte, daß der etwas wußte, gab er ihm Geld. Das Geld machte den Schuster nun bald gesprächig und er erzählte: „Ja, ja, wenn man Glück haben soll, so kann man bald viel Geld verdienen. Mir ist es vor einiger Zeit wunderbar ergangen. Ich mußte nämlich einen todten Menschen zusammennähen und erhielt dafür sehr viel Geld.

Da wußte der Hauptmann genug, und bald hatte er es denn auch ausgekundschaftet, in welchem Hause der Todte gewesen war. Er ging nun hin nach der Kaufmannswittwe, gab sich für einen Handelsherrn aus und bat, ihm einige Tonnen Oel abzukaufen, was sie auch that. Gerade an dem Tage nun, als die Wittwe schon wieder ihre Verlobung feierte, kam der Handelsherr mit dem Oel, und half selber alle Tonnen mit in den Keller hinab transportiren. Er selber mußte mit an der Verlobung Theil nehmen. Als nach dem Essen das Tanzen begann, tanzte der fremde Herr immer mit dem Dienstmädchen. Gegen Abend ging das Mädchen in den Keller hinab, um Oel zu holen. Da fragte eine Stimme aus einer Tonne: „Ist es noch nicht so weit?“ „Gleich“, antwortete das Mädchen, mit verstellter Stimme. Sie erzählte das nun ihrer Herrin und sprach: „Uns Frau, es ist hier nicht richtig im Hause; in den Tonnen dort unten im Keller sind Kerle; so und so ist mir's ergangen.“

Rasch ward nun Oel auf's Feuer gesetzt, und als es kochte, goß man es in die Tonnen, und alle Räuber — denn diese waren es, die in den Tonnen saßen — kamen schrecklich um.

Wie nun das Mädchen wieder in den Saal trat, tanzte der fremde Herr wieder mit ihr, und beim Tanzen sah es unter seinem Rock einen langen Sabel. Nach Beendigung des Tanzes bat es ihre Herrin um den Degen des verstorbenen Herrn. Anfangs wollte man ihm denselben nicht geben, zuletzt aber bekam es ihn doch und es band sich ihn unter der Schürze fest. Kaum hatte es nun wieder den Saal betreten, als der Fremde es auch schon wieder zum Tanze aufforderte, und mitten im Tanze stieß das Mädchen ihm den Degen in's Herz, so daß er todt niederstürzte. Alles fiel nun über des Mädchen her. Dieses aber sprach ruhig: „Zieht ihm nur erst einmal die Kleider aus.“

Das geschah. Und unter dem ersten Rock hatte er einen großen Säbel, unter dem zweiten 2 Pistolen und 2 Degen, und unter dem dritten noch eine große Pistole. Da erkannte man in dem Ermordeten den berüchtigten Räuberhauptmann und ließ das Mädchen in Freiheit.

Unter Führung des Besenbinders ging man nun in den Wald nach der Höhle. Hier fand man 4 Gefangene, und diese sagten aus, daß tief unten noch 2 andere säßen. Als man aber zu diesen kam, waren die schon todt; denn in jeder Nacht Uhr 12 hatten dieselben nur ein wenig Essen erhalten. Die Höhle ward

Digitized by Google

nun verbrannt. Die 4 Gefangenen erhielten so viel Geld, daß sie leben konnten, und wenn sie nicht todt sind, so leben sie noch.

Dieses Märchen ist mir vor nahezu 30 Jahren von einem Lundener erzählt worden. Auffallend ist die Aehnlichkeit, die es mit dem orientalischen Märchen „Ali Baba und die 40 Räuber" aus 1001 Nacht hat.

5. Verschollene Namen und Ausdrucksweisen.

4. Russe. Im Lundener Kirchspiel wohnte früher eine große einflußreiche Familie, welche den Namen Russe führte. Der Pastor Neocorus, der um 1590 schrieb, nannte das Geschlecht Rußbellinger, der Chronist Carsten Schröder Russebolling. Der letztere Name wird der richtigere sein, verwandt mit dem dänischen Boel = Bauernhufe, fries. Büll. Der Umlaut von o in u, ü, ö, e vollzog sich erfahrungsmäßig sehr leicht im Volksmunde. So hieß z. B. die Ortschaft Krempel ehemals Kramböl und in Urkunden von 1516 Krambüllingh-Mark. Bolling von Boel abgeleitet bedeutete den Hufner, Hofbesitzer, wie ja immer die Silbe ling den persönlichen Besitz, die Eigenschaft anzeigt, z. B. Feigling, Jüngling, Schützling, Häuptling. Ein Rußbolling oder Russebolingmann war demnach ein Russe-Bauer. Was aber bedeutet Ruß?

Carsten Schröder schreibt: „Der Rußbolling-Geschlechte is mit dren Fisken alse Corusen gefiret", scheint also an die Ableitung des Namens an Corusen, Karautschen gedacht zu haben. Es liegt aber noch eine andere Erklärung nahe.

Zu der Zeit, als die Eider sich in mehreren Armen durch das Marschdelta vor ihrer Mündung hindurchdrängen mußte, wird die Fischerei in jenen nicht sehr breiten Rinnen guten Ertrag abgeworfen haben. Stehende Fischereigeräthe, Wehre, Reusen, dän. Ruse waren im Gebrauch. Es wurde sogar ein hoher Werth auf dieselben gelegt, wie die mit den holsteinischen Grafen 1323 und 1325 (Michelsen, Urkundenbuch) abgeschlossenen Verträge ausweisen. Das Russegeschlecht besaß damals schon Ländereien am Eiderufer im jetzigen Kirchspiel St. Annen und hat ohne Zweifel sich mit der Fischerei beschäftigt. Die drei Fische im Familienwappen erklären sich leicht aus dieser Beschäftigung und der Name Russebolling dürfte nur eine alte Form für Reusen-Bolling sein. Auf die dänische Einwanderung weist auch der Ortsname Lunden hin.

5. Hamme. Das Wort Hamme finden wir wieder in Hamburg, Hemme, Hehm, Tielenhemme, Hemmingstedt, vielleicht auch in Hennstedt.

Ehemals gab es in Ditmarschen zwei befestigte Gegenden, welche die Süder- und die Norderhamme hießen. Die Süderhamme bei Heide ist deshalb besonders bekannt geworden, weil dort 1404 der Herzog Gerhard von Schleswig erschlagen wurde. Durch den Umstand, das die Norder- und Süderhamme befestigt waren, haben sich die älteren Schriftsteller verleiten lassen, Hamme für gleichbedeutend mit Festung zu erklären. Daß diese Erklärung nicht zutrifft, beweisen die Ortschaften Hemme, Tielenhemme, Hemmingstedt, welche niemals Festungen gewesen sein können. Dahlmann und Kolster haben deshalb eine andere Erklärung versucht, Hamme bedeute etwas das den Fuß hemme, den Marsch aufhalte. Kolster berief sich auf eine Notiz in einem alten Codex der Hamburger Stadtbibliothek, welche lautet:

Digitized by Google

„Hammen sind Wälder und Sümpfe oder sumpfige Hölzungen. In dem tiefen Sumpfe sind die Bäume nicht hoch, sondern nur Gebüsch und Gestrüpp."

Der alte Scribent hat aber augenscheinlich weiter nichts als eine Lokalbeschreibung der Heider Hammgegend geliefert. Weil ihm das Wort Hemme unbekannt war, so erklärte er es aus der Beschaffenheit jenes Platzes, welcher Süderhamme genannt wurde. Suchen wir nach einer anderen Erklärung. In einer Urkunde vom Jahre 1480 beschuldigte Christian I. von Dänemark die Ditmarscher: „Item haben sie unsern freien Eiderstrom seit langen Zeiten bepfählt, wodurch die Nahrung dieser unserer Lande verkürzt ist, und die Pfähle haben sie zu ihren Hammen und Fischereien benutzt. Auf die Pfähle stoßen ab und zu die Schiffe dieser unserer Lande und kommen so zu manigfachem Schaden und Verderben."

Hiernach lagen Hammen im Eiderstrom. Wenn wir uns die Lage aller derjenigen Ortschaften, welche Hamme oder Hemme heißen, genauer ansehen, so drängt sich die Vermuthung auf, daß man im Altsächsischen mit Hamme etwas im Strome liegendes, den Strom hemmendes bezeichnete.

Die ehemalige Norderhamme in Dithmarschen bestand ursprünglich aus kleinen zwischen Eider und Broklandsau und Tielenau liegenden Inseln und ihre Bewohner hießen die Nordhamminger. Die Süderhamme bei Heide war eine Landenge, welche die Gewässer des jetzigen Luschen- und Holmer Moores trennte. Hehm war eine Marschinsel ebenso wie Tielenhemme oder Hemme, das erst im Anfange des 14. Jahrhunderts landfest gemacht wurde. Hemmingstedt liegt auf einer Anhöhe, welche augenscheinlich ehemals von Wasser umflossen war. Die Burg, welche den Namen Hamburg erhielt, wurde auf einer Insel am Ausflusse der Alster in die Elbe erbaut. Würden sich wohl noch mehr Belege für diese Auffassung finden lassen?

6. Uphörne. In einer Urkunde des Kirchspiels St. Annen vom Jahre 1514 kommt das Wort Uphörne mehrfach vor. Es heißt dort: „Daß wir mit allen denjenigen, welche die Feldmark zu Bösbüttel bedeicht haben und allen, welche vor diesem Tage Aecker darin gehabt haben oder später bekommen werden, einerseits, uns den gemeinen Uphorne, welche außer dieser Partei stehen, andererseits, und friedlich vertragen haben über die Kapelle zu Bösbüttel" u. s. w. An einer andern Stelle des Dokuments werden hervorgehoben die „Besitzer der gemeinen Uphorne". Was bezeichnet das Wort Uphorne? — Hörn, dänisch Hjörne, angels. hyrn war bekanntlich die Benennung für Ecke, Winkel. Ein Hornschap, Hjörneskab war ein Eckschrank, Elmshorn der Elbwinkel. Am Festtage der Pantaleonsgilde zu Lunden sind noch die uralten Trinksprüche im Gebrauch: „Unsere Gildebrüder sollen leben, unsere Hornsisters sollen leben." Die Hörnschwestern waren die Ehefrauen und hießen so, weil sie bei der ditmarscher Hochzeit in der Hörn des Pesels saßen. Hörnerkirchen in der Propstei Rantzau hat seinen Namen von der Hörnergilde, den am Elbdeiche zerstreut liegenden Wohnstätten, für welche die Kirche 1749 erbaut wurde. Dürfte man unter den Uphörne jener Urkunde diejenigen Bauerstellen verstehen, welche an dem Deiche lagen?

7. Lyzek. In einer Urkunde des Jahres 1390 erklären Graf Klaus von Holstein und Herzog Gerhard von Schleswig: „Wir geben unserer Stadt Plön und denjenigen, welche in der Stadt wohnen wollen, frei die Heerstraße und den

Digitized by Google

gemeinen Weg durch Plön zu fahren, den man zu fahren pflegt von Kiel nach Lübeck über den Lyzek." — Die Bezeichnung Lyzek ist außer Gebrauch gekommen. Schröder und Biernatzki erwähnen in ihrer Topographie den Namen nicht. Derselbe ist vermuthlich wendischen Ursprungs. Im Slavischen heißt Lisezek oder Lisek das Füchslein, Lysica = kahler Berg.

Ehemals führten zwei Landstraßen von Kiel nach Lübeck. Die eine ging über Preetz am rechten Ufer der Schwentine hinauf über Rathjensdorf an der Stadt Plön vorbei und dann über den Pfingstberg, Ahrensböck und Curau. Die zweite Straße zog sich ebenfalls über Preetz hin, von da aber auf dem linken Ufer der Schwentine über Kühren, Ascheberg, Segeberg. Wo mag der Lyzek gelegen und was der Name bezeichnet haben? — Erwähnt sei noch, daß auf dem Pfingstberge in der Gemeinde Meinsdorf eine Hufe liegt, welche Fuchsberg heißt.

Plön. Kinder.

4. Kleine Mittheilungen.

1. Kaak (s. S. 143, Bd. V). Kaak ist einfach das alt-niederdeutsche Wort für das hochdeutsche Pranger oder Schandsäule. Als solches ist er noch jetzt in der niederländischen Sprache, sowohl Schrift- als Volkssprache, und in allen ihren Gausprachen, wie in der friesischen, sächsischen und fränkischen, gang und gäbe. Hier und da in niederländischen Städten kann man noch einen Kaak am Rathhause sehen, obgleich er nicht mehr zur Strafe angewandt wird. Man sagt auch hier ganz allgemein, und im uneigentlichen Sinne: iemand aan de kaak zetten, iets aan de kaak stellen, d. h. Jemand (oder Etwas) an den Pranger stellen. — Die Rolandssäulen (von Roland, dem bekannten Paladin Karl des Großen), welche früher auch in den niederländischen Städten aufgestellt waren (noch bis ins vorige Jahrhundert eine in Amsterdam), haben, wenigstens hier, mit dem Kaak nichts zu schaffen.

Haarlem. Johan Winkler.

2. Kaak. (Zu Nr. 5 Heft 9 d. J.) Die Bezeichnung **Kaak** für Pranger ist weitverbreitet: Holl. kaak (und kaek in älteren Schriftwerken), schwed. kåk, dän. kåg, poln. kąk, lett. kahkis, litt. koka, ital. gogna. Die mit der Ausstellung am Pranger bezweckte öffentliche Verspottung, an welcher die Jugend in drastischer Weise, nämlich durch Steinwürfe sich betheiligt haben mag, macht eine Ableitung aus dem lat. cachinnatio das Gelache oder laute Lachen, ziemlich wahrscheinlich. Aus dem lat. Wort sind die agf. Bezeichnungen ceachetunge und ceahhetung, wie lat. vituperatio und cachinnatio in angelsächsischen Uebersetzungen wiedergegeben ist, offenbar entstanden; der Uebergang des ch in k ist in dem dänischen kåg, und das ea in aa im holländischen kaek noch bemerkbar. Die Ableitung des lat. cachinno von dem gleichbedeutenden griech. kanchazo (καγχάζω) scheint in neuerer Zeit aufgegeben zu sein; ich finde jedoch nicht, daß deren Ersetzung vermittels eines nicht nachweisbaren indischen Zeitwortes kakh, welches „lachen" bedeuten soll, mehr für sich hätte als jene, wenn ich auch unseren Gelehrten das Vergnügen gern gönne, mit den Brahminen sich verwandt zu fühlen. Gackern und gacksen sind neuhd.; zu kakeln vgl. litt. kaklas der Hals. Uebrigens ist es gewagt, onomatopoëtische Bildungen weit herleiten zu wollen. Sz.

3. Kaak. (S. 143, Bd. 5). Der Name Kaak, mnd. kâk, nordfr. kaak, ostfr. kake und kâk, nld. kaak, dän. kag, schwed, kåk, isl. kagi u. s. w. ist nach dem ostfr. Wörterbuch (II, 15) entweder mit griech. kachas (Lacher, Spötter ꝛc.), kakcházo (ich lache), ahd. kahhazzan ꝛc. nhd. kachzen (lachen ꝛc.) von der Wurzel kak, bez. Skr. kukk, kakh abzuleiten, oder mit nhd. kichern und dem obigen nhd. kach ꝛc. zur Wurzel gag, gach (schreien, lachen) zu stellen. (Man vergleiche auch kaakeln (gackern) und kääkelreem (Zungenband). — Eine Nachahmung des Kaaks haben wir unstreitig

Digitized by Google

noch in dem Kinderspiel, dessen Beschreibung ich hier, wie es noch in der Lundener Gegend von Knaben gespielt wird, folgen lasse:

Einige Grausteine (Granit) werden zu einem möglichst regelmäßigen Haufen zu sammengesetzt, optempelt, upsett. Oben auf den Haufen legt man ein Steinchen, Dir Dur genannt. Das ganze heißt Käk. Ein Spieler, durchs Loos oder durch einen Abzählreim dazu erwählt, ist Käkopsett'r (Käkaufsetzer). — Anderswo heißt derselbe auch Kaakhoor, d. i. Käkhure (vgl. Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 92). In Lauenburg heißt er Pörtner (Pförtner). Ihm ruft man nach Handelmann zu: „Jakob, sett'n Käk op! Sett'n hier op, sett'n där op! Sett'n achter vor'n Aars op!" — Dieser legt einen faustgroßen ziemlich runden Stein (ein Smidstein) nahe vor den Käk. Alle andern Spieler haben gleichfalls einen solchen Stein zum Werfen. Die Reihenfolge wird dadurch bestimmt, daß sie von dem Käk aus ihre Steine nach dem Mal werfen. Wessen Stein am nächsten bei dem Mal liegt, ist der erste. Dann folgt der zweite u. s. w. Alle andern Spieler stehen an dem ziemlich weit vom Käk entfernten Mal, und suchen nun mit ihren runden handgroßen Steinen den Käk umzuwerfen. Trifft ein Smid'r (Werfer) den Stein des Käkaufsetzers und wirft nicht den Käk um, so muß derselbe Käkaufsetzer sein und der dabei stehende ist erlöst. Wirft er aber den Käk um, so sucht der Käkaufsetzer möglichst schnell den Käk wieder aufzusetzen, während die Spieler, die schon geworfen, dicht bei dem Käk stehen, aber nicht hinter denselben treten dürfen. Sobald der Käk steht, laufen alle nach ihren Steinen und suchen mit denselben das Mal zu erreichen. Der Käkaufsetzer nimmt eben so schnell seinen vor dem Käk liegenden Stein in die Hand und ruft: „stät! Käk stait!" (steht! der Käk steht!). Dann müssen alle, die das Mal noch nicht erreicht, still stehen, ihren Stein auf den Fuß legen und so weit forttragen, bis sie denselben, so wie er auf dem Fuß liegt, nach dem Mal hinschleudern können. Wer nicht sofort still steht, muß den Käkaufsetzer ablösen. Wer den Stein nicht vorschriftsmäßig fortträgt, bez. nach dem Mal hinwirft, ist ebenfalls Käkaufsetzer. — Alle Kniffe gelten hierbei. Man paßt den Stein nämlich, der natürlich nicht auf dem Fuß liegen will, von der einen wie von der andern Seite, und sobald der Käkaufsetzer seinen Blick hinwegwendet, geschwind nimmt man dann seinen Stein und läuft zum Mal. Wenn dann der Käkaufseher hinter denselben herläuft und ihn zu töten sucht, — wer nämlich vom Käkaufseher getikt wird, ist gleichfalls Käkaufsetzer — so laufen auch die andern davon und der Käkaufsetzer wird ausgelacht.

Dahrenwurth bei Lunden. H. Carstens.

2. Jodute (s. S. 144, Bd. V). Obgleich ich dieses muthmaßlich altfriesische Wort nicht erklären kann, so kann ich doch einige Stellen von verschiedenen Seiten beibringen, die zur weiteren Untersuchung dieses räthselhaften Wortes dienen können. Ich selbst habe vor Jahren in der niederländischen Zeitschrift „De Navorscher", Jahrgang 1875, Seite 511 und Jahrgang 1876, Seite 408, das Wort Jodute in ein paar kleinen Aufsätzen behandelt. — In der Zeitschrift für Ethnologie (Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey), Jahrgang 1874, in einem Aufsatz von A. B., überschrieben „Australien und Nachbarschaft" findet sich das Folgende wörtlich:

„Blutrache ist Pflicht in Australien, und die Verwandten mütterlicherseits üben „Rache an dem mit Blutschuld Behafteten. The moment any geat crime has been „committed, those who have witnessed it, raise loud cries, which are taken up by „more distant natives, and are echoed widely through the woods. The nature of „these cries indicates, who has been the guilty party, who the sufferer, and those, „who are jeedyte (in safety, as unconnected whit the guilty family) in Australia „(Grey). — Würde ein Minsche geschlagen binnen eines Mannes Wehre, idt were „Mann ofte Wiff, dat scholen the Handt kündigen, de in den Wehren is, mit einem „Jodute sinen negesten Naburen (Statuta Verd. antiq.). Die Friesen und andere „haben anstatt der Wörter „Waffen, Waffen", geschrien: Jodute; dieses Wort wird „auch noch bei Beschreiung der gewaltsamer Weise ermordeten Körper im Herzogthum „Bremen und Verden, Hamburg und anderen Stätten gebraucht." Nach Cranz aus „dem Italienischen (io mi adjute: heda, helft mir!) erklärt (s. Scherzius)."

Digitized by Google

In einer Note unten an der Seite, worauf obiges steht, wird noch dem Worte jeedyte beigefügt:

„Ab initio Jodute (clamor tragicus) fuit formula communis exclamandi et convocandi vulgus in quovis casu atroci et repentino, ad opem ferendum, quae postea usui forensi inserviit (Wachter). Duten vulgari lingua est sonare (Haltaus). Jo vocula est inclamandi et convocandi (Jodutte oder Jogerüffte), intonare, ut Romae: adeste Quirites (jo dude)."

Und noch eine zweite Note ist allda hinter dem Worte Cranz gefügt:

„Rustica plebs (trophaeum in loco Welperholde) idolum coluere, tamquam veterem Saxoniae deum quem Jodute dixere (Cranzius). Wben dat ruchtbar worde mit Jodute ropende, edder dergliken (Statuta Frisica) als gedeute (s. Gerhard van Mastricht). Haseus originem nominis ex clamore Saxonum militari „dio adjuti" deducit." —

Klar und deutlich ist dies Alles keineswegs, meine ich in aller Bescheidenheit. Will z. B. der Verfasser sagen, daß jeedyte ein Wort sei aus der Sprache der Australier?

In seinem Marschenbuch (Gotha, 1858) bringt Hermann Allmers das Folgende:

„Vor der alten Kirche zu Wulsdorf liegt ein mäßiger, künstlich aufgeworfener Hügel, der Jedutenberg genannt. Hier haben wir wahrscheinlich eine der wenigen Spuren friesischer Heidenzeit. Nach einigen Geschichtsschreibern war hier nämlich der Sitz eines Jodutencultus, von dessen Gottheit wir indessen nicht viel mehr als den Namen wissen. Dieser aber hat sich seltsamer Weise bis in's vorige Jahrhundert auf's Lebendigste im Munde der Leute erhalten. Noch vor nicht langer Zeit hörte man von alten Bieländern, als Ausdruck der Verwunderung und des plötzlichen Erstaunens: O de Jedute! oder auch kurzweg: O Jedut! rufen, gleichwie unser christliches Herrje! und Mein Gott! Ein anderer Ausruf lautete: O de Wed un de Wod! unzweifelhaft zusammengesetzt aus den Namen der friesischen Gottheiten Weda und Wodan, von denen der alte Chronist Heimreich redet. Außer den obengenannten gibt es auch noch bei Lehe und dem nahen Dorfe Langen ähnliche Jedutenhügel, und endlich weiß man, daß der Ruf Jedut oder Jodut ein altes Feldgeschrei der Bremer und Friesen war. — Später diente der zu Wulsdorf liegende Hügel, da man von ihm einen weiten Blick nach der Wesermündung hat, als Piratenwarte, und dies gab dann zu der häufig herrschenden, durchaus irrthümlichen und unsinnigen Meinung Anlaß, es hätten sich die Seeräuber den Namen Jeduten gegeben." —

Herr Aem. W. Wybrands, ein seitdem verstorbener sehr bedeutender niederländischer Geschichtsforscher berichtet in der Zeitschrift De Navorscher, Jahrg. 1876, Seite 212:

„De woorden to jodute komen herhaaldelijk voor, als uitroep of kreet in den mond van duivelen, in de diablerie van een (nederrijnsch) Paaschspel, uitgegeven door Mone (Schausp. des Mittelalters, II, S. 33 ff.). Zoo roept by voorbeeld Lucifer, als Satan te lang uitblijft:

„To jodute, to jedute, Satana is jo to langhe ute!

„Zie voorbeelden by Mone, t. a. p., S. 49, 53, 94." —

Nach meiner bescheidenen Meinung ist die Sylbe io oder jo des Wortes jodute wohl einfach die nämliche, welche in den als Ausruf dienenden Wörtern Feuerjo und Mordio vorkommt, und auch als den alt-lateinischen Ruf: Jo!

Haarlem. Johan Winkler.

[The moment etc. (Sobald ein schweres Verbrechen begangen wurde, erheben diejenigen, welche Zeugen gewesen sind, ein lautes Geschrei, welches von den entfernteren Eingeborenen aufgenommen und wie ein Echo weit durch die Wälder fortgepflanzt wird. Die Art dieses Geschreies zeigt an, wer der schuldige Theil, wer der leidende ist und diejenigen, welche Jeedyte (in Sicherheit, als außer Verbindung mit der schuldigen Familie), sind, in Australien (Grey.) —

Ab initio etc. (Ursprünglich war Jodute, (ein Trauerruf), eine gemeine Formel des Ausrufs, um das Volk in jedem schweren und plötzlichen Unfalle zusammen zu

Digitized by Google

bringen, um Hülfe zu leisten, welche später zum Gerichtsgebrauche diente (Wachter). Duten bedeutet in der Volkssprache tönen (Halt aus!) Das Wörtchen Jo ist ein Ausdruck des Anrufens und Zusammenrufens (Jodutte oder Jogeschrei) anstimmen, wie zu Rom: Kommt herbei, ihr Römer!) (jo dude). (Also: tuten, blasen?)

Rustica plebs etc. (Das Landvolk verehrte ein Götzenbild als einen alten Gott Sachsens, welchen man Jodute nannte (Crantzius).

Haseus leitet den Ursprung des Wortes aus dem Kriegsgeschrei der Sachsen dio adjuti, ab. H.]

5. Jodothe ist wahrscheinlich aus thjodh uti entstanden. In der altisländischen, der niedersächsischen nah verwandten Sprache würde die gerichtliche Formel für die Ausschließung einer Person von der menschlichen Gesellschaft „ves-thu thjodh uti" (hominum expers esto) gelautet haben, der Herausruf der Leute bei einem Morde aber bloß thjodh uti, „Leute heraus!" Im stat. Brem. steht daher auch nicht Joduthe, sondern Tiodute und in der Lübecker Bibel t'jodute. Wie es scheint, ging das Th allmählig verloren und man schrieb anstatt to thiodh ute „to joduthe" und „jodute." Das im Nachtrag von J. Grimm's Mythol. S. 7, 71 und 338 Vorgebrachte läßt sich mit vorstehender Deutung leicht vereinen, bis auf den Paderborner „Gott Joduthe", der wie so viele andere Götter der „Deutschen Mythologie" in das Reich der Phantasie gehört.

Sz.

6. Jodothe. Der verstorbene Woeste schreibt in seinem westphäl. Wörterbuch S. 115: „Judoto soll im Heidenthum eine Gottheit beim Volke geheißen haben und im Jüberge, alt Jodeberg, Jutberg bei Deslinghoven verehrt worden sein". Der Name erinnert an „To jodute". Bei Stelle, Ksp. Weddingstedt, Norderdithm. liegt nun eine Oertlichkeit, die den sonderbaren Namen Judenkarkhof, Jud'nkarkhof führt. Sollte man hier nicht die durch die Blutrache Gefallenen beerdigt haben?

H. Carstens.

7. Breyde scheint aus dem Namen Brigitte entstanden zu sein, in Urkunden Brigida. In modernen Kalendern finde ich den Brigitten-Tag auf den 8. October gelegt; in dem von Nork herausgegebenen alten Festkalender auf den 1. Februar. Nach irischen Aufzeichnungen war die heil. Brigitte am 8. Febr. 439 geboren; sie gehört zu den Nationalheiligen Irlands und ist in einem dem Abt Ultan zugeschriebenen Hymus besungen, ebenso von Broccan, einem Schüler desselben. Eine Vita S. Brigittae steht in dem Actis Sanctorum Febr. 1. Die Verehrung dieser Heiligen ist vielleicht mit den irischen Glaubensboten nach Deutschland gekommen. Zu der in diesen Blättern gestellten Frage stelle ich die Gegenfrage: Wann ist gegenwärtig der Plöner Markt, im Februar oder im October? — Der adlige Name von Breyde läßt sich schwerlich deuten bevor man nicht weiß, in welcher Gegend derselbe vorkommt. Im Westphälischen ist breyde (auch brede und bredde geschrieben, ahd. breiti) ein mehrfach vorkommender Flurname.

Sz.

8. Breyde (S. 144 Bd. 5). Breyden-Montag, breden Maandag, welches auch in den Amtsrollen der Fischerzunft zu Neustadt und der Schuster zu Schleswig vorkommt, heißt der erste Montag nach Michaelis, der erste Tag im Herbst, an dem bei Lichte zu Abend gegessen wurde. Heißt dieser Montag, wie es scheint, wirklich breyden oder breden Montag, so dürfte der Ausdruck mit dem Lichtbraten zusammenhängen. (Niederd. Korrespondenzbl. VIII, 3.) Weil an diesem Tage die Handwerker die Lichtarbeit mit dem Lichtbraten einweihten, hat man auch Bratenmontag erklärt; mehr dürfte die Deutung „heller, lichter Montag" (vom mhd. brehen leuchten, glänzen) befriedigen. (Andresen, deutsche Volksetymologie S. 93). Mit dem Personennamen Breyde dürfte diese Bezeichnung also kaum etwas zu thun haben.

H. Carstens.

9. Schanne. In Bd. II, Jahrg. 3, S. 14 habe ich den Namen Schanne für das Halsjoch mit dem engl. channel (Rinne machen, höhlen, canneliren, rieseln) zusammengestellt, und erst jetzt finde ich, daß ich auf falscher Fährte gewesen bin. Dr.

Digitized by Google

v. Maack sagt in seiner Urgeschichte des Schleswigholsteinischen Landes, S. 128, wo er den alten Namen Standin erklärt, nämlich: „Es kommt im westfriesischen Dialekt die Redensart vor: de gaar aa Skands, d. h. sie gehen schräge (zur Seite), und im Nordfries. heißt skan schräge, schief, krummgebogen (Outzen Glossarium S. 311). Daraus erhellt nun die Urbedeutung der Wörter Schanze, nordisch Skandse; Schanne oder Schande (das gekrümmte Joch zum Tragen zweier Eimer); Schandaek (ein in die dänische Seemannssprache aufgenommenes, nicht dänisches Wort), niederl. Schandeck, Schandeckel, d. h. der oberste Theil des Schiffsrumpfes ꝛc." Dithmarscher Seeleute kennen das Wort Schandeck, Schandeckel auch. Sie bezeichnen damit aber den äußersten gebogenen Rand des Verdecks.

Dahrenwurth bei Lunden. H. Carstens.

10. Der Bronzefund von Techelwitz. Im vorigen Monat wurde im benachbarten Techelwitz auf dem Grundstück der Hufnerin Wwe. Storm gelegentlich des Kiesfahrens ein hübscher Bronzefund, aus 13 Stücken bestehend, entdeckt. Die Fundstelle befindet sich 1 Kilometer östlich vom Dorfe auf einem Ackerfelde mit Kiesuntergrund und ist höher wie die Umgebung gelegen. Die Fundgegenstände bestehen aus 5 kleinen Sicheln von 10 cm Länge, einige mit einer römischen Zahl versehen. 2 drahtförmigen, spiraligen Armbändern (wie Sprungfedern in einem Sopha ausfehend), 2 Lanzenspitzen von ca 16 cm Länge, 1 Nagel mit Kopf in gewöhnlicher Form von 10 cm Länge, 1 fünf cm langen, drei cm breiten zweischneidigen, gebogenen Stück von einem Schwert und einigen zerbrochenen andern Sachen. Alle diese Gegenstände sind mit Patina überzogen und gut erhalten. Sie lagen unmittelbar bei einander, nur $1^1/_4$ Fuß unter der Erdoberfläche im Kies. 5 Fuß davon, in westlicher Richtung, befindet sich ein runder Brandplatz von ca. 8 Fuß Durchmesser, der sich durch seine schwarze Färbung von der umgebenden hellern Ackererde leicht unterscheidet. In diesem Brandplatz von 1 Fuß Dicke wurden viele Scherben von schwarzen Töpfen und unverbrannten Thierknochen gefunden, auch einige unverbrannte Menschenknochen. Dicht bei den Bronzesachen lag ein knöcherner Pfriemen mit einem Loche am dicken Ende und ein eiserner uralter Schlüssel. Die Thierknochen gehören jedenfalls den Opferthieren, die als Leichenschmaus für die Leidtragenden gedient hatten und der Bronzefund einer bestatteten vornehmen Persönlichkeit. Das Alter des Funds schätze ich auf ca. 1000 Jahre.

Herligenhafen. Ehlers.

11. Weihnachtsgebrauch. Am Weihnachtsabend erhalten bei einigen alten Bauern in unserer Gegend (Stormarn) die Kühe noch so viel Hafergarben, wie sie fressen wollen.

Rethwischfeld. L. Frahm.

Am Weihnachtsabend erhalten in Dithmarschen die Kühe, nachdem alle Hausgenossen gegessen haben, auch noch eine Gabe Heu. In der Weihnachtsnacht (Neujahrsnacht?) können Kühe und Pferde sprechen, und erstere wissen auch, ob im künftigen Jahre Familienmitglieder sterben werden oder nicht. Auch heißt es hier: lassen die Pferde den Kopf hängen, so wird jemand im Hause sterben, halten sie aber den Kopf über der Krippe, so nicht. C.

5. Briefkasten.

Eingegangen: Aberglauben aus Ditmarschen, von K. in P. Zum Til Eulenspiegel und Eidi, von F. in R. Den geehrten Einsendern herzlichen Dank. Um Beiträge, besonders auch um kleine wird gebeten. — Um dem Herrn Verleger nicht bedeutende Opfer zuzumuthen, werden die Freunde des Blattes gebeten, für die Verbreitung desselben nach Kräften eintreten zu wollen. Vielleicht möchte doch unser Blättchen für die Alterthumsforschung nicht ohne Werth sein. — An Literatur eingegangen: 1. Der Upstallsboom. Ostfriesischer Kalender und Volksbuch 1888. Von Friedrich Sundermann. 2. Die Doppeleiche von Ludwig Frahm. Heft 11. Beide volksthümliche Werke seien bestens empfohlen.

Für die Redaction verantwortlich F. Hö[illegible]. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urds's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 11. **Band 5, Jahrgang 6.** **1887/88.**

Inhalt: 1) Aberglauben in Ditmarschen. 2) Ditmarscher Märchen. 3) Kleine Mittheilungen. 4) Literarisches. 5) Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Aberglauben in Ditmarschen.

Nach der Chronik des Neocorus. Von Kinder.

Wenn ich ein besonderes Kapitel dem Aberglauben widme, so soll damit nicht gesagt sein, daß der Ditmarscher leichtgläubiger, im höchsten Grade geneigt gewesen sei, seine Phantasie auf Abwege zu führen, als die Schleswiger und Holsteiner.

Aberglauben findet sich ja bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Ich möchte nur zeigen, daß auch in Ditmarschen sich das Volk dem Glauben der Zeit nicht entziehen konnte, glaubte, was man anderswo auch nicht hätte glauben sollen, daß es sich wie andere deutsche Stämme aus Aberglauben zu Handlungen hinreißen ließ, welche wir heute nicht billigen und doch bei allen Ausschreitungen des Aberglaubens eine seltene Mäßigung an den Tag legte.

Der Ditmarscher der einsam auf seiner Wurth wohnte, war mit seiner Familie und seiner Habe jederzeit dem Angriffe der Wellen und der Gewalt des Weststurmes ausgesetzt. Ueber Nacht konnte der schwache Schutz der Deiche dem Andrängen der hohen Fluth weichen. So wenig er sich auch vor Menschen fürchtete, der Furcht vor einer höheren, unsichtbaren Macht konnte er sich nicht erwehren. Die Einsamkeit des Winters führte ihn zum Nachdenken, zu innerlicher Beschaulichkeit. Die gewaltigen Erscheinungen in der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht gegen die Allmacht Gottes, regten aber auch seine Phantasie an, die Kräfte der Natur zu personificiren, und in deren Wirkungen die Thätigkeit guter und böser Geister zu erblicken.

Die Fruchtbarkeit des Marschbodens, welche derjenigen des alten Aegyptens nicht nachstand, brachte ihm zwar reiche Erträge, aber oft auch vernichtenden Landplagen, welche den aegyptischen Plagen gleich verheerend auftraten, Mäuse, Raupen, Käfer, Würmer, die herrlichsten Ernteaussichten, und das Volk sah in solcher Plage bald die strafende Hand Gottes, bald die Angriffe böser Dämonen.

Digitized by Google

Im 15., 16. und 17. Jahrhundert hielt eine unerklärliche Angst vor dem Teufel die Gemüther gefangen. Laien und Geistliche, Angeklagte und Richter glaubten fest an das häufige und persönliche Erscheinen des Erzfeindes der Menschenseele. Wie eine geistige Epidemie verbreitete sich der Teufelsglaube und der Hexenglaube über ganz Deutschland und berührte auch Ditmarschen. Die noch aus der heidnischen Zeit überlieferten Geister nahmen schnell die Gestalt des Satans an und das Volk glaubte diese bei allen unerklärlichen Ereignissen zu erblicken.

Vor der Reformationszeit scheint man den abergläubischen Gebräuchen, den Mitteln, mit dem Teufel zu verkehren, ihn zu bannen, zu locken u. s. w. wenig Gewicht beigelegt zu haben. Freilich sah sich schon Karl der Große veranlaßt, die Todesstrafe darauf zu setzen, wenn Jemand einen Mann oder ein Weib in dem Glauben, es seien Hexen, die Menschen fräßen, verbrenne, deren Fleisch Anderen zu essen gebe oder selbst äße, aber die in der frühen christlichen Zeit von den Geistlichen verursachten Menschenverbrennungen galten schon mehr den Ketzern als den Zauberern. Eine Frau, welche 1587 in Kiel verurtheilt wurde, wegen Hexerei lebendig begraben zu werden, soll in die Worte ausgebrochen sein: sie sei jetzt 102 Jahre alt geworden, in ihren jungen Jahren habe man nichts davon gewußt, daß Jemand um solch Rathen und Segensprechen bestraft oder verbrannt worden wäre.

Im alten ditmarsischen Landrecht geschieht weder des Teufels noch der Zauberei Erwähnung. Erst die lutherische Geistlichkeit brachte 1537 mittelst des sogenannten ersten Edikts die Zauberei hinein. Im neuen Landrecht vom Jahre 1567 sind sowohl der Teufel als auch die Zauberer berücksichtigt. Später erschienen in Schleswig-Holstein wiederholt Verordnungen gegen die Zauberei, so 1623, 1641 1647. Die Verordnung von 1641 hatte die verhältnißmäßig milde Bestimmung, daß der, welcher der Zauberei überführt würde, Kirchenbuße thun, mit Gefängniß und Landesverweisung bestraft werden solle.

Die Chronik des Neocorus lehrt uns die alten Ditmarscher auch von ihrer abergläubischen Seite kennen. Was er selbst, der doch an geistiger Bildung viele seiner Landsleute weit überragte, mit dem Ausdrucke der Ueberzeugung als Thatsache erzählt, wird auch von dem größten Theile des Volkes als wahr und richtig angenommen sein. Er bekennt in seiner Beschreibung der Hemmingstedter Schlacht: „Gott läßt nicht allein allezeit mit seinem seligmachenden und dabei doch von der Welt verachteten Worte gegen künftiges großes Unglück warnen, sondern läßt auch vielfältige Zeichen am Himmel, in der Luft, im Wasser, auf der Erde und an den Creaturen sehen und hören, welche als Vorboten, wenn Gott nichts mit seinem heiligen Worte ausrichten kann, uns melden und verkündigen, daß die Strafe hart vor der Thür ist, welche demnach nicht zu verachten sind, jedoch ohne alle superstition und heidnischen, nichtigen Aberglauben."

An der Hand seiner Mittheilungen versuche ich, dem günstigen Leser einen Einblick in die Kreise zu geben, welche der Aberglauben im 16. Jahrhundert in Ditmarschen zog.

Großen Eindruck auf die Einbildungskraft des Volkes machten die Himmelserscheinungen. Die Astrologen deuteten aus denselben die Geschicke der Menschen und der Staaten. Vom Jahre 1532 schreibt der Büsumer Pastor:

Digitized by Google

„Desselbigen Jahres wurde ein Komet gesehen, nach welchem Nordwinde und böse Krankheiten kamen“, und vom Jahre 1560:

„In diesem Jahre hatte man so grauenerregende Chasmata, daß der Himmel erschrecklich brannte. Man sah am Himmel zwei Heere gegen einander anstürmen. Die Leute sind an vielen Orten dieses Landes in Schrecken gerathen, so daß Einer den Andern Nachts aus dem Bette herausgeklopft hat: Die Menschen haben nicht anders gemeint, als daß der Tag des Herrn gekommen sei und alles vergehen werde. Sie haben auf den Knieen gelegen und Gott angerufen. Jetzt aber erscheint es als etwas so gewöhnliches, daß man nicht darauf achtet und nur sagt, es ist ein Nordlicht und bedeutet eine Witterungsveränderung.“

„Anno 1580. Dieses Sommers waren viele feurige Chasmata und Trajectionen, so daß der Himmel als Feuer und voller feuriger Strahlen entbrannte, die in einander liefen. Hiervon wurde ohne Zweifel die Luft vergiftet und entstand die allgemeine Seuche.“

„In diesem Jahre wurden auch zwei Kometen nach einander gesehen. Die Gelehrten meinen, und die Erfahrung bestätigt es, daß solche Sterne niemals ohne besondere Folgen gesehen worden und vorübergegangen sind. Gott wolle uns in Gnaden verschonen und alle wohlverdiente Strafe gnädiglich abwenden, wie er denn nicht gerne zum Strafen schreitet und deshalb so oft und so vielfältig warnt.“

„Anno 1588, den 21., 22. und 23. Juni ist die Sonne ganz klein und blutroth gesehen worden, also daß die Erde, das Holz, die Kleider und alles daran roth erschienen. Den 21. Juni ist auch der Mond blutroth aufgegangen, worauf ein schwerer Schlagregen und ein großer Hagel gefallen.“

„Anno Christi unseres Herrn und Heilandes 1590, den 23. Februar wurde vier Tage lang ein Komet gesehen recht im Westen oder Occident. Er war wie ein Spieß, der grade aufgerichtet stand, und anzusehen, als wenn denselben Jemand unten mit der Hand angefaßt hätte. Darauf folgte nach dem schändlichen Morde des Königs Heinrich III. in Frankreich, des letzten seines Stammes, der große Krieg zwischen den Lothringern und dem Könige von Navarra Heinrich III., dem vierten aber in Frankreich.“

Den Glauben, daß ein Sterbender durch viel und lautes Geschrei dem Leben erhalten werden könne, trifft man noch jetzt hier und da in Holstein an. Auch Neocorus weiß davon zu erzählen:

„Maas Krinkens Frau Grete war verschieden. Da erhoben die Kinder ein so klägliches und erbärmliches Rufen und Schreien, daß die Seele davon wieder zu ihr kam. Sie lebte noch Jahre darnach, hatte aber ein sehr scharfes, todtenartiges Antlitz, war auch still und wunderlich, gab aber richtige Antworten.“

Vorahnungen und Vorbedeutungen spielten eine große Rolle im Volksglauben, Unser Chronist schreibt über mehrere solche bedeutsame Ereignisse:

„Anno 1592 sind am Schlusse des Jahres der Bauerschaft in Büsum bei schnellsteigendem Hochwasser über 1000 Schafe ertrunken. Man hat lange vorher, ehe dieser Schade die Leute traf, im vorigen Winter Jemand Nachts ein Horn blasen und im Dorfe umher gehen hören, gerade so, als wenn ein Hirte das Vieh sammelte. Eine Strafe Gottes.“

Digitized by Google

Vom Jahre 1603 heißt es: „Gleich wie im vorigen Jahre auf Büsum viele Eheleute starben, so fing es auch in diesem Jahre damit an. Es war eine merkwürdige Seuche. Die Leute wurden von großer Hitze befallen, die Haut wurde bunt, der Kopf schmerzte sehr und die Schmerzen dehnten sich aus nach der Brust, dem Rücken, den Lenden, Beinen, Füßen ꝛc. Die meisten standen jedoch nach langwierigem Siechthum vom Bette wieder auf. Im Vorjahre hub die Krankheit an zu Lunden. Es wurde gesagt, man habe in der Nacht zwei Mühlen gehen sehen, auf welchen sich keine Menschen befunden hätten."

Ein Bauer, der im Begriff ist, eine Schaale Bier auszutrinken, stirbt dabei eines plötzlichen Todes. „Dieser", bemerkt der Erzähler, „hatte vorher in der Wehle (Wassergraben), in welcher er sich baden wollte, eine Stimme gehört: Die Zeit ist gekommen, die Stund ist gekommen und der Mann ist noch nicht gekommen." (Allgemein in Norddeutschland verbreitete Sage. H.)

„Anno 1612 ist eine weiße Lepe (eine Vogelart), ungefähr 4 oder 5 Wochen vor Michaelis gesehen worden, welche besonders auf dem alten Lande umherflog. Vor Herzog Hans des Aelteren Tode ließ sich im Kirchspiel Oldenwöhrden und dort herum ein weißer Sperling sehen, dem gleich wie einem Führer eine große Menge (Sperlinge) folgte."

„Anno 1617. Gleichwie im Vorjahre im Kirchspiel Büsum ein weißer Kiebitz gesehen wurde, so sah man in diesem Jahre einen weißen Sperling. Und hierbei muß ich daran erinnern, daß vor Herzog Hans des Aelteren von Holstein Tode auch ein weißer Sperling in seinem Gebiete in Ditmarschen bemerkt wurde, und es war dort eine Frau gewesen — bald nach der Eroberung des Landes, die geweissaget hatte."

„Anno 1617 wurde ich, H. Johann Adolf sammt meiner Frau und anderen guten Freunden zum heiligen Geschwornenbier*) in Reimer Lantz (zu Büsum) Haus eingeladen. Und als wir kurz nach der Mahlzeit am Tische saßen, erlosch das Licht, welches vor Teden Dirkes Reimers Claus, Paul Sievert und Henneke Johanns Henning stand und halb aufgebrannt war, von selbst. Und als wir über solch unvermuthetes Ereigniß uns verwunderten und sagten, das würde vielleicht etwas zu bedeuten haben, sprach Teden Dirkes Reimers Claus: auf mich bezieht es sich nicht, das weiß ich gewiß. Und er war der erste, welcher im darauf folgenden Jahre in der Ernte starb. Und Henning Johannsen starb in der Woche nach Fastnachtabend, auf Oculi starb Paul Sievert."

Anno 1616. Zu Tellingstedt menso Decembri, die 27 quidem secundus Adventus sind in der Nacht zweimal die Lichter in der Kirche von selbst angebrannt und vom Pastor wieder ausgelöscht worden. Beim ersten Male war die Kirche offen, beim zweiten Male aber verschlossen. Ob solches eine Betrügerei gewesen ist und sich Jemand in der Kirche versteckt gehalten hat, ist noch nicht kund. Ob so etwas ein Zeichen und eine Warnung vor einem künftigen Unglück und Religionsveränderung ist, wird die Zeit lehren, denn wegen der Unachtsamkeit und Undankbarkeit der Menschen ist allerlei zu vermuthen und zu besorgen."

Den Teufel sah das Volk in mancherlei Gestalt. Sogar Geistliche schrieben

*) Anmerk. Geschwornenbier war eine Festmahlzeit, welche gegeben wurde, wenn die Kirchengeschwornen die jährliche Kirchenrechnung ablegten.

Digitized by Google

dicke Bücher über den Feind des Menschengeschlechts und dessen Erscheinungen. Im Sturme, in der Wasserfluth, in Sümpfen und Wehlen trieb er sein Wesen und fahndete auf die Seelen. Da verfielen dann die geängstigten Gemüther auf die sonderbarsten Mittel, um den Höllenfürsten abzuwehren und zu bannen. Lassen wir unseren Chronisten weiter erzählen.

„Dies Jahr (1597), den 28. September ließ sich abermals Gottes Zorn sehen, indem sich ein gewaltiger Sturm erhob, also, daß die wilden Wellen hin und wieder ins Land einbrachen und großen Schaden anrichteten in Grönningen, Frießland, Emden, Oldenburg, Bremen u. s. w. Sie brachen auch bei Delve in Ditmarschen ein, richteten großen Schaden an unter dem Schlachtvieh, welches auf der Weide ging. Auch ertrank dort ein Mensch. Der junge Mann hieß Claus Witten Peter, hat vor kurzer Zeit ein gar junges Mädchen in zu naher Verwandtschaft geheirathet und Fürstlichen Dispens zur Heirath erlangt, konnte sich aber mit demselben nicht vertragen. Als er des Morgens ausgeht, spricht er in seiner Ungeduld: Gott gebe, daß ich nicht wieder zurückkomme, welches geschieht.

Und es hatten die Delver mit großer Aufwendung von Holz, Balken, Strauchwerk u. s. w. versucht, den Ort (Deichbruch) wieder einzudämmen, vermochtens aber nicht. Die Alten sagten: animam quaeri (es werde eine Seele verlangt), man müsse eine Katze oder einen Hund darin (im Bruche) ersäufen. Als dieser (der Hund) darin geblieben, wurde der Bruch mit Leichtigkeit zugeschlagen."

Hier verlangte also der in der Fluth hausende Dämon nach der Meinung der alten Leute eine Seele. Weil eine Menschenseele zu kostbar gewesen wäre, betrog man den dummen Teufel mit einer Hundeseele. Und siehe da, er ließ sich beruhigen und hinderte die Menschen nicht mehr am Rettungswerke.

Sehr lange hat sich dieser Wahn in Ditmarschen erhalten. Pastor Hieronymus Saucken aus Herzhorn erzählt (nach D. Detlessen in den Itzehoer Nachrichten): Anno 1685, wie der Teich von Brunsbüttel von den tobenden Elb- und Seewogen war weggerissen, ist den Leuten daselbst weiß gemacht, sie würden den Bruch des Teiches nicht eher können stopfen, noch denselben gewinnen, wo nicht ein Kind um Geld gekaufet und dasselbe in den Bruch würde zum Fundament geworfen werden. Worauf sie denn Deputirte haben ausgesandt, um ein solch Kind zu erhandeln. Wie nun selbige das Land durchgereiset und in Herzhorn gekommen, treffen sie in denselbigem Außenteich, welcher zu der Zeit die Guldenlöwische und nunmehr die Larwigische Wildniß genannt wird, eine Frau auf der Straße an mit Namen Talcke Holms, (welche selbsten mir diese Geschichte hat erzählt, nämlich Anno 1704 d. 13. Sept.), welche da ihren einzigen Sohn von ihrem seligen Manne, etwa 1½ Jahr alt, auf ihrem Arm trägt, (Sie hat aber zu der Zeit in Fullert Lauen Hause gewohnt) und fragen ihr, ob sie das Kind nicht verkaufen will, wie sie mit Nein antwortet, halten sie dennoch bei ihr an und fragen ihr, was sie ihr für das Kind geben sollen. Wie sie nun aus Scherz saget 1000 Reichsthaler, bietet der eine ihr alsofort 2000 Mark, der Andere aber fällt ihm ins Wort und spricht: Ey, es ist ein feines Kind, wir wollen ihr 1000 Reichsthaler geben; schütteln ihr darauf das Geld, welches sie in zwei Katten um den Leib gehabt, auf den Tisch, nehmen darauf das Kind und wollen mit selbiges davon gehen. Wie also die Mutter merket, daß es Ernst ist und sie ihr Kind entbehren soll, da verlanget sie das Geld nicht, sondern begehret ihr Kind zu behalten. Die Männer aber kehren sich an ihr Geschrei nicht, sondern gehen ihren Weg mit dem erhandelten Kind.

Es begegnet ihr aber zu ihrem Glücke Hinrich Knee und fraget ihr, was ihr fehlt. Wie er nun höret, was ihr widerfahren, da gehet er den Männern auf den Leib mit seinem knubberichten Stock und zwinget sie dazu, daß sie der Mutter das Kind

Digitized by Google

müssen wieder zustellen, holen auch darauf ihre 1000 Reichsthaler wieder. Es sollen aber darauf diese Gesellen von einem Soldaten in Glückstadt ein Kind vor 100 Reichsthaler erhandelt haben, welches sie sollen in den Bruch geworfen haben, worüber sie nachmals haben hergeteichet. Talcke Holms ihr Sohn lebet, wie ich dieses schrieb, noch, hat schon geheirathet und ist schon 28 Jahre alt.

Die Brunsbütteler zwar wollen von dieser Historie nichts wissen, dennoch aber, so habe ich anno 1710 zu Brunsbüttel selbsten aus dem Munde meines alten Schwagers Peter Sul, welcher zu der Zeit Teichgreve gewesen, wie auch von seinem Sohn Sul Sulsen gehöret, daß solches in Vorschlag gewesen, auch zwei Deputirte deswegen ausgesandt, aber sie wären ohne ein Kind wieder gekommen, und der Teich wäre darum doch gewonnen worden.

„Anno 1599 in Büsum. Gleichwie das ganze vorige Jahr sehr ungewöhnlich war mit Sturmwinden und vielem Regen, und sehr kümmerlicher Saatzeit, so erhob sich auch in der Nacht zwischen dem 2. und 3. Juni ein Sturm also, daß man Leute hinaus aufs Feld schicken mußte, um das Jungvieh zu hüten. Und es entstand mitten in der Nacht ein schreckliches Geschrei, worüber sich die jungen Pferde entsetzten und mit Ungestüm auf die Leute am Ufer zuliefen und diese beinahe überrannt hätten. Gott wendete alles Unglück gnädiglich ab, denn es war in derselben Nacht Ebbe und todter Strom, auch Nordwestwind."

„Anno 1600, den 7., 8., und 9. Mai, ließ sich ein Poltergeist in des Organisten Nicolaus Hause zu Wesselburen, welcher des Herrn Conrad Gerlich zu Hamburg Tochter hatte, hören. Und Jedermann glaubte, daß, weil die Frau gar hoffährtig war, Gott diese damit strafen wolle. Aber wer bessert sich? Man sagte, ein kleines Mädchen, die Magd, hätte um die Sache gewußt, aber wenige glaubten es, zumal da der Teufel sich vor der Zeit dem Nicolaus augenscheinlich bemerklich gemacht und denselben bedrängt hatte."

„Anno 1602. Maas Anneken Herken zu Eppenwöhrden fiel bei Nachtzeit auf der Milenbrücke vom Pferde und kam in den Strom und trieb südwestlich ab in eine große Kuhle. Hier hat man ihn herausgefischt. Und er hat seinen kleinen Korb noch über den Arm gehabt. Man hätte nicht gewiß erfahren, wo er abgeblieben, wenn nicht das Pferd auf der Brücke die Nacht und den folgenden Morgen so lange stehen geblieben wäre, bis man es wegführte. Dabei hat man es bemerkt. Vor drei Jahren ungefähr war sein Bruder, Maas Anneken Hans auf der andern Seite ertrunken. Sein Vater war auch daselbst ertrunken. Man sagte für gewiß, daß des vorigen Tages am hellen Mittage ein schwarzer Reiter mit dem Pferde dorthinein geritten sei, was Viele gesehen haben. Aber man hatte nicht gesehen, wo er abgeblieben. Er (Maas Anneken) hatte auch am selbigen Tage sich im Saufen, Schwelgen und in übel berufenen Häusern sehen lassen. Und als er bei der Nacht aus Meldorf reiten wollte, hatte man ihm einen Jungen hinten aufs Pferd gesetzt, der auf ihn achten sollte. Und als er aus Meldorf hinaus ritt, hatte er gesagt: Der Teufel hole den letzten, aber den Jungen sofort wieder zurückgeschickt und denselben nicht mithaben wollen."

Aber auch an gute Geister glaubte das Volk, an Geister und Wesen, welche die Tiefen der Erde bewohnen sollten, welche den Verkehr der Menschen zwar in der Regel mieden, aber doch den Erdenbewohnern nicht feindselig gesinnt waren, sich vielmehr dankbar bezeigten für erwiesene Wohlthaten.

Digitized by Google

Wir lesen von einem Landmanne Dammer, der wegen seines Wissens und Verstandes zu Büsum in großem Ansehen und Rufe gestanden habe.

Einmal sei er Nachts in seinem Bette von zwei fremden Personen geweckt worden. Die Fremden hätten ihn gebeten, er möge doch so gut sein und mit ihnen kommen, um einen Streit über einen gefundenen Schatz zu schlichten. Sie würden sich bei seinem Urtheil beruhigen.

Obwohl Dammer sich ungerne zu dieser Sache an solchem Orte und zu solcher Zeit verstanden habe, so sei er auf vieles Bitten endlich doch gefolgt. Man habe ihn auf ein im Südwesten von seinem Hause belegenes Stück Land geführt, dann sei es tief in die Erde hineingegangen, und unten habe er ein ganzes Kirchspiel, wie damals das Büsumer gewesen, vorgefunden.

Man habe ihn freundlich empfangen und mit entblößten Häuptern ihm vorgetragen, daß von Jemandem ein Krug Landes oder eine Wirthsstelle verpachtet worden sei. Der Pächter habe, als er das Land umpflügte, einen Topf mit Gold gefunden. Es stehe zur Frage, wem der Schatz gehöre? Verpächter wie Pächter vermeinten beide ein Recht am Schatze zu haben.

Nach einigem Nachdenken habe der alte Dammer entschieden: wenn man sehen könnte, wo der Pflug den Topf berührt habe, so gebühre dem Pächter das Geld, welches sich oberhalb der Berührungsstelle im Topfe befände, dasjenige aber, welches der Topf unterhalb der Berührungsstelle berge, komme dem Verpächter zu.

Ueber diese Entscheidung seien alle hoch erfreut gewesen, hätten ihn gelobt und ihm ein prächtiges, großes gebogenes Trinkhorn geschenkt, das eine Kannenmaaß groß gewesen sei. Wenn dieses bei seinem Geschlechte verbleibe, so würde es dem Geschlecht Glück bringen.

Dieses Horn habe später, nachdem es mit Silber beschlagen worden sei, Hans Heesch für 100 Mark gekauft und von diesem habe es die Büsumer Brandgilde erworben.

Seeungeheuer, Seeschlangen, Meerweiber mußten in einem Küstenlande, dessen Bewohner sich oft auf dem Meere bewegten, häufiger die Phantasie bewegen, als im Binnenlande. Es finden sich denn auch bezüglich dieser mehrere Aufzeichnungen.

„Ein Meerweib haben Blessers Sulff Claus Sohn, Reimer Sulff, Reimer Solaken und Hans Dohne zu Werwen am hellen Mittage auf der Rusing gesehen. Dasselbe habe sich gekämmt, gelbes langes Haar gehabt und sei eine ausgezeichnete Person gewesen mit zwei Brüsten weiß wie Schnee. Sie hätten ihre Lebtage keine schönere Person gesehen und das Weib lange angeschaut. Als dasselbe aber die Menschen wahrgenommen, habe es sich zum Meere gewendet und gewälzt, bis es ins Wasser gekommen. Dasselbe sei unten wie ein Fisch gestaltet gewesen, wie die Meerweiber abgebildet würden, hätte sich auch noch wieder umgesehen als es die Flucht genommen.

Ehemals ist auf dem alten Kirchhofe im Süden Büsums eines gesehen und gefangen worden. Als man dasselbe wegbrachte, hat es gesagt: Ich schwöre es euch, so weit als ihr mich ziehet, soll euer Land weggerissen werden."

Auch vom Hexenglauben konnte sich der Pastor nicht frei halten. Zauberei und Hexerei galten bei ihm als mögliche Dinge und er berichtet über Hexenunfug immer mit einer feierlichen Andächtigkeit.

Digitized by Google

„Anno 1578 ist Paul Grote in Diekhusen von Hexen umgebracht worden. Die Nägel waren ihm von den Händen gekniffen. Man fand die Leiche folgenden Tages am 13. März in der westlichen neuen „Gredt".

Die abgekniffenen Nägel waren ein sicheres Zeichen dafür, daß Zauberei im Spiele gewesen sei.

„Strafe der Zauberei. Anno 1590, den 19. Januar zwischen 12 und 1 Uhr Mittags entleibte sich mit einer Schafscheere und stach sich in die Kehle Grote Johann Dirsen, des wailand 48gers, darnach Kirchspielvogts auf Büsum Wittwe Telse, welche lange der Zauberei beschuldigt gewesen war und große Anfechtung vom Satan gehabt hatte, also, daß sie fast nicht Ein Stück Fleisch essen durfte. Sie hätte ihre Sünde wohl gerne bekannt, es wollte über die Zunge, als wenn nicht sie selber redete, sondern ein Anderer aus ihr, — wenn nicht die Verwandten Angst gehabt hätten vor dem erbärmlichen Ende (als Hexe verbrannt zu werden). Aber es wäre dort und hier besser (für sie) gewesen. Hier und da hatte er (der Teufel) sie umhergeschleppt, so daß ihre Verwandten sie nicht auf ihren Acker ins Feld kommen ließen und mit Ruthen Wacht gehalten haben." Man befürchtete offenbar, daß ihre Anwesenheit der Ackerfrucht Nachtheil bringen, daß sie das Feld behexen könnte.

„Anno 1597 wurde eine Frau zu Meldorf auf das Wasser geworfen, Schlippen Anneken. Sie schwamm oben, wurde aber nichts destoweniger freigelassen, aber hernach jenseits der Elbe verbrannt."

Im § 109 der „Carolina" hieß es: „So jemand den Leuten durch Zauberei Schaden und Nachtheil thut, soll man strafen vom Leben zum Tode, und man soll solche Strafe mit dem Feuer thun. Im neuesten Ditmarscher Landrecht von Jahre 1567 stand Art. 124: Diejenigen, welche Zauberei gebrauchen und mit Hülfe oder durch Eingeben des leidigen Teufels Menschen oder dem Vieh Schaden zufügen oder das Wetter machen, wodurch das Korn oder andere Früchte auf dem Felde beschädigt werden, oder einen Menschen mit Gift umbringen, dieselben sollen mit Feuer verbrannt werden.

Wenn aber Jemand nur „Segen und Böterie" gebraucht und den Teufel hierbei nicht zu Hülfe genommen, auch Niemandem Schaden zugefügt hat oder hat zufügen wollen, der soll zum ersten Male dem Gericht 30 Mark Buße zahlen. Würde er aber gleichwohl nicht davon ablassen, so soll er des Landes verwiesen werden.

Um die Todesstrafe beantragen zu können, mußte demnach dem Ditmarsischen Richter nachgewiesen werden, daß durch die Zauberei ein Schaden angerichtet sei.

Weiber, welche man der Hexerei für verdächtig hielt, ließ man die Hexenprobe durchmachen. Man warf sie in ein tiefes Wasser. Wenn der Körper untersank, so war das ein Zeichen der Unschuld, schwamm derselbe aber oben auf, so war so viel Beweis da, daß man mit der peinlichen Frage, der Folter beginnen konnte. Zur Wasserprobe erboten sich die Frauen, welche als Hexen bezeichnet wurden, oft freiwillig, um ihre Unschuld darzuthun. Nicht selten mußte der Ankläger die Probe mit durchmachen. Im Jahre 1635 wurde in Plön eine Frau nebst ihrem Ankläger, einem Kuhhirten, auf das Wasser geworfen. Die Frau hatte dabei einen kupfernen Sechsling in der Hand und ein kleines Kreuz von Wirbaum-

Digitized by Google

holz heimlich im Munde behalten, um wie sie später aussagte, gegen den zauberischen Einfluß ihres mitschwimmenden Anklägers gesichert zu sein. Beide schwammen oben und kamen auf die Reckebank. Die erpreßten Geständnisse führten die Frau auf den Scheiterhaufen, den Mann auf das Schaffot.

Später wurde die Wasserprobe von den Landesbehörden als ein „zweifelhaft und bedenklich Probestück, wodurch Gott versuchet und unschuldige Leute gefährdet würden" abgeschafft.

Weiter meldet Neocorus: „Anno 1618, den — October ist zu Meldorf eine Zauberin verbrannt worden, welche viele (andere Personen auf der Folterbank) bekannt und benannt hatte. Auch hatte man die Wasserprobe gebraucht."

Zur Heilung von allerlei Gebrechen des Leibes und der Seele bediente man sich ehemals viel häufiger als heutigen Tages der Hülfe kluger Männer und weiser Frauen, sogar der offenkundigen Zauberer. Im ersten Edikt vom Jahre 1537, welches Neocorus in seine Chronik aufgenommen hat, werden die Schlüter angewiesen, diejenigen zu bestrafen, welche den im Lande Holstein wohnenden offenkundigen Zauberer „Lodewick" aufsuchen. Von den Formeln, welche im Gebrauch waren, führe ich einige an. Wenn ein Mensch oder ein Stück Vieh berufen war, so hieß es:

„Dies ist berufen; ich berufe Dich wieder im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes"

und der Beschwörer streute Asche und Salz auf den Berufenen.

Kranke führte die weise Frau an einen Strom, schnitt denselben die Fingernägel ab und warf die abgeschnittenen Stücke hinterwärts in den Strom mit den Worten:

„Nimm Da das Deine und ich behalte das Meine, im Namen u. s. w."

Oder sie ging mit dem Kranken an einen Eichbaum und ließ denselben nach allerlei unverständlichen Vorkehrungen sagen:

„Mi plaget dat Hitte und dat Kohle, nimm et von mi und beholt et bi Di, im Namen u. s. w."

Oder sie trat in dunkler Nacht mit dem Gichtbrüchigen an einen Fliederbaum und ließ ihm die Worte sprechen:

„Flederboom ick klag et Di
De Gicht, de plaget mi,
Kam' und nimm se mi, im Namen u. s. w." ꝛc.

Salz, Asche, Brod, spielten bei allen derartigen Handlungen eine Hauptrolle. Die bösen Geister aus den Irrsinnigen auszutreiben ließen sich oft sogar Geistliche herbei.

Die geringe Anzahl der Hexenverbrennungen, welche uns aus Ditmarschen überliefert sind, legt Zeugniß dafür ab, daß der Ditmarscher die Beschuldigung der Hexerei und Zauberei mit großer Vorsicht aufnahm, bei Weitem nicht so fanatisch gegen Hexen und Zauberer vorging, wie seine Nachbarn, sich vielmehr ein besonnenes Urtheil bewahrte. Henneke Rumohr auf Rösst ließ 1551 bei Kappeln die Küsterfrau und elf Hexen auf Ein Mal verbrennen, Bartram Ratlow auf Dänisch-Lindau 1557 zehn Hexen gleichzeitig bei der Borner Kirche den Scheiterhaufen besteigen. In der Haseldorfer Marsch wurden 1575 vier Zauberinnen und in Heiligenhafen 1581 sechs Hexen verbrannt. Oft gehörten nur wenige Anzeichen dazu, um Jemand der Zauberei für verdächtig zu halten, anzuklagen und auf den Scheiterhaufen zu bringen. Eine Dingswinde aus dem Jahre 1614 beweist das und veranschaulicht zugleich in klarer Weise den Hergang bei einem solchen Processe Sie mag deshalb hier eine Stelle finden:

„Kundbar und zu wissen sei allen und einem jeden, welchen Standes sie sein mögen. Wir zwölf Männer als Kirchneffninge der Harde Westerland-Föhr im Kirch-

Digitized by Google

spiel St. Laurentius bekennen und bezeugen, daß anno 1614, den 11. Februar der ehrbare Gesell Boy Wogens zwischen die vier Dingstöcke eingetreten ist und allda seine Sache und hohe Noth geklagt hat dergestalt, daß er von etlichen Zauberinnen schwer und erschrecklich verfolgt werde zu nächtlicher Zeit, und wenn ihn nicht der allmächtige Gott durch seine große Gnade gerettet, nicht mit dem Leben davongekommen wäre. Als sie ihn lange verfolgt hatten, habe gedachter Boy Wogens sein Messer gezogen, um sein Leben zu retten und eine der Zauberinnen Namens Gundel Knutzen einige Löcher in ihren Rock gestochen, welcher Rock noch neu gewesen sei. Endlich habe doch der getreue Gott ihn aus ihren Händen errettet und an das Dorf gelangen lassen. Alsdann habe gedachter Boy Wogens gesagt: nun müßt ihr doch von mir abstehen, dafür will ich euch namenkundig machen. Darauf hätten sie geantwortet, wenn er ihre Namen bekannt gäbe, so würde er in schwere Krankheit verfallen. Solches sei ihm auch gleich nachher widerfahren. Damals habe er es seiner Mutter erzählt, wie er es mit seines Nachbarn schriftlichem Zeugnisse beweisen könne.

Weiter ist diese Gundel Knutzen zu Ding gefordert und zur Gegenrede gekommen gegen ihren Kläger. Darnach ist die Sache in dem gemeinen Hardesding vor dem Hardesvogt und den Bonden näher geprüft und gefunden, daß die Gundel Knutzen einige Löcher vorne in ihrem Rocke hatte und der Rock noch neu war. Alsdann hat der Kläger zu ihr gesagt: Gundel Knutzen, warum verfolgst Du mich so schrecklich, ich habe Dir mein Leben lang nichts Böses zugefügt. Darauf hat Gundel Knutzen geantwortet, sie habe ihn nicht verfolgt, sie sei keine Zauberin. Darauf hat der Kläger gesagt: wenn Du keine Zauberin wärest, warum tratest Du mir denn so nahe, daß ich Dir mit meinem Messer Löcher in Deinen Rock stechen konnte? Ich hätte Dir wohl die Haut damit getroffen, wenn Du nicht Deine böse Kunst dagegen angewendet hättest. Darauf hat sie geantwortet, sie wisse bei ihrer Seligkeit nicht, wie die Löcher in den Rock gekommen seien.

Im selbigen Dingtage hat Gundel Knutzen sich ihrem Kläger gegenüber erboten, daß sie auf das Wasser wolle mit seiner Mutter oder Schwester. Wenn sie dort sich von anderer Beschaffenheit, als diese erweise, so wolle sie leiden, was das Recht bestimmen werde. Auch im nächsten Dingtage hat sie dasselbe Anerbieten gemacht in der Meinung, den Kläger damit abzuschrecken. Aber der Kläger hat das Recht weiter gebraucht. Als Gundel merkte, daß das Recht seinen Fortgang nehme, zeigte sie am dritten Dingtage einen verzagten Muth, weil sie selber sich schuldig wußte, und hat nicht länger bei ihrem Anerbieten bleiben wollen. Alsdann aber hat der Kläger sich ihr gegenüber erboten und gesagt, er werde seinen Leib und sein Leben gegen das ihrige setzen, und wenn sie keine Zauberin sei, so wolle er den Tod, welcher einer offenkundigen Zauberei gebühre, es sei im Feuer oder unter dem Schwerte, wozu die hohe Obrigkeit verurtheilen werde, gerne erleiden. Aber sie hat nicht gewollt und sich auf das Recht berufen.

Also ist diese Gundel Knutzen ins Gefängniß gesetzt in Königlicher Majestät Thurm und alsdann hat das Recht seinen Gang erhalten.

Am 4. April ist der ehrbare Marcus Hansen in die vier Dingstöcke eingetreten und hat gesagt, daß die genannte Gundel Knutzen in sein Haus gekommen sei und seine Tochter um einen Trunk gebeten habe. Seine Tochter aber habe ihr den Trunk verweigert. Dann habe Gundel sie am Arme ergriffen und gesagt: Du! und seine Tochter habe entsetzliche Schmerzen im Arme bekommen. Sofort habe Marcus Hansen gesagt, es sei ihm zweifelhaft, ob sie (die Gundel) die Schmerzen verursache oder nicht.

Der Hardesvogt aber hat das Recht seinen Gang gehen lassen und im Namen Sr. Majestät uns 12 Männer für die Gundel Knutzen auserwählt und uns bei Verlust unseres „Boßlotts" geboten, dieselbe entweder frei zu sprechen oder zu verurtheilen.

In solcher schwierigen Sache sucht man gerne Hülfe, Rath und Trost. Deswegen haben wir uns mit unserm Edeln Ehrenfesten Amtmann berathen, mit unserem Ehrwürdigen Herrn Pastor nebst etlichen der Aeltesten in der Harde. Aber niemand hat ihr (der Gundel) in der Sache beistehen oder sie freisprechen können. Weiter aber, an dem Tage, an welchem wir unseren Eid leisten mußten, haben wir 12 Männer im

Digitized by Google

Hardesdinge vor dem Vogt und den Bonden mit lauter Stimme mehrmals gerufen und gesagt: Sind hier in der Harde drei Männer, oder zwei oder ein Mann, der es weiß oder sagen kann, daß sie unbescholten gewesen oder frei von Zauberei, der komme hervor in das Ding und bezeuge es vor uns, so wollen wir sie freisprechen vor ihrem Ankläger. Aber es kam kein Mensch, der sie entlasten konnte mit Briefen, Worten, oder anderen Beweismitteln.

Und uns 12 Männern sagte unser eigenes Gewissen vor Gott und allen Menschen, daß wir sie nicht freisprechen konnten von solcher bösen Kunst.

Alsdann nahm der Ankläger das Kreuz in die Hand und schwur vor uns, dem Vogt und den Bonden und sagte: Gundel Knutzen ist eine offenkundige Zauberin und hat mich verfolgt so wahr mir Gott helfen soll zum ewigen Leben. Und er hat sein Anerbieten noch mit einem Eide bekräftigt und gesagt: ist Gundel Knutzen keine Zauberin, so will ich leiden, was einer Zauberin gebührt, im Feuer und unter dem Schwerte und alles, was die hohe Obrigkeit mir auferlegt.

Weil aber kein einziger Mensch in der ganzen Harde ist, der sie entlasten kann mit Briefen, Worten oder anderen Beweismitteln und sie selbst auch nicht, so sprechen auch wir sie nicht frei sondern wir 12 Männer, wir schwören diese Gundel Knutzen zu einer Zauberin, so wahr uns Gott helfen wird zum ewigen Leben, nach des Anklägers Klage, nach Brief und Beweis, nach des Anklägers Anerbieten, nach der Dingswinde und auch nach unserem eigenen Gewissen. Und wir 12 Männer wissen, daß wir, so wahr Gott uns helfen soll, in dieser Sache nicht zu viel und nicht zu wenig gethan, sondern mit Gottes Hülfe das rechte Mittel getroffen haben zwischen Ankläger und Beklagten.

Von diesem Eide gedenken wir dem Ankläger und der Beklagten Rechenschaft zu geben am jüngsten Tage vor dem gestrengen Richter Jesum Christum. Alsdann wollen wir 12 Männer mit unerschrockenem Herzen und freiem Gewissen sprechen: mit diesem unserem Eide haben wir unsere Seele errettet." (Vgl. Staatsbürgerl. Magazin VI. 703.)

Ein von Verfolgungswahnsinn behafteter Mensch konnte damals viele Menschen zum Tode bringen.

Wir dürfen uns freuen, daß unsere Zeit in den maßgebenden Kreisen den Hexenglauben verdammt und den Aberglauben überhaupt mit dem Fluche der Lächerlichkeit geschlagen hat. Ausgestorben ist der Aberglaube nicht. Obwohl unsere Schulen bessere sind, obwohl unser Zeitalter sich das aufgeklärte nennt, wuchert er doch fort im Verborgenen. Der menschliche Geist kann seiner Schwachheit nicht Meister werden, auch wenn der Mantel der Bildung, den er sich umhängt, wechselt. Besprechen, Rathen, Wahrsagen. Sympathie sind noch immer im Schwange und es giebt noch Leute, welche an einem Scheiterhaufen Vergnügen finden würden. Zum Glück steht ihnen nicht mehr der Arm der Gerechtigkeit zu Gebote wie einst zur Zeit des Büsumer Predigers Neocorus.

2. Ditmarscher Märchen.

3. Die 12 Räuber. II.

Es war einmal ein armes Mädchen, das sich durch seltenen Muth auszeichnete und gar keine Furcht kannte. Es diente bei seinen Herrschaften, und als diese einstmal verreist waren und es allein einhüten mußte, erwachte es eines Nachts von einem verdächtigen Geräusch. Schnell stand es auf, zündete ein Licht an und ging hinaus in die Küche, stellte aber das Licht unter einen Topf. Als es nun merkte, daß Räuber draußen waren, die durch die Wand brechen wollten, nahm es

Digitized by Google

schnell ein großes Beil, und als das Loch groß genug war, so daß ein Mann hindurch konnte, kroch ein Räuber hindurch; das Mädchen aber hieb ihm den Kopf ab und zog den Körper nach innen. Da steckte ein zweiter Räuber den Kopf durch das Loch und es hieb auch dem den Kopf ab und zog den Körper nach innen. Und so machte das Mädchen es mit 12 Räubern. Nur der Hauptmann war noch draußen, und als jetzt Blut ihm entgegenfloß, schöpfte er Verdacht und entfloh.

Als nun die Herrschaften nach Hause kamen und ihre erste Frage die war, ob was Besonderes passirt sei, führte das Mädchen sie hinaus nach den Leichen der 12 Räuber und erzählte alles, was sich zugetragen. Zum Dank für diese Heldenthat nahmen die Herrschaften, die ohne Kinder waren, das Mädchen an Kindesstatt an.

Der Räuberhauptmann aber hatte dem Mädchen Rache geschworen. Als seiner Herr verkleidet kundschaftete er umher und kam auch zu diesen Herrschaften und freiete um das Mädchen. Es ward auch wirklich seine Braut und der Verlobungstag ward festgesetzt. Als der Bräutigam nun einst wieder bei seiner Braut war, sagte er, sie möge ihn doch auch einmal besuchen und sich alles ansehen; er wohne nämlich da und da im Walde in einem hübschen Schlosse. Sie entschloß sich denn auch hinzureisen. Sie fuhr in einer Kutsche hin nach der bezeichneten Stelle im Walde, wo das Schloß stand und ging hinein. Zuerst traf sie einen Papagei, der sprach zu ihr: „Mädchen, kehre um! Du befindest Dich in einer Räuberhöhle, und wenn die Räuber Dich hier finden, so ist es um Dich geschehen.“ Sie ging aber dennoch weiter hinein.

Zuerst kam es in ein Gemach, das voll von lauter Gold und Silber war. Darauf kam es in ein zweites Gemach voll schöner Kleider. Dann kam es in ein drittes Gemach, das voll lauter todter Menschen war. Endlich kam es in ein viertes Gemach. Hier stand ein Tisch, der mit einer großen Decke behangen war. Kaum war es hier eingetreten, als es auch schon die Stimme der Räuber hörte. Schnell kroch es unter den Tisch. Die Räuber traten auch wirklich ein und führten eine prächtig gekleidete Dame mit sich bis an den Tisch. Sie rissen ihr die besten Kleider und die Goldsachen ab. Nur einen Fingerring wollte sie sich nicht abziehen lassen. Da nahm einer der Räuber sein Schwert und hieb ihr den Finger ab, so daß derselbe unter den Tisch flog, und das Mädchen steckte ihn schnell in die Tasche. Anfangs suchten die Räuber nach demselben. Als sie ihn aber nicht sofort finden konnten, sprachen sie: „Ach was, laß ihn liegen, wir haben von dem Kram ja genug; aber, wenn wir bloß erst die hier haben, die 12 unserer Kameraden umgebracht hat, die wollen wir noch viel ärger quälen.“

Als nun die Räuber wieder fort waren, kam das Mädchen unter dem Tisch hervor, verließ eiligst das Schloß, bestieg wieder ihren Wagen und fuhr nach Hause. Bald fand denn nun die öffentliche Verlobung statt. Der Bräutigam war erschienen, aber auch die Polizei war eingeladen. Nach dem Essen ward der Vorschlag gemacht, jeder sollte irgend eine merkwürdige Begebenheit aus seinem Leben erzählen. Als die Reihe an den Bräutigam kam, sagte dieser, er wüßte eigentlich nicht recht was zu erzählen. Endlich kam die Reihe an das Mädchen und dieses sagte: „Ich habe neulich einen merkwürdigen Traum gehabt, soll ich den einmal erzählen?“ „Ja, ja,“ riefen alle, und es fing an:

Digitized by Google

„Mir träumte, ich war in dem Schlosse meines Bräutigams. Da traf ich zuerst einen Papagei." „Ja," sagte der Bräutigam, „das ist auch so."

„Darauf traf ich eine Stube voll von lauter Gold," erzählte das Mädchen weiter. „Auch das ist so," bemerkte der Bräutigam.

„Dann traf ich ein Gemach voll schöner Kleider," fuhr das Mädchen fort." „Richtig," sagte der Bräutigam.

„Nun traf ich ein Gemach voll von todten Menschen," sagte das Mädchen. Da entsetzte sich der Bräutigam, stand auf und wollte sich entfernen. Man hielt ihn aber zurück und sagte, er müsse sich dabei nichts denken, da es ja nur ein Traum sei.

„Endlich aber," erzählte das Mädchen, „kam ich in ein Gemach, worin ein Tisch war, der von einer großen Decke behängt war. Dahin führten Räuben eine feine Dame und hieben ihr einen Finger ab."

Da sprang der Bräutigam abermals auf und wollte davon laufen, aber jetzt hielt man ihn mit Gewalt zurück.

Das Mädchen aber nahm jetzt den Finger aus der Tasche heraus, warf ihn auf den Tisch und sprach: „Und hier ist der Beweis, daß alles wahr ist, was ich erzählt habe."

Der Räuberhauptmann ward nun gefangen genommen und hingerichtet. Die übrigen Räuber wurden nun auch gefangen genommen und getödtet und das Schloß im Walde ward dem Erdboden gleich gemacht.

(Stammt her von meinem Nachbarn C. Behrens, der es von einem verstorbenen Schneider in Feddringen hörte.)

3. Kleine Mittheilungen.

1. **Lyzek.** (Zu Bd. 5 S. 155.) Die Bedeutung dieses Wortes ist, wie Kinder vermuthet, in der slav. Sprache zu suchen. Dem deutschen z entspricht zwar das slavische c, so daß man Lyzek slavisch Lycek schreiben müßte, allein das slavische s wird so scharf ausgesprochen, wie z. B. s in dem frz. sec, daß dafür leicht ein deutsches z gesetzt werden konnte. Darf man demnach slav. Lysek lesen, so ist es überflüssig, auf ein (mir unbekanntes) slav. Lysica zu schließen, dessen Existenz ich jedoch nicht in Abrede stellen will, da es vielleicht in einem der wendischen Dialekte sich vorfindet und dasselbe bedeuten mag wie Lysa gora d. h. kahler Berg. Lysek hingegen bedeutet Kahlkopf, dasselbe wie Lysiec (spr. Lysietz); letzteres ist der Name einer kleinen Stadt in Galizien, weßhalb auch Lysek, obgleich als Ortsbezeichnung anderswo schwer nachweisbar, eine Oertlichkeit bezeichnet haben könnte. Vielleicht wurde in vorchristlicher Zeit der Pfingstberg so genannt, welcher ja an einer der beiden Landstraßen lag, denn die Bezeichnung Pfingsten ist eine kirchenlateinische, aus dem griechischen πεντεκοστή übernommen, also späte. Im alten Wagrien liegt, wenn ich nicht irre, auch ein Uklej-See. Uklej, dim. uklejka, in Berlin iklei, littauisch Oukschle, bedeutet einen zu den Weißfischen (Alburnus) gehörigen Fisch. Ist eine ähnliche Bezeichnung für eine Fischgattung in Holstein noch jetzt gebräuchlich? Sz.

2. **Lyzet.** (S. 155). Der Name könnte niederd. sein, da im mittelniederd. lûs (lösch) Schilf, Schnittgras, Carex bedeutet, und lusebusch eine Stelle hieß, wo viel lûs wächst; desgl. lûsepol ein Sumpf, eine Niederung mit lûs bewachsen. (Hängt damit der Name „Lusbarg" für kleine Anhöhen in Dithmarschen zusammen? Der Volksmund erklärt sonst gewöhnlich mit lausiger d. i. kleiner, unbedeutender Berg.). Doch dürfte die Erklärung des Lyzek aus dem Slavischen den Vorzug verdienen. Wäre nun

Digitized by Google

die Erklärung aus Lisezek oder Lisek = Füchslein (russ. lisizi) richtig, so entspräche der Name unserm niederd. Vossbarg (Fuchsberg). Ein Vossbarg liegt bei Schwienhusen in Norderdithmarschen. Ein Vosskul liegt bei Husum. Die Kolonie Friedrichsgraben bei Rendsburg an der Eider heißt im Volksmund Vossbarg. Der Name dürfte aber schwerlich etwas mit dem niederd. voss (Fuchs) zu thun haben.

H. Carstens.

3. **Jodutte.** Herr Rechtsanwalt A. Westrum hatte die Güte, mir seinen im Verein für Kunst und Wissenschaft in Celle gehaltenen Vortrag „Die Longobarden und ihre Herzöge" zu übersenden. (Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung.) Die Broschüre giebt überraschende Aufschlüsse über die Herzöge Ebor und Ajo, welche die Longobarden aus den Gauen Loingo und Bardengo nach Italien (nach der Lombardei) geführt haben sollen. Das Buch enthält eine Fülle von interessanten Deutungen, aus welcher hier eine Stelle über Jodutte mitgetheilt werden soll. Herr Westrum, dessen Broschüre den Freunden der Kunde des Alterthums angelegentlichst zum Studium empfohlen sei, sagt S. 5: „Das Wort dudde findet sich in verschiedenen alten longobardischen Urkunden, z. B. in einem Erlaß Romunalds von Benevent de 715, in welchem letzteren ein gewisser Ursus als Duddo et Referendarius des Fürsten bezeichnet wird. Eine Erklärung dieses Wortes habe ich nirgends gefunden, nicht einmal in Meyer's Sprache der Longobarden. Verständlich wird das Wort uns erst, wenn wir aus von Hammerstein's Bardengau ersehen, daß die Steine und Bäume, an und unter denen Gericht gehalten wurde, bei den Longobarden Jeduttensteine und Jeduttenbäume hießen. Hammerstein zählt eine ganze Reihe solcher Jeduttensteine in der Provinz Lüneburg auf, z. B. den großen und kleinen Jeduttenstein auf dem blauen oder Holzer Berge bei Suderburg. Jedutt — vielleicht auf denselben Wortstamm zurückzuführen, wie judex, judicium — bedeutet also bei den Longobarden „Gericht" und duddo wird „Richter" bedeuten, eine Erklärung, die zu dem Inhalte der Urkunden, in welchen wir das Wort duddo finden, aufs Beste paßt. — Für Jedutt kommt auch die Form Jeduch vor, z. B. heißt es in einer alten Urkunde: „Ich schreie Jeduch über den Vogt zu Uetze." H.

4. **Kaak.** (S. 143, 156). Ich halte dafür, daß Kaak und Rolandssäulen zweierlei und erstere mit Schandsäulen gleichbedeutend sind. Auch in meiner Heimath (Lüneburger Haide) ward von uns Kindern das Kaakspiel, wie es Herr Carstens beschreibt, gepflegt außerdem aber auch mit Stöcken ein etwa 1 m hoher auf den Kopf gestellter Dreiast ⅄ umgeworfen und Kaak genannt. An beiden Seiten der Wurfbahn allee-artig eingesteckte Pfähle dienten zu Schutzpunkten gegen den Kaakhüter beim Wiederholen der fortgeworfenen Stöcke.

Martens, Hamburg.

5. **Duvensted.** (Alte Ortsnamen.) Sowohl in Schleswig, eine Meile nördlich von Rendsburg, als auch in Holstein, am rechten Ufer der Alster, giebt es ein Dorf dieses Namens. Und wenn wir nun noch Duvensee in Lauenburg hinzunehmen, so haben wir eine Gruppe von Dörfern, die nicht nur im Namen, sondern auch in ihrer Lage eine große Verwandtschaft zeigen. Alle drei sind auf schwarzem Grunde erbaut, in ihrer nächsten Umgebung befinden sich bedeutende Moore und Bruchniederungen. Ihre Bewohner haben durchgehends schwarzes Haar und dunkle Augen, sie gehören also jenem Volksstamm an, der ehemals unsern Gau inne hatte. Wie anderswo, so wurden sie hier von einwandernden Sachsen u. a. nicht vertrieben, denn der Boden lockte diese nicht, das versteckte Dorf mit seinen Sümpfen bot vielleicht hinreichenden Halt zur Vertheidigung. Unsere plattdeutsche Sprache besitzt noch das Wort duv oder duff, was soviel als trübe, grau, schwarz bedeutet, jedenfalls etwas bezeichnet, das keinen Glanz hat. Auf diesem schwarzen Boden wächst der Duwock, Duwup = Schachtelhalm. Ja selbst der „Düwel" (der Schwarze? H.) ist abzuleiten.

L. Frahm.

6. **Hemme.** (S. 154). Das Wort Hemme, Hamme, Heem, welches in Dithmarschen so häufig vorkommt, dürfte doch wohl schwerlich ursprünglich die Bedeutung von Insel haben. Wenigstens hat es in den verwandten friesischen Mundarten nicht diese Bedeutung. Im Ostfr. bedeutet ham, hamm eine Wiese, ein Stück Grün- oder Weideland, das durch Gräben eingefriedigt ist. (Ostfr. Wb. II, 21.) Dieselbe Bedeu-

Digitized by Google

tung scheint auch das niederl. ham zu haben. Im Nordfr. bedeutet ham auch eingefriedigter, abgegrenzter Platz (Outzen Gloss. 115). Altfr. hamm, hem, hamme ist dasselbe. Engl. ham = Aue, Rasenplatz, Weide, Wiesenland. Demnach scheint hamme, hemme, heem ursprünglich ein niedriges Stück Land, ein Wiesenland zu bedeuten, und nur dem Zufall dürfte es zuzuschreiben sein, daß einige Hammen in Dithmarschen ehemals Inseln waren. Die vom Herrn Bürgermeister Kinder erwähnte Urkunde kann, wenn ich recht lese, auf Insel, aber auch auf Wiesenland an einem Flusse deuten. H. Carstens.

7. Hemme. (S. 154). Bei Hamburg liegt ein Dorf Hamm nördlich von einem früheren, größeren Bruch (Brook). Ein Fluß ist nicht in der Nähe. Martens, Hamburg.

8. Ruste. (S. 154). Die Erklärung dürfte richtig sein, nur wird der Name mehr auf friesischen als auf dänischen Einfluß deuten. Boel für Bauerhufe, wovon das dithmarsische boelen, ûtboelen = Auction abzuleiten ist, kommt in allen friesischen Mundarten vor. Nordfr. boel = Bauerhufe, (boelbank = Auction), (Outzen 29); niederl. boel (auch boedel) = Besitzthum. Im Ostfriesischen scheint freilich das Wort nur noch urkundlich in bölschatt (= Brautschatz) erhalten zu sein. Uebrigens hat auch im Altnordischen böl die Bedeutung von Besitzthum. (Östfr. Wb. I, 200.) C.

9. Versunkene Eilande. In allen Gegenden, wo verheerende Sturmfluthen stattgefunden, wo die Wogen mit der Menschenhand um den Besitz des Landes ringt, finden wir Sagen von versunkenen Orten, Inseln und Küstenstrichen. Diese Sagen haben durchgehends eine auffallende Uebereinstimmung in ihren einzelnen Zügen, obwohl sie räumlich oft weit auseinander sind und auch verschiedenen Volksstämmen angehören. Am bekanntesten wird die Sage von dem alten Vineta sein. An dem nordöstlichen Ufer der Insel Usedom stand einst die mächtige Handelsstadt, mit der sich keine zweite Europas vergleichen konnte. Es werden den Bewohnern nicht nur Klugheit und merkantiles Talent, sondern auch Höflichkeit und Gastfreundschaft nachgerühmt. Deshalb weilten bei ihnen gerne die Kaufherren aller Herren Länder. Der Reichthum der Stadt war so groß, daß die Stadtthore von Erz, die Glocken von Silber, das Spielzeug der Kinder aus Geld und Gold bestand. Heidnischer Götzendienst, Wollust und bürgerliche Uneinigkeit sollen das Verderben der Stadt gewesen sein. Der Zorn Gottes ließ einen Sturm kommen, der die Stadt in einer Nacht in seinen Fluthen begrub. Bei stillem Wetter erblickt man noch die Trümmer, Thürme und Häuser der Stadt, ja am Tage ihres Untergangs, in der Nacht des Stillfreitags, erhebt sie sich als warnendes Beispiel einige Ellen über dem Meer. Die Glocken klingen, man hört Gesang und Menschentreiben; seltsame Menschen, schwarze Pferde und goldene Wagen sieht man die Straßen auf und ab ziehen. In Nacht und Stürmen dürfen sich Schiffer und Fischer dieser geheimnißvollen Stätte nicht nahen, denn ihre Fahrzeuge zerschellen dann rettungslos. Mit dieser Sage ist die von Rungholt fast gleichlautend. Als die Bewohner in Ueppigkeit verfielen, ward es um 1300 in der sogenannten Marcellusfluth von den Wogen hinweg gerissen. Auch Helgoland soll der Sage nach nicht nur weit umfangreicher, sondern auch fruchtbarer gewesen sein. Neocorus erzählt: „Unnd secht man, dat de 11000 Jungfrauen dar angelandet, do it ein grott schone Landt gewesen, de Lüde averst so gottloß, hebben mit ehnen Schande gedreven, darup dat Landt so versunken, affgereten und alles thom Steine vorflöket; wo ick den ein Endelein vom Waßlichte, welches thom Stene geworden, in Vorwahring." — Der dithmarsische Chronist Carstens führt uns noch die Insel Werhövet oder Waerholm, die durch den Wort-Strom mit der alten Insel Büsen zugleich vom Festlande getrennt war, an als ein durch seine gottlosen Bewohner untergegangenes Eiland. Sie wetteifert mit Sylt um den Ausgangspunkt des Angelsachsenzuges unter Hengist und Horsa. L. Frahm.

4. Literarisches.

Gudrun. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von L. Freytag. Berlin 1888. Verlag von Friedrich & Mode. In Nr. 11 des Jahrg. 4 der Zeitschrift war mir ein kurzes Wort der Empfehlung von Freytags Uebersetzung des Nibelungenliedes gestattet; es gereicht mir zur großen Freude, heute

Digitized by Google

desselben Autors Umdichtung der Gudrun in diesen Blättern kurz zur Anzeige bringen zu können. Die beiden Sterne echter Dichtung, Nibelungenlied und Gudrun, leuchten in der Freytag'schen Uebersetzung in lockendem Lichte: Gewandtheit der Rede, Fluß der Verse und Reime, taktvolle Redaktion, zeichnen die beiden Umdichtungen aus, und die Gudrun hat vor dem Nibelungenliede insofern einen großen Vorzug, als sie, keine Rücksicht nehmend auf „höhere Töchter", in ganzer Vollständigkeit dem gebildeten Publikum überhaupt gewidmet ist. Was der Uebersetzer erstrebt: — „möglichste Treue einerseits und ästhetische Reinheit andrerseits" — hat er in hohem Grade erreicht. Die Strophen sind genau gezählt, und haben die von E. Martin als echt hervorgehobenen besondere Bezifferung erhalten. Durch diese Bezeichnungen ist auch die wissenschaftliche Verwerthung des Freytagschen Textes erleichtert. Die zahlreichen Anmerkungen sind besonders dankenswerth. Das treffliche Buch, dem ich die weiteste Verbreitung wünsche, empfiehlt sich seiner guten Ausstattung wegen, auch als Geschenk.

Königsberg. H. Frischbier.

Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Von Dr. Friedrich S. Krauß. Kommissionsverlag von A. Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien. Dieses Werk unseres Freundes, das mit dem Volksglauben der Norddeutschen so manche interessante und lehrreiche Berührungspunkte bietet (z. B. sind Sagen über Milch trinkende Schlangen hier weit verbreitet) empfehlen wir allen Freunden des Volksthums auf das Wärmste.

Das Banopfer bei den Südslaven. Von Dr. Friedrich S. Krauß. Verlag s. oben. Auch dieses Büchlein des berühmten Forschers auf südslavischem Gebiete, empfehlen wir gleichfalls. Beide Werke werden uns bei Arbeiten für unser Blatt manchen Nutzen bringen.

Der Harz in Geschichte und Sage. Von A. Gillwald. 2. Aufl. Verlag von Bacmeister in Bernburg. Pr. 50 Pf. Dieses Büchlein, worin Geschichte und Sage anmuthig mit einander verwoben ist, empfehlen wir allen Lesern unseres Blattes.

Monatsblatt für Erziehung und Gesundheitspflege. Von P. Ch. Martens-Hamburg, Gr. Neumarkt 19, I. Monatlich 1 Bogen. Preis vierteljährl. 80 Pf. Sehr zu empfehlen.

Hand in Hand. Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Redacteur A. Butscher-Eßlingen. Kommissionsverlag von A. Bretinger-Stuttgart. Wöchentlich 1 Nr. Preis vierteljährl. 1,25 Mk. Wir schließen uns den warmen Empfehlungen, die dieser Zeitschrift in der Tagespresse zu Theil geworden ist, gerne an; und das umsomehr, da wir dieselbe vom Beginn ihres Erscheinens an stets mit Interesse gelesen haben.

5. Briefkasten.

Eingegangen: Aus Heiligenhafens Vergangenheit. Heiligenhafener Bürgersprache. Von Herrn W. E. in H. Die Schwertrune und der Schwertgott. Von Herrn R. G. in L. Pflanzenaberglaube in den Alpen. Von Herrn Dr. F. in B. Andere Artikel sind in Aussicht gestellt. Die Redaktion freut sich, so werthvolle Arbeiten für die Kunde des Alterthums den Lesern bieten zu können. Möchte nur der Leserkreis, der ein recht ausgedehnter genannt werden darf, auch ein recht dichter werden. Es würde alsdann der Herr Verleger nicht wegen überhäufter anderweitiger Druckarbeiten das Erscheinen des Heftes hinauszuschieben Ursache haben, wie dies leider bei Heft 11 stattgehabt hat. Wir bitten die Freunde des Blattes, für die Verbreitung eintreten zu wollen, damit Verleger und Redakteure fröhlichen Muthes weiter arbeiten können. Man sagt uns von verschiedenen Seiten, daß das Blatt ein eigenartiges sei, event. daß es Schade sei, dasselbe missen zu müssen.

Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

Digitized by Google

Am Urds-Brunnen.

Mittheilungen

für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Erscheint monatlich, einen ganzen Bogen stark. Preis 3 ℳ jährlich.

„Zeit ist's zur Rede vom Rednerstuhl
Bei Urda's Quell.
Ich saß und schwieg, ich saß und sann
Der Sage forschend." (Odhin in Havamal.)

Nr. 12. **Band 5, Jahrgang 6.** **1887/88.**

Inhalt: 1) Die Schwertrune und der Schwertgott. 2) Zur Entstehung und Bedeutung der Mäusethurmsage. 3) Ditmarscher Märchen. 4) Kleine Mittheilungen. 5) Briefkasten.

[Der Wiederabdruck der in diesem Blatte enthaltenen Artikel ist ohne Genehmigung der Verfasser nicht gestattet.]

1. Die Schwertrune und der Schwertgott.

Von Rudolf Goette.

Der germanische Kriegsgott althochdeutsch Ziu, nordisch Tyr, steht in sprachlichem Zusammenhang mit dem Namen des griechischen Göttervaters Ζεύς, Διός, lat. Jupiter-Djuspater, Gen. Djovis (Jovis). Im Sanskrit erkennen wir dieselbe Wortwurzel in dyaus Himmel wieder. Lat. Djus(pater) führt auf deus Gott und dies Tag. Die Spirans v in Djovis erscheint wieder in divum Himmel. Endlich ist im Zend noch dêvas Geist gleicher Herkunft.

Die Formen Tyr und Ziu hängen mit einer Reihe von Namen zusammen, die dem ältesten Wortschatz unseres Volkes angehören. Für Tyr oder Eor weist das Nordische eine schwertförmige Rune auf (ᛏ). Das Althochdeutsche besitzt dieselbe Rune in der Bedeutung Tag, und sie findet sich in veränderter Form (ᛘ) wiederum im Althochdeutscher und auch im Angelsächsischen. Ihr entsprechen im Althochd. die Laute Zio, Eor und Aer, im Angels. Eor; Eor ist lautlich verschwistert mit Heru Schwert und berührt sich auch in der Bedeutung mit diesem Wort. Eor stellte zuerst Jakob Grimm mit Ἄρης (lat. Mars) und mit ἄορ Schwert zusammen, ferner mit aes (Gen. aeris) und mit Eisen. Auch Erz gehört hierher, vgl. den Genitiev aoris. Ich möchte ferner aêr Luft heranziehen, weil es am meisten der ursprünglichen Bedeutung des Namens Ziu entspricht. Dieselbe wird in der gotischen Form Tius gefunden, welche leuchten, glänzen ausdrückt. Hiemit stimmt auch dem Sinne nach überein Sanskrit dyaus Himmel, lat. dies Tag. Auch Dis, Ditis (Pluto) und dives reich ist in Betracht zu ziehen.

Ziu ist ursprünglich ein Lichtgott und sein Schwert der Sonnenstrahl. Deshalb nennt ihn die Mythe einarmig, und der eddische Bericht, daß er die fehlende Hand durch den Biß des Fenrirwolfes verloren habe, ist die Erdichtung einer späteren Zeit, die sich über die Bedeutung des Lichtgottes nicht mehr klar war.

Digitized by Google

Entsprechend der Identität von Ziu und Eor hieß in Baiern der Dienstag (entstanden aus Ziuwestac) auch Ertag, Erctag, Erichtag, und diese Bezeichnung hat sich verderbt in iorte, österreichisch iärta erhalten.

In den Edden ist Tyr vollkommen in den Hintergrund getreten, und es scheint, daß er im hohen Norden in historischer Zeit überhaupt nicht in dem Maße verehrt wurde wie namentlich in Süddeutschland. Die Mutter Tyrs ist Hel, goth. Halja, althochd. Helia (= Hölle), die ursprünglich durchaus nicht das Scheusal bedeutet, als welches sie namentlich in der jüngeren Edda erscheint; sondern sie ist die lebenspendende Erdgöttin, die Mutter alles Seienden, die „Allgoldene". Ihr Name kehrt im Sanskrit in der Form kâlî wieder, und in der griechischen Kalypso finden wir sie zur Nymphe erniedert. Unsere andern weiblichen Gottheiten sind Ausflüsse ihres Wesens, wie auch Freias Beinamen Hulda und Hilde von Hel herrühren.

Aus einigen auf französischem Boden gefundenen Inschriften sowie aus einer Notiz Lukans geht hervor, daß die Gallier einen Gott Hesus verehrten und ihm blutige Opfer brachten. Hesus leitet über auf angels. Heru und auf goth. hairus Schwert — r wandelt sich vielfach in s, so namentlich beim Uebertritt zu den nördlicheren Idiomen, z. B. Arthur = Artus — und somit ist in Hesus unser germanischer Schwertgott wieder gefunden. Sehr richtig führt Holzmann (Dtsch. Mythologie, Leipzig. 1874) diesen Hesus für die enge Verwandtschaft der germanischen und keltischen Götterlehre in's Feld.

Die römischen Schriftsteller bezeichnen mit ziemlicher Uebereinstimmung den Schwertgott der Deutschen und Kelten als Mars, und es wird von demselben bekundet, daß ihm Menschenopfer dargebracht wurden, sowohl seitens der Gallier wie der Germanen.

Insbesondere scheinen die Schwaben Verehrer Zius gewesen zu sein; in einer alten Glosse heißen sie Zyuvari d. h. Anbeter des Ziu. Dazu stimmt, daß Augsburg ursprünglich Ziesburg geheißen haben soll. Sonst erinnern von Ortsnamen in der Rheinprovinz Zievel im Eifelgau, Zingsheim, Zissen und Zissenheim, Dissen in Hannover und Jesberg in Hessen an unsern Gott; Jesberg mag durch Apokope (Abschliff) aus Ziesberg entstanden sein. In Zetergeschrei hat man den Namen Zius erkennen wollen. Auch Tuisko, den Erdgeborenen Gott, den nach Tacitus die Germanen als ihren Stammvater betrachteten, leitet Zeuß und mit ihm Andere als Tivisko von Tius (Ziu) ab.

Ebenso reichlich als Ziu ist auch der andere Name des Schwertgottes, Eor, der sowohl dem althogd. Ziu als dem nord. Tyr wesensgleich ist, durch sprachliche Verbindungen bezeugt. Zunächst müssen wir seiner Berührung mit Heimdall, dem Wächter der Himmelsbrücke, gedenken. Ein anderer Name für Heimdall ist Rigr, Iring; die Milchstraße wurde Iringstraße genannt, ebenso ist diese Bezeichnung für verschiedene alte Heeresstraßen nachgewiesen; eine derselben durchschnitt England von Norden nach Süden. In derselben Weise kommt der mit Iring lautlich verschwisterte Name Irman oder Irmin vor; Iring-Irmin ist also ein Gott der Straßen, der Grenzen und — nach dem eddischen Rigsmâl — der Stände, somit ein Ordner der Welt. Wie Eor, so ist auch Iring nach seiner Identität mit Heimdall (= Weltdolde) ein Gott des Sonnenstrahls und somit ein Schwertgott.

Digitized by Google

und diese Uebereinstimmung legt den Gedanken nahe, Eor und Iring-Irmin auf gleichen Ursprung zurückzuführen. Diese Ansicht vertritt auch Wilhelm Müller. Nun bezeugen die Korveier Annalen vom Jahr 1145, daß in Eresburg (von Eor) zwei Götter verehrt wurden, Aris (Eor, Heru) und Ermis (Irmin), und dies führte zu dem Bestreben, Eor von Irmin zu scheiden, und Jakob Grimm bringt Irmin mit Wodan, andere Irmin mit Thor in Beziehung. Aber in beiden Fällen fehlt jede lautliche Anknüpfung. Hingegen haben wir an dem Namen des Dinstages in Baiern gesehen, wie Eor zu Erich (= Iring) wird, und damit ist auch die Verbindung des ersteren Namens mit Irmin oder Ermis hergestellt. Mir scheint es, daß die Aris und Ermis der Korveier Annalen ursprünglich eins sind.

Eine abweichende Deutung will ich noch erwähnen. Man hat nämlich Ir auf Ari, Arja, d. h. die Arier, die Echten zurückgeführt, und Iring soll dann der echte Sohn d. h. der echte Göttersohn und ebenso Irman der echte Mann bedeuten. Aber woher kommt dann die Bezeichnung Erectac für den Tag des Ziu?

Ich glaube man wird, da in anderer Richtung jede diskutirbare Anlehnung fehlt, die Ableitung Irmin-Irings von Eor gelten lassen müssen.

Die Himmelsgötter Iring und Irmin kehren auch in der Heldensage, dem Nibelungenliede; wieder; aus Irmin ist Irnfried geworden. Auch hier ist die Einheit der Beiden ersichtlich, Iring und Irnfried gehen gemeinsam in den Tod. Der Name Irmin, natürlich derselbe wie Hermann, Armin, (die Spirans H weist auf den ebenfalls zu unserer Wortfamilie gehörigen Namen Heru und findet sich wiederum in dem von Irmin abgeleiteten Stammesnamen Hermionen) ist einer Reihe von alten Heiligthümern, den Irminsuls, eigenthümlich. Auf die Irminsul im Osning, die von Karl dem Großen zerstört wurde, bezieht Simrock den bekannten Volksspruch:

Hermen, sla Dermen,
Sla Pipen, sla Trummen,
De Kaiser will kummen
Met Hammer un Stangen,
Will Hermen uphangen.

Natürlich ist die überlieferte Form weit geringeren Alters. Der Zusammenhang von Iring und Irmin mit dem Schwertgotte Eor ergiebt eine Reihe weiterer Anknüpfungen. Bekanntlich leiten die verschiedenen Stämme der Germanen nach Tacitus ihren Ursprung von den drei Sprossen des Mannus, Sohnes des Tuisko ab, von Inguio, Irmino und Istio, und es weist sowohl der Stammvater des ganzen Volkes Tuisko (= Tiwisko) als auch der Stammvater des einen Zweiges Irmino (von Heru, Eor) auf den Schwertgott hin. Karl Simrock stellt (Mythologie § 89) den Namen Germanen mit Irmino zusammen. Franz Bopp deutet das Wort ja mit scharfsinniger Widerlegung älterer Erklärungen (eine der landläufigsten und ungereimtesten ist die Ableitung vom lat. germanus Bruder) als Goirmanen d. h. Ostmänner von dem keltischen Worte goir, soir, noir = Ost. Somit wäre es ein Fremdwort. Simrock nimmt aber an, daß zwischen Mannus und seinen drei Sprossen Inguio, Irmino, Istio noch ein älterer Irmin steht und faßt Germanen als das Volk, das gemeinsam seine Herkunft von Irmin ableitet; er stützt seine immerhin gewagte Hypothese mit dem Hinweis darauf, daß die Partikel ge- zusammenfassende Kraft hat. Auf Irmin, Hermann weist weist ferner

Digitized by Google

der Name der Hermunduren, auf Heru derjenige der Cherusker. Die Earle der Angelsachsen und Engländer sowie die Jarle der Skandinavier führen ihre Titel vom Schwert. Earl und Jarl bedeutet also Schwertträger, d. h. freier Mann. Auch unser Karl und Kerl ist desselben Ursprungs. Namentlich letztere Benennung ist demnach im Laufe der Zeit sehr herunter gekommen, man darf Kerl wohl nicht als Ehrentitel bezeichnen.

Ein anderer Name des Schwertgottes ist Saxnot; derselbe ist uns durch die abrenuntio diaboli bezeugt, eine Abschwörungsformel heidnischer Götter aus den Anfängen des Christenthums in Deutschland; es werden dort Thunar, Wôdan, Saxnôt genannt. Ferner finden wir Saxneât als Stammvater der Ostsachsen in Britannien. Sachs als Name eines Schwertes kennt auch die Heldensage, z. B. im Eckenliede. Es bezeichnet ursprünglich Fels, Stein, lat. saxum, und wir dürfen annehmen, daß der Name der Sachsen von einer Steinwaffe herrührt. Auch die Cherusker, an deren Stelle in der Geschichte die Sachsen getreten zu sein scheinen, verdanken, wie wir sahen, ihren Namen dem Schwerte, und dieser Umstand stützt die Annahme, daß wir in den Sachsen die alten Cherusker erkennen müssen. Jedenfalls ist Saxnot Ziu, und der Schwertgott mag unter ersterem Namen von den Stämmen des Nordens verehrt worden sein. Aus der Verehrung des Schwertgottes floß die Sitte, daß die deutschen Könige sich das Schwert durch den Herzog von Sachsen vortragen ließen; an Saxnot erinnert auch das Schwert im sächsischen Wappen. Von Bedeutung ist der süddeutsche Gebrauch, Hochzeiten am Ertag zu begehen, zumal wenn man hiermit in Verbindung bringt, daß sich die freien friesischen Bauern am Hochzeittage das Schwert vortragen ließen, und daß an diesem Tage in der Oberpfalz zwei Schwerter über dem Brauttisch kreuzweis in die Diele gestoßen wurden. Hiernach hat das Symbol des Schwertgottes bei Hochzeiten zur Weihe gedient und begegnet sich in dieser Bedeutung mit dem Hammer Thors; letzterer Gott scheint mir als Schützer der Ehe im Norden den älteren Tyr verdrägt zu haben.

Von der Irminsul, die Karl der Große im Osning zerstörte, ist die Rede gewesen; es giebt aber noch verschiedene Heiligthümer dieses Namens. Ein säulenartiger Bau zu Stadtberge an der Diemel, der alten Feste Eresburg, wird dort vom Volksmund als Irminsul bezeichnet; es schien mir Ueberrest eines alten Ziehbrunnens zu sein. An der Stelle der wirklichen Irminsul in Stadtberge steht eine uralte Kirche, die nach Zerstörung des Heiligthums über und vielleicht mit dessen Trümmern erbaut worden ist.

Auffallend ist die ungemein große Reihe von Namen allgemeiner und örtlicher Bedeutung, die deutliche Beziehungen zu Tyr = Ziu = Eor erkennen läßt. Hier mag eine Zusammenstellung derselben folgen, die von Ortsnamen abgesehen, unter Berücksichtigung meiner Ausführungen annähernd vollständig sein dürfte.

Zunächst führt Ziu mehrfach in fremde Sprachen hinüber. Verwandt ist Sanskrit dyaus, Zend devâs, griech. Ζεύς, lat. Jupiter = Djuspater, dies, divum (= caelum), deus; mit Eor Ἀρής, ἄορ, aes, aër; mit Irmin Hermes.

Sodann ist die Verzweigung in den germanischen Sprachen selbst eine ungemein reiche: goth. Tius; ahd. Ziu, Eor, Heru; nord. Tyr, Eor; agf. Tiu, Eor, Heru; Hesus (keltisch). Er, Ir. Dienstag, Ertag, Jerte. Erich, Iring, Irmin,

Digitized by Google

Irnfried. Aris, Ermis. Armin, Hermann. Eresburg, Irminsul. Hermannstein früherer Name Ehrenbreitsteins). Irmino, Irmionen oder Hermionen. Germanen? Cherusker, Hermunduren. Carl, Jarl, Karl, Kerl. Ziesburg (Augsburg), Zievel, Zingsheim, Ziffen, Ziffenheim, Diffen, Jesberg.

Zu andern Götternamen finden sich in den deutschen Sprachen nicht annähernd so reiche Anklänge, wie zu dem hier behandelten. Wie stimmt das mit dem Umstande überein, daß wir von dem Schwertgott am wenigsten aus mythischer Ueberlieferung wissen und daß wir in den wenigen von ihm berichteten Zügen späte Erdichtungen erkennen müssen?

Ich bin der Meinung, daß Ziu wegen der Herleitung seines Namens aus einer der ursprünglichsten Wortwurzeln der indogermanischen Sprachen als der älteste Naturgott unseres Volkes anzusehen ist, dessen Wesenheit eine Verherrlichung durch sinnbildlich und sittlich bedeutsame Mythen nicht zuließ. Wie das Nomadenvolk der indischen Arier vor der Ausbildung eines tiefsinnigen und reichgestaltigen Religionssystems durch grübelnde Weise einen Hirtengott Indra verehrte, so mag der Germane der Urzeit im Strahl der segenspendenden Sonne die Hand des Weltgeistes erkannt und diesen Lichtgott sinnbildlich durch die Schwertrune bezeichnet haben.

Als dann die Phantasie der Priester, deren Dasein in Deutschland zwar Cäsar leugnet, aber schon der schärfer blickende Tacitus feststellt, den Glauben zu einem System umzugestalten begann, muß der alte Naturgott vor neuen Mächten in den Hintergrund getreten sein; als höchstes waltendes Wesen verdrängte ihn Wodan, und zum Gott der Elemente wird Donar, der sich im Gewitter offenbart, in geistigerem Sinne ein Gott der Kraft, des Muthes, der Willensstärke.

Wie ein mythologisches System das Ergebniß der Geistesarbeit einer Minderheit ist, erhellt aus dem, was Cäsar von den keltischen Druiden sagt, nämlich, daß sie ihr ganzes Leben dazu gebrauchten, sich die Lehren ihrer Religion anzueignen und dieselben im Gedächtniß ihrer Schüler fortzupflanzen. Ein Glaube, der in seiner Vollständigkeit aber nur Besitz einer Kaste ist, muß doch von derselben ausgestaltet sein. Bei den Galliern hat sich jedenfalls der Einfluß der Priester mehr zu einem hierarchischen System zugespitzt als in Deutschland. Aber bei den Germanen werden Priester ganz zweifellos bezeugt, so von Jornandes für die Gothen als pileati, welche sich durch eine besondere Tracht auszeichneten, von Eunapius für die Tervinghi und Ammianus Marcellinus berichtet sogar von einer priesterlichen Rangordnung bei den Burgunden. Die nahe Verwandtschaft der keltischen Gallier mit den Germanen wurde ebenfalls von den nachcäsarischen Schriftstellern erkannt, ja Cäsar deutet dieselbe an, indem er von den vielfachen Ansiedelungen germanischer Stämme in Gallien spricht und z. B. die Nervier als germanischen Ursprungs bezeichnet.

Für die Bedeutung unseres Gottes ist es von Wichtigkeit, daß wir in den wenigen Rudimenten gallischer Inschriften, die über die Religion der Kelten Aufschluß geben, einzig an Ziu in Hesus eine unmittelbare Anknüpfung finden. Sonst sind die Götternamen latinisirt, und es scheinen mir die erhaltenen Inschriften auf eine Vermengung germanisch-keltischer und römischer Kulte zu deuten.

Digitized by Google

Aus Ziu, dem Himmelsgott, dem die Schwertrune heilig war, wurde somit nach meiner Darlegung im Lauf der Zeiten ein Kriegsgott, und da Odin ihn hier, der Vater des Sieges, namentlich bei den nördlichen Germanenstämmen beeinträchtigte, ward er zum Anstifter des ungerechten, verderblichen Krieges, er, der Gott des leuchtenden Weltenauges, der Sohn der allgoldenen Erde.

2. Zur Entstehung und Bedeutung der Mäusethurmsage.

Unser Mitarbeiter, Herr Gymnasiallehrer Knoop in Posen, hat am 13. December v. J. in der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen einen Vortrag über obiges Thema gehalten;*) und da seine Ausführungen sicherlich auch für die Leser des „U.-B." Interesse haben, zumal Herr Knoop zu der, der bisherigen Annahme entgegenstehenden Ansicht kommt, daß wir es in den Mäusethurmsagen mit historisch-ethischen und nicht mit mythologischen Sagen zu thun haben, so erlauben wir uns, den Vortrag im Auszuge hier wiederzugeben.

Zunächst bemerkt Herr Knoop, daß die polnische Mäusethurmsage aus Deutschland durch deutsche Mönche oder Kolonisten nach Polen gekommen, daß sie erst später in Kruschwitz lokalisirt und von Dlugosch zu einem Kunstmärchen umgearbeitet ins Volk drang. Sodann wendet er sich gegen die mythologische Deutung der Mäusethurmsagen, wonach die Mäuse mit dem Blitz identificirt werden, so daß die Hattosage, die man für die älteste der Mäusethurmsagen gehalten hat, wie folgt lautet und gedeutet worden ist: Ein grausamer Herr hält das Getreide verschlossen und verweigert es den flehenden Menschen, ja er verbrennt das Getreide sammt den Armen, die ihn darum anflehen. Dieser grausame Herr ist Cuschna, der Trockner, oder der mißerntebringende Dämon Kuyawa, der griechische Phaeton, alle des Sonnenrades gewaltig, mit welchem sie die Erde versengen, Dürre und Hungersnoth hervorrufen, das Wachsthum des Getreides und auch den Schatz des Regens zurückhalten. Nun kommen aus dem Feuer Mäuse hervor, die Sturm- und Blitzeswesen, und fallen wüthend den Dämon an. Der erbaut rasch eine Burg (die Wolkenburg) mitten im Wasser (dem himmlischen See); die Mäuse verfolgen ihn, bringen in den Thurm oder die Burg ein und vernichten den Dämon. (Grohmann).

Herr Knoop indeß sagt dem entgegen: Zunächst ist mir bei dieser Deutung unklar, weshalb die Mäuse aus dem Feuer hervorkommen. Ferner ist falsch, daß der sengende Sonnengott die Wolkenburg baut; es ist vielmehr der Sturm- und Blitzesgott. Ferner ist die Annahme, daß die Hattosage die älteste Form der Sage enthalte, willkürlich. In ihr, die erst am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, ist es die unmenschliche Härte gegen die Armen zur Zeit einer Hungersnoth, welche die Mäuse rächen. In den andern, zum Theil früheren Fassungen ist es Mord oder Kirchenraub, den die Mäuse rächen; so z. B. in den Quedlinburger Annalen zum Jahre 1012, wonach ein Mann einen schrecklichen

*) Wer sich für diesen Vortrag interessiren sollte, kann denselben gegen Einsendung von 20 Pf. in Briefmarken von H. Carstens-Dahrenwurth b. Lunden, soweit der kleine Vorrath von Sonderabdrücken reicht, beziehen.

Tod durch Mäuse gestorben sei, und unzweifelhaft, meint Herr Knoop, haben wir hier die älteste Form der Sage vor uns, die von Thietmar von Merseburg erweitert ist, der auch Kirchenraub als den bestraften Frevel angiebt. Die ursprünglich sächsische Sage hat sich also von Quedlinburg aus weiter in Deutschland verbreitet, ist an verschiedenen Orten lokalisirt und an bestimmte Persönlichkeiten geknüpft. Der dichtende Volksgeist ersann also ungeheuerliche Verbrechen und auch ungeheuerliche Strafen. So wird auch dem Hatto ein Verbrechen zur Last gelegt, das er nie begangen, und so fällt das ganze künstliche Gebäude Grohmanns in nichts zusammen. Hatto, oder wer sonst von Mäusen gefressen wird, ist nicht der mißerntebringende, das Getreide verbrennende Dämon, sondern der wirkliche Bischof Hatto von Mainz, die ihn fressenden Mäuse sind nicht Sturm- und Blitzeswesen, die Burg, in die er sich flüchtet, ist nicht die Wolkenburg, sondern der noch jetzt vorhandene Mäusethurm im Rhein, der selbst erst dem 13. Jahrh. angehören soll und den Prof. Andersen als einen Mautthurm (Zollthurm) erklärt wissen möchte.

Sodann wendet Herr Knoop sich zu der von Liebrecht (Zur Volkskunde, Heilbronn 1879 S. 1 ff.) gebrachten Deutung. Dieser sagt nämlich: Bei den germanischen Völkern ist es Brauch gewesen, ihre Könige als erste Ursache einbrechender Landeskalamitäten anzusehen, und sie entweder ihrer Würde zu berauben, wie dies z. B. Ammianus Marcellinus von den Burgunden bezeugt, oder zu tödten, wie Snorri in der Ynglingasage vom König Domald, zu dessen Zeit eine große Hungersnoth stattfand, meldet. Die häufigste Landplage muß Mißwachs und Hungersnoth gewesen sein, und wo sie infolge von Mäusefraß sich einstellte, konnte sie sehr leicht im Verein mit der darauf folgenden Tödtung der Könige zu der Ausdrucksweise und der daraus entstehenden Sage Anlaß gaben u. s. w. Grohmann selber aber sagt mit Recht: „das Künstliche einer solchen Deutung wird Jedermann einleuchten."

Herr Knoop verwirft also jede mythologische Deutung und meint, daß die Mythologen vielfach darin fehlen, daß sie jüngere Sagenbildungen für alte Sagen halten und daraus dann falsche Schlüsse ziehen.

Zum Schluß giebt Herr Knoop eine neue Deutung. Er geht von der Thatsache aus, daß Menschen von Würmern oder von anderem Ungeziefer zu Tode gepeinigt worden sind. Das Volk verband mit dieser entsetzlichen Todesart die Vorstellung von außerordentlichen Freveln und Grausamkeiten. Hielt nun das Volk diese Krankheit für ein Strafgericht Gottes, so konnte es auch leicht für Würmer und Läuse andere widerwärtige Thiere erdenken. So wird der Mörder Knuts des Heiligen durch Ratten getödtet und der eidbrüchige Polemarchus durch Wiesel. Kein Thier aber war zur Vollziehung des göttlichen Strafgerichtes geeigneter als die kleine Maus. Sanherib muß die Belagerung Jerusalems aufgeben, weil, wie Herodot sagt, Mäuse alle Bogen, Pfeile und Sehnen zernagt hatten. Zu Menschenfressern aber hat die deutsche Sage die Mäuse erst gemacht. Wahrscheinlich aber verband man mit jener Vorstellung von den strafenden Mäusen auch die vom beißenden, nagenden Gewissen. Wie nun, wenn an Stelle der Gewissensbisse die Mäusebisse getreten wären? Die Quedlinburger Annalen erzählen, der vir quidam sei invisibiliter von Mäusen zernagt worden, also auf unsichtbare Weise.

Digitized by Google

Herr Knoop schließt mit zwei Erzählungen, daß Menschen von Ratten und Mäusen gefressen worden seien und meint, daß ein ähnliches unbedeutendes Ereigniß bei der Entstehung der deutschen Mäusesagen mitgewirkt haben könnte. C.

3. Ditmarscher Märchen.

Von Heinrich Carstens.

4. Die 12 Räuber. III.

Einst wollten Räuber in einem Müllerhause stehlen. Sie brachen Ein Loch durch die Mauer. Von dem Geräusch erwachte das Mädchen, stand auf, nahm ein Beil, und stellte sich bei dem Loche hin. Als nun das Loch in der Mauer groß genug war, steckte ein Räuber seinen Kopf hindurch. Das Mädchen hieb ihm den Kopf ab und zog den Leichnam nach innen. Einer der draußen stehenden Räuber rief: Kamst Du durch das Loch?" Das Mädchen gab keine Antwort. Da steckte der zweite Räuber den Kopf hindurch. Das Mädchen hieb auch dem den Kopf ab und zog den Leichnam zu sich herein. Und so machte sie es mit 11 Räubern. Der zwölfte aber, der Hauptmann, schöpfte Verdacht und floh.

Eine Zeitlang später kam der Räuberhauptmann verkleidet nach dem Müllerhause, freite um das Mädchen und ward auch mit ihm verlobt. Einst bat er seine Braut, sie möge ihn doch bald einmal besuchen, er wohne da und da. Sie versprach es auch. Begleitet von einem anderen Mädchen machte es sich bald einmal auf den Weg. Als die Beiden eine Strecke gegangen, trafen sie ein Kreuz, darauf stand: Kehre um! Sie gingen weiter und trafen ein zweites Kreuz, darauf stand zweimal: Kehre um! Sie gingen noch weiter und trafen ein drittes Kreuz, darauf stand dreimal: Kehre um! Da kehrte die Begleiterin um, das andere Mädchen aber ging weiter.

Endlich kam dasselbe nach der Höhle. Vor der Höhle traf es einen großen, großen Hund. Trotzdem ging es hinein. Drinnen war eine alte Frau. Diese sprach: „Mein Kind, was willst Du hier?" In 10 Minuten sind die Räuber hier und die werden Dich sicherlich umbringen. Krieche geschwind unter das Bett." Kaum war es unter das Bett gekrochen, als auch schon die Räuber mit einer hübsch gekleideten Dame hereinkamen. Sie sprachen: „Sollen wir erst essen oder erst theilen?" „Ach was," sprach Einer, „laßt uns nur erst theilen." Und so wollten sie denn erst theilen. Sie legten den Ringfinger der Dame auf einen Block und hieben den Finger ab, so daß derselbe unter's Bett flog. Da sprach die alte Frau: „Ach was, den Finger will ich wohl suchen, eßt nur erst." Da gingen die Räuber hin zum Essen. Das Mädchen aber kroch nun flink unter dem Bett heraus und floh. Doch die Räuber merkten das und verfolgten das Mädchen. Das Mädchen aber, als es merkte, daß die Räuber hinter ihm herkamen, kroch in einen hohlen Baum. Ein kleiner Hund der Räuber blieb bei diesem Baum stehen zu bellen. Da stachen die Räuber mit ihren Lanzen in den Baum. Das Mädchen aber wich glücklich den Stichen aus und ward nur ein wenig an einem Arm verwundet. Wie nun die Räuber weiter gingen, kroch das Mädchen aus dem Baum heraus, floh weiter und kam endlich glücklich nach Hause.

Der Müller lud nun alle Räuber zu sich ein, und als diese nun auch wirk-

Digitized by Google

lich erschienen, ward das ganze Haus mit Soldaten umstellt, alle Räuber gefangen genommen und getödtet, und die Räuberhöhle gänzlich zerstört.

Mündlich von J. Rohde in Dahrenwurth. Der Erzähler gab dem Märchen die Ueberschrift: Die Räuber im Müllerhause. — Ein Räubermärchen, welches mir mein Nachbar Behrens erzählte, der es von seiner Mutter hat, weicht nur darin von dem S. 151 u. f. erzählten ab, daß in dem ersten Zimmer Münzen, in dem zweiten Goldbarren und in dem dritten Edelsteine sind; daß der Räuberhauptmann ein Kreuz an dem Hause des Kaufmannes macht, um es, wie es heißt, desto leichter wiederfinden zu können; und daß er nicht von dem Mädchen erstochen, sondern gefangen genommen wird, als er gerade mit dem Dienstmädchen tanzt. Nach einem Angler Räubermärchen ist die erste Stube voll Gold, die zweite voll Silber, die dritte voll Kupfer und die vierte voll todter Menschen und Blut. Vorstehendes und besonders das S. 171. u. f. erzählte Märchen hat auffallende Aehnlichkeit mit dem ostpreußischen „Die Müllerstochter und der Grünbart." (E. Lembke, Volksthümliches aus Ostpreußen II. S. 52 u. f.).

4. Kleine Mittheilungen.

1. Die räthselhaften Zeichen auf Silvesters II. Bulle vom Jahre 999. In Nr. 2 des „Urds-Brunnens" von 1886, die mir erst jetzt wieder zu Händen kommt, findet sich (Seite 24—26) ein Artikel über zwei „räthselhafte Inschriften" auf päpstlichen Urkunden. Eine Beilage führt beide Stücke dem Leser in facsimilirten Nachbildungen vor Augen. Jedem, der unbefangen die Formen betrachtet, muß alsbald klar werden, daß das kleine Stück 2 in ganz anderer Schriftart abgefaßt ist, als das umfänglichere Stück 1. Ließe sich also auch die seltsame keltische Deutung der Zeichen in Johanns XIII. Bulle von 967 aufrecht erhalten — aber eine nüchterne Auffassung spricht entschieden dagegen —, so wäre für die Entzifferung der Schnörkel auf Silvesters II. Bulle von 999 noch gar nichts gewonnen. Nur die richtige Lesung der letzteren soll hier gegen Rabes Mißdeutung vorgebracht werden. — Die kaiserliche Kanzlei sowohl wie die päpstliche hat sich bis an den Beginn des 11. Jahrhunderts eine gewisse Kenntniß der altrömischen Stenographie, der sogen. Tironischen Noten bewahrt — weniger der schwierigeren und kürzeren Form dieser Noten, wonach jedes Wort in ein einziges Bild zusammengezogen wird, als vielmehr der leichteren und längeren Tironischen Silbenstenographie, welche das Wort in so viele Theile zerlegt, wie es Silben zählt. Nun tragen die Schriftbilder der Silvesterschen Urkunde ganz unverkennbar den Charakter der Tironischen Silbenstenographie. Das zweite Zeichen heißt danach ne, das dritte va, das letzte (etwas verzerrt) te. Es liegt sehr nahe, die beiden übrigen Zeichen, welche nach jenem System sich nicht sogleich entziffern lassen, als be und le zu deuten und somit in der Unterschrift eine Wiederholung des apostolischen Schlußgrußes bene valete zu finden. In der That hat schon Kopp in der Palaeographia critica I, 418 die Zeichen der in Rede stehenden Bulle so gelesen. Weitere Urkunden Silvesters II. in denen ähnliche Zeichen vorkommen, hat P. Ewald im „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" IX, 321 ff. beigebracht und deren Deutung ermöglicht. Was aus diesen längst erschienenen Arbeiten, von denen der keltische Deuter nichts wußte, hervorging, daß nämlich Silvester sich manche Abweichungen von dem überlieferten System der Tironischen Silbenstenographie gestattet hat, ist neuerdings von Havet in zwei besonderen Abhandlungen (L'écriture secrète de Gerbert und La tachygraphie italienne du Xe siècle. Paris 1887) als eine Eigenthümlichkeit des 10. und angehenden 11. Jahrhunderts erwiesen worden. Es haben sich ganze Urkunden in dieser Abart Tironischer Schrift mit beigefügter Uebertragung in Gemeinschrift gefunden und die Richtigkeit der bisherigen Deutungen Kopps und Ewalds glänzend bestätigt. Von Keltischem kann somit für Silvesters Bulle nicht mehr die Rede sein.

Weimar. P. Mitzschke.

Digitized by Google

2. Zu Duddus (S. 174). Die Vermuthung, daß Duddus, offenbar ein longobardischer Titel, einfach aus lat. judex entstanden sei, erscheint wir gewagt und bedürfte doch wohl einer Erläuterung in sprachlicher wie hermeneutischer Hinsicht. Allerdings vertritt in den Urkunden der Duddus den Richter, aber nicht den gewöhnlichen stolesazo, sondern den summus judex d. h. den Herzog, in dessen Auftrag (ex jussione) er Schenkungen und Privilegien ertheilt oder bestätigt. Wo der Herzog persönlich fungirt, ist kein Duddus aufgeführt, wo hingegen der letztere waltet, werden zugleich judices benannt. Hieraus folgt wenigstens, daß der Duddus kein einfacher Richter, sondern mehr als dieser und mit einer ausübenden Gewalt betraut war, ähnlich wie bei den Franken der Majordomus, welcher Kanzler und Siegelbewahrer war. In allen Urkunden ist der Duddus zugleich Referendarius oder vortragender Rath, und in der Urkunde vom Jahre 708 steht anstatt des häufig vorkommenden Titels Duddus et Referendarius ein Vicedominus et Referendarius. Die amtliche Stellung ließe sich daher durch Vicedominus wohl erläutern, aber nicht die sprachliche Form Duddus mit ihrem dreifachen d. Für diese reichen auch die mannigfachen Vergleiche aus den Sprachen der Völker nicht aus, mit denen die Longobarden auf ihren Wanderungen in Berührung gekommen waren. Z. B könnte an den Tudun oder Khan der mit den Longobarden vor ihrem Einzuge in Italien verbündet gewesenen Avaren gedacht werden, doch scheint mir eine lateinische Deutung näher zu liegen, wenn man sich das dunkle Wort auf dem Wege der Diplomatik entstanden denkt, wie das mittelalterliche Eppus für episcopus, Jetus für jurisconsultus oder in longobardischen Urkunden vd und ud für vir devotus. Hierfür spräche auch der Umstand, daß sämmtliche Urkunden, worin der Duddus vorkommt, mit einer einzigen Ausnahme vor dem „notarius" errichtet und von demselben ausgefertigt sind, was nur in den Fällen geschah, wo römisches (justinianische) Recht in Anwendung kam. Vielleicht vermag der Archivar Pick, Assessor a. D., zu Aachen, über den Duddus genügende Auskunft zu ertheilen. Bis dahin vermuthe ich einen Ducideditus, dem wenigstens die drei d nicht fehlen. Die Jodduttenbänke scheinen mir zu den Duddus nicht zu gehören; die Silben jo und ju bedeuten im Angelsächsischen „einst" oder „vormals" und in niederdeutschen Gegenden „Dutten": Klumpen, Tölpel, Riesen, wie Grimm (Mythol. 451) und Berghaus (Sprachschatz der Sassen) anführen. In der Aesop-Uebersetzung bezeichnet dutte ein albernes Frauenzimmer, auf dem Hunsrück tudd noch heute albern und im Littauischen duda in der Bauernsprache einen Dummkopf lauter Ausdrücke, welche der longobardische Duddus sich nicht gefallen lassen würde. Sz.

3. Jodutte. In den kleinen Mittheilungen der Nr. 11 finde ich das Wort „Jodutte" besprochen. Ich beehre mich, Ihnen mitzutheilen, daß in meiner Vaterstadt seit alter Zeit eine Straße des ältesten Stadttheils, der „Alten Wyk" den Namen Jodutenstraße behalten hat. Manche Erklärer wollen diesen Straßennamen dahin auslegen, daß dort eine Gerichtsstätte gewesen sei, an welcher die Recht Suchenden den Schrei: „Jodute", d. i. Hülfe, ausgestoßen hätten. Nach einer Notiz bei Leibnitz soll jedoch der Name anderer Auslegung fähig sein und einem Braunschweiger Provinzialismus entspringen, nach welchem „Gedutte" = plebs, niederes Volk bedeute. Mir persönlich ist der letztere Ausdruck und dessen Auslegung fremd und scheint mir mehr eine Unterlegung des bereits vorhandenen Namens zu sein.

4. Doven-See. Ebenfalls giebt es bei uns einen „Doven-See". Dieser „Dove-See" liegt in Mitten eines Moores, an welchem noch heute Torf gebacken wird. Es würde also auch hier die Auslegung der Mittheilungen unter Nr. 5 zutreffen, wonach dove, duv, duff = schwarz, seine Benennung von der schwarzen Oertlichkeit ableitete.

Albert Nieß, Braunschweig.

5. Bollwisch, Ramswisch. In einem der letzten Hälfte der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" macht Herr Professor Handelmann-Kiel einige Mittheilungen über Flurnamen, die mit „Boll", „Ramm" u. s. w. zusammengesetzt sind. Zu diesen Ausführungen möchte ich an dieser Stelle einige weitere Bemerkungen machen. Bei meinem Heimathsdorfe Baale im Kreise Rendsburg giebt es einen Bollweg, eine Bollwisch und eine Ramswisch. Bei Burg a. F. kommt

Digitized by Google

ein Bullenbrook vor. Auf Fehmarn findet man überhaupt die Flurnamen Hengstweide, Bullenloos, Ramswisch und Beerkoppel häufig. Daß die Nutznießung aus diesen Feldern demjenigen Dorfsinsassen zu Theil wurde, der verpflichtet war, den Dorfeber, den Hengst, den Bock oder den Eber, der hier ehedem im Volksmunde Beer, Behr oder Berrendt genannt wurde, zu halten, erhellt aus den alten Fehmarnschen Dorfbeliebungen. Noch heute bezeichnet man auf Fehmarn die Brunstzeit der Sau mit dem Ausdruck: „De Sög beert." Die mir vorliegende Beliebung der Gemeinde Bannesdorf a. F., vom Jahre 1666, setzt die Bedingungen für das Halten des „Bullen", „Bock" und „Beer" genau fest. In einem Schriftstück vom Jahre 1733 finde ich, daß ein Christian Dreyer von der Gemeinde Bannesdorf 5 Scheffelsaat Acker, „so von Anfang by dem Berrendt gehört hat", gekauft habe. Wie die Gemeindemitglieder bei dieser Gelgenheit bekunden, ist dieser Acker ursprünglich von der Gemeindeweide genommen und schon in alten Zeiten von dem Baulag für das Halten des Ebers bestimmt worden. In demselben Jahre verkauft die genannte Gemeinde das Bullenloos, „so stets und allzeit by dem Bullen gehört hat." Darnach ist es wohl als sicher anzunehmen, daß die mit „Boll", „Ramm", „Hengst" und „Beer" bezeichneten Fluren in den meisten Fällen ihrer ehemaligen Bestimmung, als Entschädigung für die zum Halten dieser Thiere bestimmten Dorfbewohner zu dienen, den Namen verdanken.

Burg a. Fehmarn. J. Voss.

6. Lepe (VI, 164). Der alt-ditmarsische Vogelname Lepe bezeichnet den Kibitz. Dieser Vogel heißt noch jetzt in der friesischen Sprache (West-Friesisch), wie man sie in der niederländischen Provinz Friesland (zwischen Fli und Lauers) spricht: Ljeap oder Ljiep, ein Wort, das mit dem friesischen Zeitwort leape, engl. to leap, sprungweise oder ruckweise laufen, wie ja der Kibitz besonders thut, zusammenhängt. Ist Lepe, Ljeap oder Ljiep nicht auch ein Beweis zur Behauptung: die Ditmarscher seien ursprünglich Friesen?

Haarlem. Johan Winkler.

7. Lepe = Kibitz (VI, 164), nordfries. lipe, liapen (auf Silt wipen); ostfries. lêp, lep. Das Wort darf sicherlich der Reihe von Wörtern zugezählt werden, die Nevcorus als „fresche" bezeichnet. C

8. Wasserprobe der Hexen. Beim Lesen der von dem Herrn Kinder im letzten Heft des „U.-B." veröffentlichten interessanten Abhandlung über den „Aberglauben in Dithmarschen" wurde ich an eine Sage erinnert, die ich in meiner Jugend vielfach gehört habe. Diese Sage betrifft die ehedem mit den Hexen und Zauberern vorgenommene Wasserprobe (die bekanntlich darin ihre Begründung fand, daß man annahm, das Wasser würde etwas Unreines nicht in sich aufnehmen) und spielt auf dem bei dem Kirchorte Schenefeld im Kreise Rendsburg belegenen Krinkberge, der vor einigen Jahren durch einen Fund von Münzen aus der Karolingerzeit für unsere Alterthumskunde so große Bedeutung erlangt hat. Auf diesen Hügel nun, so wurde erzählt, soll im Anfange des 17. Jahrhunderts eine Hexe verbrannt worden sein. Dieselbe war die Ehefrau eines Landmannes aus dem Dorfe Baale. Sie ward von vielen Einwohnern und Nachbarn selbigen Dorfes der Zauberei, womit sie ihnen Schaden an Leib und Leben, an Vieh und sonstigem Eigenthum zugefügt hatte, bezichtigt, demzufolge ihr der Proceß gemacht und ein peinliches Verhör mit ihr vorgenommen wurde. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch wurde sie zur Wasserprobe zugelassen, der sie sich dann in Rendsburg in Gegenwart des Amtmannes unterziehen mußte. Ihre Schuld wurde dadurch unwiderleglich nachgewiesen. Als sie nicht augenblicklich untersank, rief sie den Teufel um Hülfe an und sprach „Düwel, smied'n Steen op!" Aber der Satan ließ sein Opfer im Stiche. Als eine Folge dieser nicht bestandenen Wasserprobe war es anzusehen, daß das Dinggericht des Kirchspiels Schenefeld die Zauberin zum Tode des Verbrennens verurtheilte, welche Proeedur dann, wie bereits erwähnt, auf dem genannten Krinkberge mit der für überführt gehaltenen Hexe vorgenommen wurde. J. Voß.

9. Uphörne. (S. 155). Es scheint, als wenn der Name Uphörne als Flurname bei St. Annen nicht mehr vorkommt. Ich möchte aber annehmen, daß diejenigen

Digitized by Google

Häuser, die jetzt „up'n Siel', (auf dem Siel) heißen, ehemals diesen Namen getragen haben, da diese in einem Hærn oder Winkel, da wo der Bösbütteler Koogsdeich mit dem Eiderdeich zusammentraf, liegen. — Zu Hærn bemerke ich noch, daß diese Bezeichnung hier in Dithmarschen noch existirt in Horn = Dachecke des Hauses, Hárentän = Eckzahn, Horn, Hærn = Nebenhimmelsgegend (de Wind wait ut'n annern Horn = der Wind weht aus einem andern Winkel). Auch in Flurnamen kommt Horn noch vor, wie Norderhorn = Nordecke des Preiler Sommerkoogs, desgleichen des ehemaligen Bösbütteler Koogs, Kaltenhörn, Warmhörn in Eiderstedt ꝛc. Hærn heißen auch die Abseiten derjenigen Häuser süchsischer Bauart in der Hohner Gegend, wo das Gesinde schläft. H. Carstens.

10. **Pfingstberg.** (S. 156, Bd. 5.) Bei Föhrden unweit Rendsburgs in Südschleswig liegt ein Fingshoop (höp = Hügel). Der Name hat sicherlich nichts mit Pfingsten zu thun, da er dann im Volksmunde Pingshoop lauten müßte. Auch der Pfingstberg bei Plön wird im Volksmund Pingsberg lauten bez. gelautet haben. C.

11. **Ein Pfingstbrauch.** Zahlreiche alte Pfingstbräuche sind mir zur letztverflossenen Pfingstzeit bekannt geworden, in denen das Frühaufstehen eine sehr bedeutende Rolle spielt. Mitgetheilt sind verschiedene in der von mir und Max Bittrich herausgegebenen „Festmappe für Zeitungen". Ein meines Wissens noch ungebucht gebliebener Pfingstbrauch möge im Urdsbrunnen eine Stätte finden. Danach genoß im Lüneburgischen bis vor Kurzem noch die Dienstmagd, welche am Pfingstmorgen zuerst zum Melken ging, das seltene Recht mit dem hölzernen Teller, welchen man, um das Ueberschülpen der Milch zu verhindern, in den Eimer zu legen pflegt, so lang und so heftig auf der Reservebütte zu trommeln, bis der Boden aus derselben sprang. Sobald die übrigen Mädchen das wahrnahmen, sprangen sie wie der Wind aus den Federn und fingen gerade so zu trommeln an. Das zuerst aufgestandene Mädchen erhielt von den jungen Burschen des Dorfes einen Blumenkranz, die zuletzt aufgestandene einen Strohkranz. Der Dienstherr aber mußte die Bütte auf seine eigene Kosten wieder heil machen lassen.
Möllenfen b. Sibesse. H. Sohnrey.

12. **Stormarnsche Lokalsagen** von Burmeister. Auf der Grenze der beiden Feldmarken, Eichede und Sprenge, lag vor langer Zeit eine alte Ritterburg, die Steinburg. Doch dieselbe ist zerstört und nichts davon übrig geblieben. Ein herrlicher Buchenwald, ebenfalls Steinburg genannt, liegt jetzt an der Stelle, wo früher die Raubritter das gestohlene Geld und Gut zusammenscharrten. Als die Ritter merkten, daß ihre Macht ein Ende nehmen werde, wollten sie noch den größten Schatz, den sie besaßen, eine goldene Wiege, verbergen. Da machten sie sich eines Nachts an das Werk und verscharrten die Wiege auf dem hügeligen Land, welches unbebaut, kahl und leer bei der Steinburg liegt. Es gehört zu der Gemeinde Franzdorf, und der gewöhnliche plattdeutsche Ausdruck ist: Schönhörner Schwinwee. Wenn nun ein starkes Gewitter über die Steinburg zieht, grelle Blitze und krachender Donner die Luft erschüttert; wenn der tosende Sturm die schlanken Buchenstämme hin und herschaukelt, und der strömende Regen die dürren Gräser des Hügellandes tränket, dann soll die goldene Wiege sich mitunter noch durch Poltern und Rumoren in den Hügeln hören lassen. — In dem kleinen Walde Rögen, zwischen Todendorf und Mollhagen, liegt ein großer Felsblock. Derselbe soll zur Heidenzeit als Opferstein gedient haben. — Wo der Fußsteig von Mollhagen nach Eichede führt, auf der Grenze der beiden Feldmarken fließt ein kleines Bächlein und führt ihr silberhelles Wasser der Trave zu. Hier soll einst, vor langer Zeit ein grundloser Teich gewesen sein. In dieses Wasser fiel ein Jude mit seinen Waaren und ertrank darin. Unter denselben war ein kostbares Halsgeschmeide, welches der Jude einer Frau abgeschwindelt hatte, und deshalb hat er nun keine Ruhe in seinem nassen Grabe. Bei stürmischem Wetter soll er dort zuweilen des Nachts umherlaufen und laut klagen und jammern um das verlorne Kleinod. Findet er dasselbe bei seinem nächtlichen Suchen, so findet er auch die langersehnte Ruhe.

13. **Pflanzensage.** (S. Jahrg. III, 99). Zu der mitgetheilten Sage, daß die dreizahneindrücke im Schilfblatt von Christus herrühren sollen, finde ich in Wossidlo,

Digitized by Google

Volksthüml. aus Mecklenburg, H. 1, S. 28, folgendes: „Unser Herr Christus ist einst auf einem Boot gewesen, das leck ward und er konnte nicht ans feste Land kommen. Als er nun dicht bei einem Rethfeld ist, greift er darnach, kann aber nicht viel zu fassen kriegen, und in den einen Halm, der gerade recht steif ist, hat er mit den Zähnen hineingebissen", davon sind die Bisse darin Oder: „Unsern Herrn Christus haben sie den Schwamm mit Essig auf einem Schilfrohr gegeben, und in seiner Angst hat er da hineingebissen" und davon sind die Bisse darin. Nach einer dritten Erzählung stammen die Zahneindrücke vom Teufel. „Alle schiefen Bäche im Lande hat der Teufel mit seiner Großmutter gehackt; und als sie bei der Recknitz sind, da reißt die Alte einen Strang ab, und nun geht es ja immer hin und her, dicht am Wasser entlang, und im Schilfrohr hat sie sich festgebissen, drei Zähne sind noch in jedem Blatt." C.

14. Heilighaltung des Brotes. (S. 78). Mit der Heilighaltung des Brotes hängt auch wohl der Glaube zusammen, daß man in einem Kornfelde kein Haus bauen dürfe, welcher Aberglaube hier in Dithmarschen noch weit verbreitet zu sein scheint. Als vor einigen Jahren im Lundener Koog ein neues Haus in einem Weizenkrug erbaut ward, hieß es allgemein, daß es Unglück über die Bewohner bringen werde. C.

15. Schlittschuhlaufen. Das Schlittschuhlaufen ist jedenfalls in kalten Ländern zur Befriedigung eines Bedürfnisses erfunden. Die früheste Erwähnung ihrer geschieht in der germ. Mythologie. Uller, dem Gott des Sanges, wird in derselben die Erfindung des Schlittschuhes zugeschrieben. Zur Zeit der Entwickelung der germ. Mythologie benutzte man hier schon das Eisen, und ist es wahrscheinlich, daß der Schlittschuh aus Holz und mit Eisen beschlagen war. Allein der Schlittschuh war viel früher bekannt, und hat man auch in Pfahlbauten solche gefunden, die aus Knochen bestehen. (desgl. in den niederländ. Terpen. C.) Ende des vorigen Jahrhunderts trugen auch Klopstock, Claudius und Göthe zum Entstehen des Eissportes bei, und neuerdings werden in Städten künstliche Eisbahnen angelegt. Martens, Hamburg.

16. Reckreim aus Wusseken, Kr. Bütow (Hinterpommern).
Regen, regen kleine (grote) Druppen, de Mäkens (Junges) sind von guldne Puppe, de Junges (Mäkes) sind von Düwedreck, de Mäkes (Junges) springen äwert Heck, de Junges (Mäkes) falle inne Düwedreck (oder Dreck). Knoop, Posen.

17. Hörnerkirchen (S. 155) ist die Kirche sammt später entstandener Ansiedelung der beiden Dörfer Osterhorn und Westerhorn, liegt in der Mitte zwischen beiden. Sie ist, wenn ich früher richtig berichtet worden bin, erst Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden und die Ansiedelung in ihrer Nähe heißt noch im Volksmunde: Bikarken und ist nicht Hörnerkirchen, wie der officielle Name lautet. Ich weiß dies, weil mein verstorbener Großvater Prediger in Barmstedt, wohin früher Oster- und Westerhorn eingepfarrt waren, gewesen ist. W. H. M. Hg.

18. Kronsbeere. Woher der Name Kronsbeere? Sollte er mit „Krammets (»Vögel") zusammenhängen? Martens, Hamburg.
Kronsbeere, neuhochd. Kranichbeere, in Stapelholm und Dithmarschen maasbai (Moosbeere), in Dithmarschen sonst auch kransbai und tiedjebai; ostfr. krons-bêj, nordfr. maasebeje, mosebeje; dän. und schwed. tranebær = Kranichbeere, soll nach dem Kranich, der die Beeren lieben soll, benannt sein. (Ostfr. Wb. II, 372).
H. Carstens.

19. Kronsberg. Wo überall kommt der Name „Kronsberg" vor? Hängt er stets mit „Krodus" zusammen? Martens, Hamburg.

20. Baklöserein aus Neuengörs bei Segeberg. (Bd. II, 163, 198, 243; Bd. III, 24, 96; Bd. IV, 127.)

Hüpp, wüpp —
Stüdn od'r Bodd'rmelk;
lät d' gut raffgän,
lät d' lên Schäd'n dön. Mitgetheilt von Paasch, St. Annen.

21. Krune, Krane, wickle Schwone. (S. 128.) Am Niederrhein wurde von den Kindern gesungen:

Krone-Krane Mißle-Hahne! (Kronen Kranich, Mißhahn!)
We will mit no England fahrn?
England is geflotn,
de Slötel is gebrokn (und noch ein Vers, den ich vergessen.)
Kikeriki!

Von alten Leuten wurde dieser Sang auf den fränkischen Adler und die Kontinentalsperre unter Napoleon I. bezogen. v. Sz.

22. Abergläubisches aus Schlesien.*)

1. Geburt und Kindheit:

Frauen in guter Hoffnung dürfen nicht zu Pathen stehen, da der Tod des Täuflings auch den Tod ihres eigenen Kindes zur Folge haben würde.

Eine Wöchnerin soll zu keiner Hochzeit gehen, sonst passirt ein Unglück.

Am Sonntage geborene Kinder, Sonntagskinder, haben Glück und sehen viel, d. h. was andere nicht zu sehen bekommen. (Weit verbreitet C.)

Kinder, im Neumond geboren, werden nicht alt.

Kinder, welche in ein und demselben Zeichen geboren sind, haben auch gleiches Schicksal.

Ungetaufte Kinder soll man nicht ins Freie tragen.

Der „Pathenknispel", Pathengeschenk, das dem Kinde hinter dem Altar ins Taufbettchen gesteckt wird, muß zu Hause von der Mutter, und zwar über dem Munde des Kindes geöffnet werden, dann lernt dasselbe zeitig sprechen.

Baldigen Tod verkündet dem Kinde das Sterbeglöckchen, wenn dieses grade während des ersten Kirchganges der Mutter nach Geburt des Kindes geläutet wird.

Die leere Wiege darf nicht geschaukelt werden, so lange das Kind nicht das erste Lebensjahr erreicht hat, sonst stirbt es. Dasselbe Schicksal trifft ein Kind, das den Namen eines verstorbenen Brüderchens oder Schwesterchens als Rufnamen führt. (Desgl. in Dithmarschen. C.)

Kann ein Kind das Wasser nicht halten, so kommt das daher, weil einer der Pathen an demselben Uebel leidet oder einer der Taufzeugen auf dem Wege zur Kirche sein Wasser abgeschlagen hatte, ohne das beigesteckte Pathengeld bei Seite zu legen.

Ein Kind unter einem Jahre darf nicht beregnen, sonst kriegt es Sommersprossen.

Kinder mit blauen Nasen oder blauen Adern auf der Nase sterben früh. (Solche Kinder tragen ihren Sarg auf der Nase, heißt es in Westfalen. C.)

Leidet das Kind an der Fraise, so muß die Mutter es in ihren Brautrock einwickeln; das hilft.

Kinder dürfen nicht der Brust entwöhnt werden, wenn die Vögel fortziehen, sonst werden auch auch solche Kinder wanderlustig.

Man soll nicht über ein Kind hinwegsteigen, auch darf dieses nicht zwischen zwei Stuhlbeinen oder niedrig angebrachten Schnuren und Stangen u. s. w. hindurchkriechen, damit es nicht im Wachsthum gehindert werde. (Aehnlich in Dithmarschen. C.)

Das Kind muß, sobald es 9 Jahre alt geworden, seinen abgebundenen Nabel aufknüpfen. Es knüpft sich damit den Verstand auf.

Kinder, welche mit Brotkrümchen wüsten, müssen dieselben nach dem Tode mit blutenden Augen suchen.

Dem Kinde, das seine Eltern schlägt, wächst die Hand zum Grabe heraus. (Weit verbreitet. C.)

Viel Läuse in der Jugend, viel Schulden im Alter.

---

*) Diese Mittheilungen sind hauptsächlich im Munde des Volks gesammelt worden, jedoch haben auch die Schles. Prov.-Blätter 1785—1849 u. 1862—1872, sowie Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, Berlin 1884, eine reiche Ausbeute geliefert.

Digitized by Google

2. Brautstand:

Wenn Brautleute einander Haarlocken schenken, wird das Verhältniß wieder aufgelöst.

Liebende dürfen sich nichts Schneidendes, z. B. Messer, Scheeren schenken, sonst wird die Freundschaft zerschnitten.

Giebt die Braut ihrem Verlobten als Geschenk Börse oder Geldbeutel, so werden sie arm.

Die Braut darf an ihrem Brautkleide keinen Stich selbst nähen, andernfalls stirbt sie ein Jahr nach der Hochzeit.

Regnet es der Braut in den Kranz, wird das Paar reich.

Läßt sich am Hochzeitstage die Sonne gar nicht sehen, so ist auch die Ehe liebe- und freudenleer.

Ist eine Braut im Dorfe und zugleich ein offenes Grab, so stirbt eines von den Brautleuten.

Wenn zwei Schwestern zusammen Hochzeit (Doppelhochzeit) machen, wird die eine von beiden unglücklich, mindestens bleibt eine kinderlos. (Letzteres ist auch in Dithmarschen bekannt. C.)

Wenn sich zwei Bräute in der Kirche begegnen, muß die eine zur Thür hinaus. Treffen sie zusammen, haben sie kein Glück.

Steckt die Braut, ehe sie zur Tauung geht, Geld in die Schuhe, so hat sie solches immer im Hausstand.

Zu gleichem Zwecke muß der Bräutigam der Braut das zum Auflegen in der Kirche bestimmte Geld geben.

Kriechen bei der Hochzeit die Kinder unter den Wagen hindurch, so stürzt der betreffende Wagen bei der Fahrt um.

Sitzt in dem umstürzenden Wagen die Braut selbst, so giebt es eine unglückliche Ehe. Fällt dabei auch der „Zuchtjungfer" ihr Kranz herunter, so trifft sie einst das unglücklichste Loos.

Beim Passiren der ersten Straßenecke auf dem Wege zur Trauung muß sich das Brautpaar küssen, dann bleibt es sich immer gut. Bei dieser Fahrt darf es nicht rückwärt schauen.

Beim Betreten der Kirche darf kein Zwischenraum zwischen Braut und Bräutigam sein, das Paar muß dicht an einander gedrängt durch die Pforte gehen, sonst tritt der Böse zwischen jene und trennt ihre Herzen und ihr Glück.

Die Braut muß beim Betreten der Kirche den Fuß vor dem Bräutigam in dieselbe setzen, dann gewinnt sie die Herrschaft in der Ehe.

Dasselbe geschieht, wenn die Brant vor dem Altar dem Bräutigam auf den Fuß tritt.

Wer von der Brautleuten am Altar zuerst niederkniet, stirbt zuerst.

Brennen die Lichter am Traualtar hell, so bedeutet das Glück, brennen sie dunkel, so ist die Zukunft unglücklich.

Brennt nur das eine Licht dunkel, so trifft das Unglück denjenigen der Brautlaute, auf dessen Seite sich das Licht befindet.

Auf wessen Seite am Altar die Kerze flackert, derjenige behält in der Ehe die Oberhand. Wessen Kerze verlöscht, stirbt.

Werden während der Trauung die Glockenstränge (aus Bosheit oder Uebermuth) verschlungen, so giebt es argen Krach unter den jungen Eheleuten.

Die Braut darf das ihr beim Hochzeitsmahle vorgelegte Stück Brod nicht verzehren, sondern muß es mit etwas Salz wohl aufbewahren; dann leiden die Eheleute nie Mangel.

Wer die Braut gesehen, dem thut der Bauch nicht weh.

Ist der Mann jünger als seine Frau, so werden sie reich.

Der Mann darf den Trauring niemals vom Finger ziehen, wenn die Ehe eine glückliche sein soll.

Digitized by Google

3. Tod:

Gräbt man die Erde aus, worauf ein Mensch getreten war, und hängt sie in einem Säckchen in die Feueresse, so muß der betreffende Mensch verdorren.

Wenn ein Zeichen gegeben wird, d. h. wenn die Klagemutter (= Käuzchen) schreit oder wenn es an's Fenster klopfte, ohne daß jemand da war, so stirbt ein Familienmitglied oder ein Verwandter.

Bellen die Hunde zur Erde, stirbt jemand in der Nachbarschaft.

Heult der Hund oder singt eine Henne, krächst die Schildkrähe, zeigt sich beim Brechen oder Anschneiden des Brotes, daß es „erlöst" ist, d. h. im Innern einen Querriß hat, verliert man einen Zahn, zerspringen plötzlich Gläser oder Flaschen, oder bleibt ohne jede Veranlassung die Uhr stehen, so sind auch dies Anzeichen eines Todesfalles im Hause. In manchen Gegenden unterliegt schon das Liegen des Brotes auf der braunen Kruste der gleichen Deutung.

In manchen Dörfern wird „Scheidepuls" (Läuten zu Ehren des Verstorbenen) mit allen drei Glocken geläutet. Schlägt die große Glocke zuletzt an, stirbt ein Alter, schlägt die mittlere, so gilt es einem in den Mitteljahren, und schlägt die kleine Glocke zuletzt an, stirbt ein Kind.

Wenn an einer Hand alle fünf Nägel „blühen", weiße Flecken haben, bedeutet es baldigen Tod des Betreffenden.

Kommt man in eine fremde Stadt und begegnet hier einem Leichenzuge, so muß man bald selbst ins Gras beißen.

Stirbt wer, muß man das Fenster öffnen, damit die Seele hinaus kann.

Stirbt der Hausherr, muß man es den Bäumen, den Bienen und dem Vieh ansagen, sonst stirbt eines nach dem andern.

Stirbt ein Verwandter, so fängt der Tisch an, von selbst einige Male zu klopfen oder die Thürklinke schnappt zu.

Ertrunkene muß man mit Brautkleider zudecken, dann kommen sie bei Sonnenuntergang von selbst wieder zu sich.

Wer einen Erhängten losschneidet, muß ihm eine Ohrfeige geben, sonst geht dem Abschneidenden der Teufel nach, der andernfalls keinen Theil an ihm hat.

Wer einen Wagen mit einem Selbstmörder begegnet, stirbt einst auch als solcher.

Wird ein Erhangener begraben, so muß das Stroh, auf dem der Leichnam gelegen, und der Ast, an welchem er gehangen hatte, in kleine Stücke zerhackt und besonders verscharrt werden, sonst geschieht entsetzliches Unglück im Orte. Schles. Prov.-Bl. 1795.

Stirbt einer durch Verunglückung einen plötzlichen, also unseligen Tod, so muß er am Halse, an der Brust, am Unterleib und an den Beinen mit größter Gewalt fest auf ein Brett angeschnürt und mit einem Sack bedeckt werden, damit den ohne den Genuß der heiligen Sakramente Gestorbenen nicht der Teufel holen kann.

Wer zur Kirche geht und ißt, dem bleibt nach dem Tode der Mund offen.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau. E. Küster.

5. Briefkasten.

Mit gegenwärtiger Nummer schließt Jahrgang 6 und giebt mit derselben Herr Möller den Verlag und Druck der Zeitschrift auf. Da angenommen werden darf, daß manche Leser und Mitarbeiter das Eingehen des Blattes bedauern würden, ist Herr Carstens in Dahrenwurth bei Lunden bereit, für ein ferneres regelmäßiges Erscheinen desselben Sorge zu tragen, wenn die Freunde der Zeitschrift ihm ihre Mithülfe in Betreff der Verbreitung u. s. w. gütigst zuwenden wollen. Es wird dringend gebeten, ihm Abonnementsanmeldungen und sonstige Mittheilungen baldigst zugehen zu lassen, damit einer Verzögerung in der Herausgabe vorgebeugt werde. Herr Carstens übernimmt für Jahrgang 7 die Hauptleitung der Redaction, und nöthigenfalls auch die Expedition. Unterzeichneter giebt sich der Hoffnung hin, daß bei zunehmender Fürsorge der Freunde das Blatt an Gediegenheit und Verbreitung zunehmen werde. Ueber eingegangene literarische Beiträge in nächster Nummer.

Rendsburg. F. Höft.

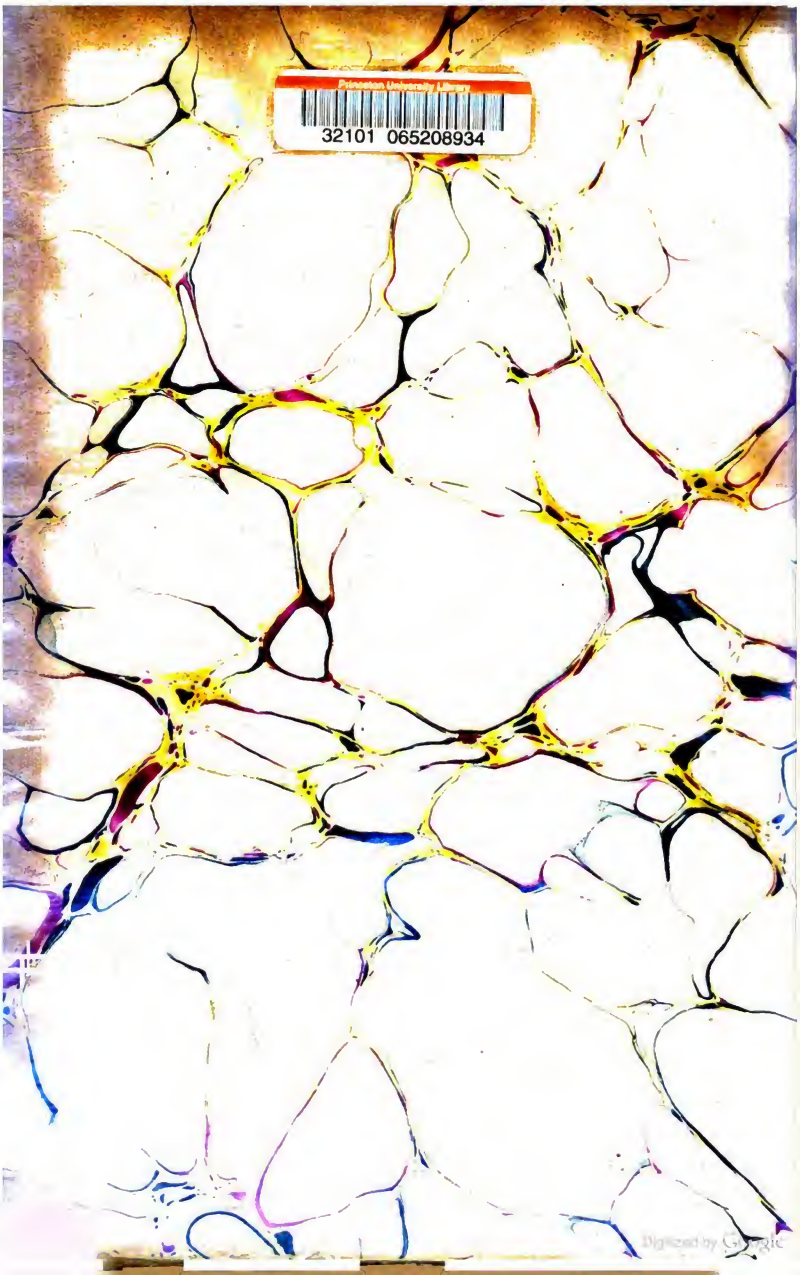
Für die Redaction verantwortlich F. Höft. — Druck von H. Möller, Rendsburg.

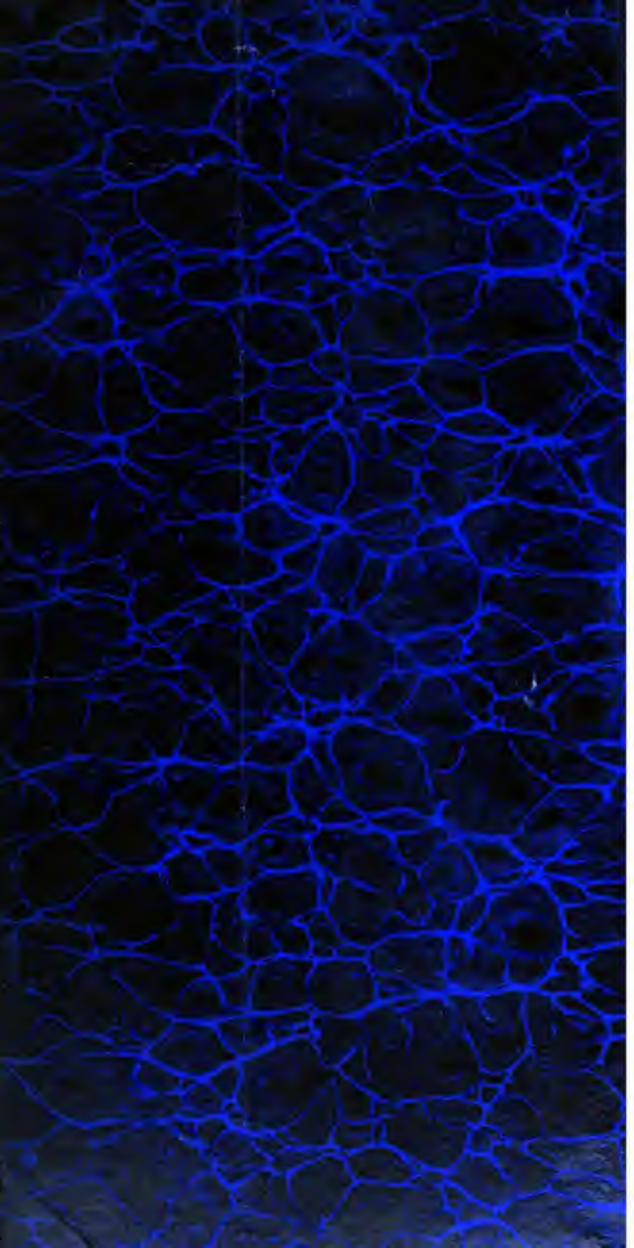
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 065208934
Digitized by Google


Digitized by Google